Die

Geschichte der deutschen Wappenbilder.

Aus

Ralf von Retberg's Nachlasse.



Frankfurt am Main.
Heraldischer Verlag von Wilhelm Rommel.
1888.


RALF VON
RETBERG
MDCCCLXVII
LIV JAR
ALT

Die

Geschichte der deutschen Wappenbilder.

Aus

Ralf von Retberg's Nachlasse.



Frankfurt am Main.
Heraldischer Verlag von Wilhelm Rommel.
1888.

Vorwort.

Hiemit übergeben wir die von Retberg nachgelassenen Handschriften, zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, der Oeffentlichkeit. Vorher seien uns aber noch einige Worte über den Verstorbenen und sein Werk verstattet.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, eine nach jeder Richtung hin treue Schilderung der vielseitigen Thätigkeit Retberg's zu geben; dies mag Männern vorbehalten bleiben, welche, durch langjährige Freundschaft hiezu berufen, am besten im Stande sind, dem vielgeschätzten, doch wenig gekannten Manne ein Denkmal zu setzen.

Sollten die umfangreichen Tagebücher Retberg's einmal, wenn auch auszugsweise, gedruckt werden, so würde dies zugleich mit den Nachrichten über das eigene Leben ein höchst interessantes Bild der geistigen Strömung der letzten fünfzig Jahre geben. Da dies aber in weiter Ferne steht, so können wir nur bedauern, daß der von Retberg selbst geschriebene: „Kurze Lebenslauf eines deutschen Sprach- und Culturforschers" nicht vollendet worden, sondern nur bis zur Lieutenantszeit gediehen ist. Er beginnt folgendermaßen:

„Es war an einem schönen Novembertage (25. Nov. 1812) als ich geboren wurde, in einer schönen Gegend (Lissabon), wo mein Vater (Johann Karl Ludwig von Retberg als Artilleriehauptmann der englisch-deutschen Legion mit seinen Engländern und Irländern, und von meiner Mutter (Karoline Amalia Friederike von Schnehen) begleitet, eingelagert war. Da lernte ich nun gleich von vorneherein zu gleicher Zeit drei Sprachen: portugiesisch, englisch und deutsch, das Englische am besten, weil ich fast immer unter den Kanonieren war, welche in Ermangelung einer Kindsmagd mich Einer um den Anderen umhertrugen."

Als dreijähriges Kind kam er mit seinen Eltern in die kleine französische Grenzfestung Condé und empfing daselbst den ersten französischen Schulunterricht. „Das Französische wurde mir zwar schnell geläufig, aber schnell wie alles französische Wesen zuwider, zumal der Vater, im Anschlusse an das Englische einen lebhaften Sinn für das Deutsche erweckte. — So erwuchs aus der innigen Verehrung meines hochedlen Vaters auch die meines Vaterlandes, noch ehe ich dessen Grenzen überschritten hatte."

1818 wurden die hannöverischen Truppen aus Frankreich einberufen und der Vater in die Garnison Stade versetzt. Dort erhielt der sechsjährige Knabe zuerst regelmäßigen Schulunterricht, bei dessen Beginne er schon für die juridische Laufbahn bestimmt worden war. Auch zu künstlerischem Sinne wurde durch die damals viel beliebten Almanache mit Bildern von Ramberg, der erste Keim gelegt. Retberg versuchte dieselben nachzuzeichnen und lernte, „obwohl diese manierirten Erzeugnisse nicht gerade empfehlenswerthe Vorbilder waren", zuerst künstlerisch sehen. „Es war die Blüthezeit der Romantik, ich selber habe sie gehörig mit durchgekostet, und verhältnißmäßig erst spät mich innerlichst davon zu befreien vermocht."

1823 kam Retberg auf die „hohe Schule", (Gymnasium), welche ihm mit ihrer einseitig-grammatikalischen Methode wenig gefiel, obgleich er gute Erfolge davontrug.

„Nachdem ich die „hohe Schule" 1829 beendet hatte, sollte ich mich für die Göttinger Universität rüsten, um durch den Hofrath Stakemann in das „corpus juris" eingeführt zu werden. Aber, ein deutsches Volk, ohne ein selbstgeschaffenes, ja mit einem fremden, dem römischen Rechte, das wollte mir nicht in den Kopf. . . . . Dazu kam, daß unter uns jungen Leuten damals schon die Vorboten der Juli-Revolution in der Luft schwebten und Viele meiner Freunde von Krieg und Soldatwerden schwärmten."

So wurde denn aus dem Juristen ein Cadet des hannöverischen Garde-Grenadier-Regimentes. Eine plötzlich offen gewordene Stelle ermöglichte es, daß er schon am 24. Mai 1829 nach flüchtig bestandener Prüfung zum Lieutenant ernannt wurde. Diese binnen wenigen Monaten geschehene Umänderung seines Berufes wirkte bestimmend auf sein ganzes Leben. Für ihn wurde die Officierscarrière, die zu jenen Zeiten so leicht die Gefahr geistiger Verflachung bot, der Sporn zur Erlernung der Kriegswissenschaften. Die Geschichte mit ihren Hilfszweigen wurde allem Anderen vorgezogen, während sie vorher von der sprachendrillenden Schule ganz vernachlässigt worden war. Der eiserne Lernfleiß, ein außerordentlich glückliches Gedächtniß und eine rasche Auffassung befähigten den jungen Mann, in der Langweile des Garnisondienstes sich so viele Kenntnisse zu eigen zu machen, daß er sie später alle als Bausteine zu seinen culturgeschichtlichen Arbeiten brauchen konnte. Goethe's Wort: „Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat" sollte sich hier wieder einmal bewahrheiten.

So verging die Zeit unter gründlicher Vorbereitung zu größeren Reisen, wobei auch praktische Einblicke in die verschiedenen Handwerke nicht verabsäumt wurden. Im Winter 1834 hörte

Retberg einen Curs bei dem berühmten Karmarsch, welcher zuerst die Technologie aus den Fesseln des Hergebrachten befreite und sie zu einer echten Wissenschaft erhob. Er lernte auch hier so manches, was, wie er sagt, er im Leben alles brauchen konnte.

1836 unternahm er seine erste Reise durch Deutschland, Frankreich und Belgien, der 1838 eine zweite durch Holland, Schottland und England folgte. Hier fand Retberg's Kunstsinn in den herrlichen Bauten Belgiens, den Meisterwerken vlämischer und holländischer Malerei mächtige Anregung, welche denn auch eingehendere Beschäftigung mit Kunstgeschichte hervorrief. Eine Frucht dieser Studien war die chronologische Tabelle der Maler.

Die dritte seiner Kunstreisen ging nach München, Italien und der Schweiz. Inzwischen hatte Retberg sich verheirathet und rückte zum Premierlieutenant vor.

1844 ging er nach Nürnberg um die „Nürnberger Briefe", seine erste größere Arbeit, an Ort und Stelle fertigzustellen.

Als im nächsten Jahre sein Vater starb, trat wieder eine entschiedene Wendung in seinem Leben ein. Er beschloß aus dem Militärdienste zu treten, und gleichzeitig ein Land zu verlassen, dessen Beherrscher in seinem ganzen Wesen so wenig mit den vorgeschrittenen Zeitanschauungen übereinstimmte.

Das aufblühende München war wohl geeignet, ihn anzuziehen. Durch den Einfluß König Ludwig's entstand ein Kunstleben, die kläglichen Bestrebungen anderer deutscher Residenzen weitaus überragend; was auch die Kritik an den künstlerischen Velleitäten des Herrschers zu mäkeln hatte, München war doch die einzige Stadt, nach welcher es Gemüther mit freierem Aufschwunge der Gedanken hinzog.

Die der Februar-Revolution folgenden Jahre waren der Anlage von naturgeschichtlichen Sammlungen gewidmet; Hand in Hand gingen Studien in Chemie und Mineralogie. Als charakteristischer Zug sei erwähnt, daß Retberg für seine heranwachsenden Kinder die Unterrichtsbücher selbst abfaßte. Zu gleicher Zeit begann Retberg seine Dürer-Studien, vorläufig nur im Copiren von Stichen, und Sammeln von auf Dürer bezughabenden Büchern.

Diese Arbeiten, und ein reger geselliger Verkehr mit dem edlen Hans von Aufseß, mit Hefner-Alteneck u. s. w. gaben auch den Anlaß, Retberg 1854 in den Gelehrtenausschuß des germanischen Museums zu wählen.

Die Sommer wurden zu Badereisen, mit denen immer Localforschungen verbunden waren, verwendet, und im Winter gelangte das gesammelte Material zur Verarbeitung. Philologische Studien (bei Hofmann) und diplomatische (bei Schlichtegroll) sollten ihn in Stand setzen, die auf der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Handschriften und Miniaturen, sowie die Urkunden des Reichsarchives für seine Zwecke zu verwerthen. Mit den zahlreichen historischen und alterthumsforschenden Vereinen Deutschlands trat er in Verbindung, welche erst in späteren Jahren in Folge seiner Kränklichkeit wieder aufgegeben werden mußte. Er begann in umfassendster Weise Vorbereitungen für eine deutsche Culturgeschichte, welche aber nie druckfertig geworden ist. Die von ihm veröffentlichten Bücher sind nur als Vorläufer dieses groß angelegten Werkes anzusehen [1].

Die politischen Ereignisse der Jahre 1864 und 1866 konnten in den Anschauungen eines Mannes, der sein Vaterland über Alles liebte, nur lebhaften Wiederhall finden und der überfluthenden nationalen Bewegung, die auch ihn ergriff, gab er Ausdruck in patriotischen Liedern und Flugschriften. Daß 1866 seine Heimat Preußen einverleibt wurde, begrüßte er auf das Freudigste, da er sich hievon für die kommende Einigung Deutschlands viel versprach. So widmete er denn auch seinen zweiten Sohn dem preußischen

[1] Nachstehend veröffentlichen wir die uns von der Familie übersendete Liste von Retberg's Werken.

Chronologische Tabellen der Maler von Cimabue's Zeiten bis 1840. Hannover 1841.
Uebersichtstafel zur Geschichte der Kunst in Nürnberg. Hannover 1846.
Einige Worte zur Erinnerung an Hannover und die vierzehnte hannoverische Kunstausstellung. Hannover 1846.
Nürnberger Briefe. Hannover 1846.
Nürnbergs Kunstleben. Stuttgart 1854.
Uebersichtstafel zur Begründung einer Geschichte der christlichen Kunst in Oberbaiern. München 1858.
Culturgeschichtliche Briefe. Leipzig 1865.
Diverse Kupferstiche und Holzschnitte. München 1871.

Im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit.

Nachträge zur Geschichte der christlichen Kunst in Nürnberg. 1849.
Grabstein von Erasmus Postar in Reinhardsbrunn. 1853.
Besuch in der neuen Pinakothek. 1854.
Ein Psalterbuch des zehnten Jahrhundertes in der Bücherei zu Stuttgart. 1855.
Dürer's Kupferstiche und Holzschnitte. 1855.
Offenbarung. 1855.
Das Urbamreiten. 1855.
Siegel der Stadt Nürnberg. 1855.
Martin Schongauer. 1855.
Der Holzbildner Desider Beychel. 1856.
Dürer's „Krieger und Tod". 1856.
Zur Symbolik (Schulpforte). 1856.
Das mittelalterliche Beinkleid. 1858.
Zur Symbolik (Paulinzelle). 1858.
Zur Geschichte der Musikinstrumente. 1860.
Zur Geschichte der Feuerwaffen. 1860.

In Neumann's Archiv, 6. Jahrgang:

Ueber Dürer

In v. Löher Archivalischer Zeitschrift:

Zur Geschichte der deutschen Wappenbilder. 1884.

Deutsches Jägerlied. München 1848.
Skizzenbuch (Gedichte). München 1858.
Zum Andenken an C. v. R. München 1862.
Aufruf zur Einigkeit. München 1863.
Zum Besten für Schleswig-Holstein. München 1863.
Das Retberg'sche Becherlied. Wiesbaden 1863.
Reiterlied und deutsches Jägerlied, componirt von Schletterer in „Lieder zu Schutz und Trutz". Berlin 1872.
Wappenalphabet für Freunde. 1865.
Preußisches Wappenalphabet. 1867.
Ferner 32 Facsimile nach Dürer.

Handschriftlich sind hinterlassen worden:

I. Geschichte der deutschen Wappenbilder, bestehend aus: 1. Einleitung. 2. Wappenzierkunst. 3. Sachwörterbuch der Wappenbilder.
Wappenrolle, eine Sammlung von Beispielen zum Sachwörterbuche.
Heraldische Wörterbücher in fünf Sprachen.
Wappenrepertorium, bestehend aus 80.000 Zetteln (begonnen 1873) (Eigenthum der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler" in Wien.)
II. Dürer-Büchlein.
III. Vorarbeiten zur Culturgeschichte.
IV. Kunstgeschichte mit Bezug auf die Wolfegg'sche Bilderhandschrift. (Eigenthum des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.)
V. Literaturgeschichte. (Eigenthum der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München.)
VI. Germanistische Studien; Ueber die Ausscheidung von Fremdworten aus der deutschen Sprache. (Eigenthum des Professors Reinhold Bechstein in Rostock.)
VII. Tagebücher. (Aeußeres und inneres Leben.) Im Besitze der Familie.

Das gegenwärtige Verzeichniß kann keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit erheben; es sollten eben nur die wesentlichsten Hervorbringungen Retberg's namhaft gemacht werden.

Militärdienste. Es ist begreiflich, daß die große Umwälzung von 1870 Retberg noch tiefer berühren mußte und ihn bewog, sowohl in seinen Schriften als auch im vertrauten Verkehre mit Freunden die Verwirklichung seines Jugendideals zu preisen.

Doch bald begann sich langsam jene Geistesrichtung in ihm zu entwickeln, die, ihn von der Oeffentlichkeit abziehend, nicht geeignet war, seinem Bemühen reichliche Früchte zu tragen. Stiller floß sein Leben dahin. Das alte Münchén war nicht mehr. Die Freunde aus der alten Zeit waren allgemach heimgegangen und eine gewisse Sprödigkeit hinderte Retberg, sich mit neuen zu umgeben. Das Schicksal spielte ihm eigen mit; mit Recht weist Dr. H. Holland in einem Nachrufe [2]) auf die Ironie des Schicksales hin, welche Retberg fast immer in der Ausführung seiner weitgesteckten Pläne gekreuzt habe. „Als er alles Material für eine deutsche Kunstgeschichte geordnet hatte, erschien Ernst Förster's fünfbändiges Werk über den gleichen Gegenstand; als Retberg seine Forschungen über Albrecht Dürer abschloß, überraschte M. Thausing die gelehrte Welt durch seine originelle Monographie; als unser Forscher die Resultate seiner durch ein halbes Leben gesammelten culturgeschichtlichen Studien zu verarbeiten beginnen wollte, erschienen die Werke von Weiß, Rückert, Arnold und Anderen, welche neben den Publicationen der Historischen Commission wenigstens Stillstand und neue Aufnahme des riesig anwachsenden Quellenmateriales geboten. Retberg's Arbeit, welche voraussichtlich Epoche gemacht haben würde, unterblieb, weil der Verfasser sich den Umfang selbst für seine eiserne Arbeitskraft als zu weitgreifend gesteckt hatte, dann aber auch weil Retberg allmälig über Buchhändler und Verleger so eigenthümliche Ansichten sich gebildet hatte, daß von einer beiderseitigen Vereinbarung kaum mehr die Rede sein konnte. Mit welchen Gefühlen der Autor vor dem großen Wrack stand, zeigen nur einige kurze seinen Tagebüchern anvertraute Zeilen."

Weit entfernt, durch diese Widerwärtigkeiten sich abschrecken zu lassen, arbeitete Retberg immer fort; ihm war es Bedürfniß zu sammeln, zu schlichten und zu ordnen. Alle Ereignisse des Lebens, alle Gegenstände der Kunst sowie der Natur gruppirte und classificirte er; er war in der That ein „gedankengequälter Geist". Natürlich mußten sich bei einer ununterbrochenen Geistesarbeit, die ihn wochenlang in seiner Studirstube eingeschlossen hielt, die Eigenheiten seines Wesens schärfer ausbilden, als dies der abschleifende Alltagsverkehr sonst zugelassen hätte. Dies zeigt sich schon an dem ungewöhnlichen Style, der ihn charakterisirt, und in seiner Frische mitunter an den freilich viel knorrigeren Johannes Scherr erinnert. Es war kein Wunder, wenn der alternde Mann an der neuen Zeit, dieser Hetzjagd nach Erfolgen, dem Buhlen um die Gunst der Hohen und der Niedern, keinen Gefallen finden konnte und sich von diesem Bilde abwendend, noch lieber zu seinen trauten Studien zurückkehrte. Die Zahl der Freunde wurde gering; doch jene wenigen wogen die Menge der flüchtigen reichlich auf. So lebte er, mehr und mehr in sich gekehrt, umgeben von seinem kleinen Familienkreise rastlos sammelnd, lernend und schaffend. Was sein Gemüth in frohen und trüben Stunden durchzog, das schrieb er nieder in seinen Tagebüchern, und das höchste Gut, das uns das Leben bieten kann, Leben zu genießen und zu leiten, ihm wurde es zu Theil. Ihm war nichts nutzlos; darum arbeitete er, indem er von sich sagte:

„Das ist und bleibt das Schicksal alles Schönen, Wahren und Guten, daß es ohne äußere Anerkennung und Förderung, wohl hundertmal erliegend, immer wieder unbelohnt ringen und kämpfen muß gegen die Gemeinheit des rohen Stoffes der weltläufigen Lüge und der niederträchtigen Bosheit, welche fähig ist, Dir vielleicht Deine ganze Lebensarbeit zu vernichten. Aber bleibe nur getrost, Du fleißige, mißhandelte Seele. Kannst Du auch nicht für Dich ernten, so lass' dennoch nicht ab, für Andere zu säen und den Acker zu bereiten. Mögen Andere, neidisch und selbstsüchtig, Dich todtschweigen, mit dem an Dir verübten Raube glänzen und sich bereichern: Du und was Du gedacht, gearbeitet und geleistet hast, behält darum doch sein ewiges Leben."

Das Schlimmste aber kam noch. War Retberg schon oft genug von der Gicht geplagt worden, so warf ihn nun tödtliches Siechthum auf's Lager. Wie schwer mußte es dem Manne werden, nicht mehr lesen, nicht mehr schreiben zu können! Selbst dann als er gemartert von heftigen Schmerzen, geschwächt von vollkommener Erschlaffung unfähig schien noch zu denken, selbst dann gewann sein reger und willensstarker Geist die Herrschaft über den widerstrebenden Körper und er dictirte seine Ideen der aufopfernden Gattin. Doch immer gewaltiger wurde das Leiden, immer schwächer das Aufbäumen seiner letzten Lebenskraft, und am 12. März 1885 erlag er der unerbittlichen Macht des Unterganges. So endete das reiche Leben eines edlen und tiefen Geistes; wenn auch sein Name nicht über alle Lande geklungen ist, so war es doch einer der besten und strebsamsten Söhne Deutschlands, den sie nun zur ewigen Ruhe betteten [3]).

Wir haben uns nun den heraldischen Leistungen Retberg's zuzuwenden.

Schon 1864 hatte er, unter Mitwirkung von Mayerfels, Heyer von Rosenfeld u. A. m. den Plan gefaßt, ein allgemeines deutsches Wappenlexikon in Angriff zu nehmen, welches, nach einheitlichen Grundsätzen geleitet, den unkritischen Kneschke und das schleuderhaft gearbeitete Stammbuch des deutschen Adels verdrängen sollte. Allein dieses schöne Unternehmen scheiterte diesmal ebenso, wie es noch öfter scheitern dürfte. Unbekümmert jedoch setzte Retberg seine Bemühungen fort, auf gründlicher Kenntniß der alten Wappendenkmale fußend. Er beschäftigte sich mit Vereinfachung der Kunstsprache und gab, als die Vereine „Herold" und „Adler" (1871) in die Oeffentlichkeit traten, nach beiden Richtungen hin, besonders in Schöpfung einer Fachsprache, mancherlei Anregung und Beihilfe. Allgemach, vielleicht durch persönliche Verhältnisse verstimmt, begann Retberg sich dem Schaffen der beiden Vereine zu entfremden und selbstständig fortzuarbeiten. Er sammelte das Wappenrepertorium, eine wahrhaft erstaunliche Leistung, die nur von der des Freiherrn von Linstow überboten ist, und begann die Geschichte der deutschen Wappenbilder zu schreiben. Daß Retberg außer dem Fürsten F. K. von Hohenlohe der Einzige war, welcher, durch seinen unerschöpflichen Fleiß und seine vielseitige Gelehrsamkeit hiezu berechtigt, Vollendetes zu leisten im Stande war, müssen wir ebenso neidlos anerkennen, als wir andererseits zu beklagen haben, daß er durch seine extrem patriotischen Grundsätze sich verleiten ließ, das Gute und Lehrreiche, welches uns die neueren Forschungen ausländischer

---

[2]) Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" Nr. 278, 7. October 1885.

[3]) Die Familie Retberg soll laut Tradition gleich den preußischen Grafen Rittberg von Johann I. Grafen von Rietberg (1481—1516) und dessen zweiter nicht ebenbürtiger Gemahlin Maria Sinzmann stammen. Sie erhielt ddo. Wien 1. Jänner 1754 den Reichsadelstand unter Erneuerung und Bestätigung des alten Adels. Ralf von Retberg bediente sich jedoch selten des diplommäßigen Familienwappens, welches auf dem Titelbatte abgedruckt ist, sondern zog es vor, ein einfacheres Wappen, bestehend aus einem halben schwarzen Adler in Gold und drei silbernen Sternen in Blau, im gespaltenen, manchmal auch im quergetheilten Schilde vereinigt, anzunehmen; zwei solche von ihm selbst nach Dürer gezeichnete Wappen sind hier ebenfalls vervielfältigt worden.

Heraldik erschlossen haben, gänzlich unbeachtet zu lassen, und daß er ferner durch seine Absonderung von den Vereinen „Herold" und „Adler" sich über die von beiden herausgegebenen und gerade für ihn wichtigen Untersuchungen nicht auf dem Laufenden erhalten konnte. So nur konnte es geschehen, daß er in einzelnen Punkten Anschauungen huldigte, die durch aufgefundene Quellenbeweise längst widerlegt worden sind. Die Schriftleitung hat es für ihre Pflicht erachtet, solche Stellen, die dem heutigen Standpunkte der Forschung gegenüber veraltet sind, entweder umzuändern, oder ihnen eine berechtigte Gegenbemerkung beizusetzen.



Mag vielleicht in den folgenden Blättern manches nicht die Probe strengster und mit Beweisstellen ausgerüsteter Kritik bestehen, so können dies doch nur Einzelnheiten sein; und wenn wir hievon absehen, so müssen wir dem Verewigten umsomehr unsere Anerkennung und unsere Bewunderung bezeugen, sobald wir merken, wie hier in einem Spiegelbilde das gesammte Wappenwesen Deutschlands in seiner sinnigen Einfachheit, seiner reichen Ausbreitung und in seinem amtsstubenmäßigen Verfalle an uns vorüberzieht.

Zum Schlusse führen wir die Worte an, die Retberg in einer Vorrede zu seinem Werke mit dem ihm eigenen Freimuthe schrieb:

„Bei näherer Betrachtung meiner Arbeit wird sich alsbald herausstellen, daß der Schwerpunkt derselben wesentlich in dem Sachwörterbuche liegt. Ausgehend von der Ueberzeugung, daß die Wappenkunst nach dem glänzenden Vorgange des Fürsten F. K. aus dem bisherigen Dilettantismus und Bureaukratismus zu einer wissenschaftlich begründeten Gestaltung erhoben und von Zopf und Willkür (bei wiedergewonnener Freiwüchsigkeit) befreit werden müsse, waren die zwei Angelpunkte der Betrachtung: eine gute echtwappenmäßige Zeichnung, deren Styl bis zum Beginne des sechszehnten Jahrhundertes seine feste Gestaltung gewonnen und eine kurze, klarverständliche Fachsprache mit Ausscheidung aller schwulstigen und höchst unnöthigen Wortfülle. War es ja doch soweit gekommen, daß fast ein jeder Wappenkenner sich seine eigene Fachsprache schuf, und manchmal die verrücktesten, oft aber ganz undeutliche Ausdrücke in die Welt setzte, welche dann wieder für Andere weitläufig umschrieben werden mußten. Mangel an Kenntniß der deutschen Sprachformen sowohl nach ihrer geschichtlichen als ihrer mundartlichen Entwickelung schaute fast überall hervor — kurz, es wurde bereits oft das Bedürfniß laut, auch unsererseits wie die Franzosen eine einheitliche Wappensprache zu erstreben. Da nun die alte Wahrheit „je mehr Köpfe, desto mehr Sinne" sich namentlich auch in allen Vereinigungen mehrerer Fach- und Nichtfachmänner bestätigte, so habe ich es auch, eben wie viele Andere, versucht, wenigstens mir selber die Sprache klar zu machen. Um mein Buch, welches für die Zunftheraldiker keineswegs bestimmt ist, für einen Jeden, welcher ihm auf Denkmälern, Siegeln u. s. w. vorkommende Wappenbilder rasch und sicher erkennen lernen will, brauchbar zu machen, dazu bedurfte es einer scharfen und kurzgefaßten Wortbildung, wofür mir alle bisherigen Versuche durchaus untauglich erschienen.

Die Fachheraldiker werden Zeter schreien über mein Buch oder aber — es todtzuschweigen suchen; auf diese Herren kommt es hier aber gar nicht an, sondern auf den Geschichtsforscher, welchem allein ich das Urtheil zustehend erachte, ob er mein Buch brauchen kann oder nicht. Uebrigens ist mir auch wegen der Zunftheraldiker nicht bange. Sie werden mein Buch wohl benützen, oder, wenn sie es nicht thun, alsbald in die unbequeme Lage kommen, daß mit dessen Hilfe jeder Laie besser Bescheid wissen kann, als sie selber."

Erster Theil.

Entstehung und Blüthe der Wappen.

Eine Geschichte der Wappen oder Abbilder des Ritterschildes, gestützt auf die der Siegel, beginnt zwar erst mit der Staufenzeit [4]) 1137 ff., doch zeigen sich die Keime der späteren Entwicklungen schon im 11. Jahrhunderte unter den fränkischen Königen 1024 ff., denn schon um diese Zeit ist zu bemerken, daß

1. der Dreieckschild hie und da Verzierungen zeigt, welche bereits auf eine weitere Ausbildung zu Wappenbildern hinweisen. Der Schild hat nämlich in der Mitte einen Buckel oder nicht, aber dann anstatt dessen ein rundes Beschläge, „Gespänge" und dergleichen andere Verzierungen zur Verstärkung, nagelkopf- oder streifen-, band- und stabförmig, woraus dann später verschiedene Wappenbilder entstanden wie Sonne, Stern, Ball, Raute, Schindel, Gitter, Rand, Rose u. v. a. Auch reich mit Fehestreifen (Pelzwerk) belegt („gestückt") oder aber auf die glatte Fläche bemalt wurden die Schilder dieser Frühzeit und gegen deren Ende bereits mit einer Hinneigung zu den Formen und Farben des eigentlichen Wappenstyles, so zwar, daß die ziegel-, wolken- oder wellenförmige Zeichnung genau dieselbe ist, wie — u. A. im „hortus deliciarum" der Herrad v. Landsperg um 1159—1175 — im Pelzwerke der Gewänder, so daß kein Zweifel sein kann, wie mit einer solchen Schildeszeichnung wirklich ein Ueberzug von Pelzwerk gemeint ist.
2. Führen in Betreff der Wappenfarben die Lehensmannen allerdings schon die des Schildes und Banners ihrer Lehensherren (Fürsten) aber noch schwankend, bald so, bald anders, je nachdem diese eben ihre später sogenannte „Hoffarbe" willkürlich zu ändern beliebten.
3. Kommen unter den Bildern, welche in der Staufenzeit weiter wappenmäßig ausgebildet wurden, namentlich bereits das Netz (Schräggitter) und das Lilienrad vor, d. h. ein Rad mit lilienstabförmigen Speichen, jedoch ohne Felgen. Ein Vorbild des Adlers findet sich in dem Ueberbleibsel eines königlichen Mantels aus dem 11. Jahrhunderte in der Domsakristei zu Metz. Der Löwe endlich — abgesehen von dem zwar bereits 1072 im Schilde Graf Robert I. von Flandern vorkommenden, aber erst hundert Jahre später erblich gewordenen — findet sich als Stammwappen von Habsburg schon 1114 im Schilde Albrecht II.

Nach diesen kurz vorangestellten Bemerkungen sind die Wappen zu betrachten in Bezug auf

1. den Schild und dessen Farben, Theilungen und Gespänge, sowie das Niet- und Nagelwerk.
2. Schildhalter und das Oberwappen, nämlich Helm und Helmzier oder Kleinod.

Endlich das Verhältniß von Schild, Helm und Helmzier. Nach dieser Einleitung werden bei einer etwaigen ausführlicheren Veröffentlichung die einzelnen Wappenbilder folgen, insofern sie nicht nur der Afterheraldik [5]) angehören, nach der Buchstabenfolge geordnet.

Erster Zeitraum unter den Staufen 1137 bis 1273.

1. Der Schild,

dreieckig, oben etwas abgerundet oder scharfeckig, hat Anfangs nahezu gerade, später nach und nach immer mehr ausgebogene Langseiten.

Die hölzernen Schilde wurden [6]) mit einer bindenden Masse von Leim mit Kreide und darüber Leinwand, Leder oder Pergament, auch wohl Pelzwerk überzogen und mit Nägeln oder zier-

[4]) In welcher beiläufig auch erst die Geschlechtsnamen entstehen, daher kein Geschlecht seine Ahnen weiter zurückführen kann. Auch kommt sodann neben dem hohen ein niederer Adel vor, oder vielleicht besser gesagt, man fing an, beide schärfer zu unterscheiden.

[5]) Welche bereits mit dem Wappenbuche des Conr. Grünenberg 1483 beginnt.

[6]) Wie noch einige seltene Ueberbleibsel z. B. im städt. Zeughause zu Wien, in der Prinz Karl-Sammlung zu Berlin, dem Nationalmuseum zu München und in der Elisabethkirche zu Marburg beweisen.

lichem Gespänge, auch Panzergeflecht beschlagen. Eine anderweitige Verzierung geschah durch die sogenannte Stückung „stückeht", d. h. durch Aufheften von einzelnen Gewandstücken, Pelzstreifen, Seilknoten, Flechtwerk, Ketten, Vogelhäuptern, -Fängen, -Flügeln, Bärentatzen u. s. w., welche dann namentlich später, wie auch das Gespänge oft wieder einer einfachen oder gepreßten Bemalung anheimfielen, d. h. die Wappenbilder wurden flach erhoben auf jene Leinwand-, Leder- oder Pergamentdecke gepreßt und dann außerdem auch noch bemalt.

Die Wappenbilder waren noch keineswegs in einer durchgehends strengen Folge erblich, sondern manchmal Ergebniß der persönlichen Willkür: so z. B. führt Meleranz (V. 10.398)[6a]) nach der Besiegung des Königes Godonas dessen güldenen Helmadler als Wappenbild, wobei hier übrigens ein für alle Mal bemerkt sei, daß dichterische Namen freilich nicht für die geschichtliche Beweisführung herangezogen werden können, wohl aber, daß die erwähnten Sitten, Gebräuche, Trachten, Geräthe als zeitgemäß durch die Dichtung allerdings beglaubigt werden. Wie wenn u. A. im Lohengrin[7]) (V. 5469) der Kampf hin- und herwogt wie das Meer „dô der hase, der vuhs, der wolf, der lewe, der ber in maneger varwe wider einander zabelet. An schilt, an helm unt in panier was gesniten und gemâlet manic tier, vische unde vogel, aks, parte, houwe unt riute daz allez wider einander waet."

Gern auch führte man im Schilde oder auf dem Helme das Wappen als Sinnbild, z. B. eine Bärenklaue „dâ bî man wizzen solde, daz er was wilder denne ein ber" (crône[8]) (9813). Solcher Sinnbilder führt der Dichter der „crône" vielan, wie: Anker (18.077), Fortuna auf einem Rade (18.085), Sense (18.089), Lebart (18.093), poi, Kette (18.102), olifant, Elefant (18.106), Einhorn (18.131), Ruder (18.136), Löwe (18.141), moie, Birkenreis (18.144), Schwan (18.157), Flüge (18.176).

Oder man suchte in den sogenannten und wohl noch viel öfter als uns überliefert ist, vorkommenden redenden Wappen auf den Personen- oder Geschlechtsnamen hinzuweisen wie in der Gudrun[9]) — Ortwîn von Ortrîche mit den „örtern" und Herwîc von Seelande mit den „Seeblättern"; ferner auch die geschichtlich beglaubigten Namen wie Albert von Grumbach 1232 mit dem „krummen Bache" und Henneberg (doch nicht vor 1240) mit der Henne.

Im Verlaufe der Zeit zeigen sich in den verschiedenen Landschaften gewisse Lieblingsbilder wie z. B. am Niederrhein und im Niederlande der Schild bestreut, gerautet, geweckt, geschindelt, mit Netz; auch die Amselchen, Kesselhaken u. s. w.

a) Die Farben,

welche, übrigens noch willkürlich, am meisten vorkommen, sind:

Weiß (abgekürzt w., denn von dem gleichbedeutenden „silbern", was Afterheraldiker mit s bezeichnen wollen, ist noch keine Rede).

Roth (r),

Gelb oder gülden (g),

Blau (b) und

Schwarz (s); seltener

[6a]) Mittelhochdeutsches Heldengedicht von dem Pleiaere um 1260.

[7]) Lohengrin, mittelhochdeutsches Heldengedicht um 1295.

[8]) Der aventiure crône (Gawein) mittelhochdeutsches Heldengedicht um 1245 von Heinr. v. d. Türlin.

[9]) Mittelhochdeutsches Heldengedicht um 1210.

Grün (gr.); auch sind einige zusammengesetzte dazu zu rechnen wie das Fehe- oder Pelzwerk (f) und die Schuppenhaut (spp.). Jenes begegnet unter den verschiedenen Formen des grauen Pelzwerkes (grâ) oder vêch (Nib.[10]) 1854, 3; belz-, pelz-vêch) mit den abwechselnden Farben Weiß und Blau — wîz unde blâ (Ulr.[11]) V. 247, 19; 260, 10) — welches meistens zu je vier benestelt, d. h. in vier Reihen quer übereinander die ganze Schildesfläche überziehend, derzeit eine ziegel- oder wolkenförmige Zeichnung hat; ferner das Hermelin (h., „haerme" Nib. 1826, 1; Wigal.[12]) 755), Weiß mit stylisirten s. Schwänzchen; die rothgefärbten „keln" (Wigal. 3899; Crâne[13]) 2974) und der dunkelbraune, stets aber als schwarz angesprochene „Zobel". Dabei diene als Bemerkung, daß derzeit die Farben oft nicht blos nach ihrer Eigenschaft als solche (wîz, blâ u. s. w.) angesprochen werden, sondern oft auch nach den Stoffen, namentlich Pelzwerk, welchen sie anhaften und so bedeutet „zobel" Schwarz, „harm, hermîn" Weiß; vêch, — freilich zugleich mit der entsprechenden Zeichnung abwechselnd — Weiß und Blau und „keln" Roth. Keln hießen nämlich die rein weißen und dann schön roth gefärbten Pelzstreifen der Thierkehlen, welche als Kleidbesatz und Einfassung derzeit beliebt waren. So z. B. war der brandenburgische Adler ursprünglich gestückt von Keln roth mit g. Flugbügeln auf Hermelinpelz.

Anstatt der Schildbemalung, wie z. B. Sigfrit's Krone im Schilde „gemâlet" ist (Nib. 215, 2), wird fast noch öfter des Pelzüberzuges nebst der „Stückung" gedacht, welche ebenfalls aus Pelzwerk „geschnitten" und „geschlagen", d. h. aufgeheftet ist. So z. B. hat Ulrich v. Liechtenstein in seinem Schilde zwei s. „bar", d. h. schräg-nesteln oder -binden von Zobel geschnitten über einem weißen Hermelinüberzuge (Ulr. v. L. 295, 22; 296, 13; 483, 12).

Wie aber noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes die Farben nicht feststehen, beweist u. A. im „Meleranz", wie Kursun's „Windhund" von Hermelin geschnitten einmal im r. und ein ander Mal im b. Schilde vorkommt (9167, 9278, 9701) und Meleranzens „Treuhand" einmal r. und b. im g. Felde (9994) und ein ander Mal sogar viermal wechselnd: r. in g., g. in r., s. in w. und h. auf Zobel (9057).

Später gelten als deutsche Lieblingsfarben s., w., r. wie sie auch nebeneinander im neuen deutschen Reichsbanner vorkommen, während bei den Wälschen g. und b. vorherrschen. Uebrigens hat diese nur beiläufig gemachte Bemerkung einen nur geringen Werth, da hüben und drüben auch die anderen Wappenfarben ihre reichlichste Anwendung fanden.

b) Die Theilung

geschieht mittelst gerader oder gebrochener Linien, welche meist vom Rande durch die Mitte des Schildes längs-, d. h. senkrecht- oder quer oder schräg gezogen den Schild oder vielmehr ein denselben umschließend gedachtes Rechteck, in zwei, drei oder mehr gleiche, aber in der Farbe ungleiche sogenannte Felder abtheilen, also:

1. Längs getheilt (1) „zetal gehalbet" in zwei gleich große Felder z. B. „wiz unt rot" (Ulr. v. L. 246, 23) oder „gehalbiert

[10]) Nibelungen Not und Klage, mittelhochdeutsches Heldengedicht um 1180—1200.

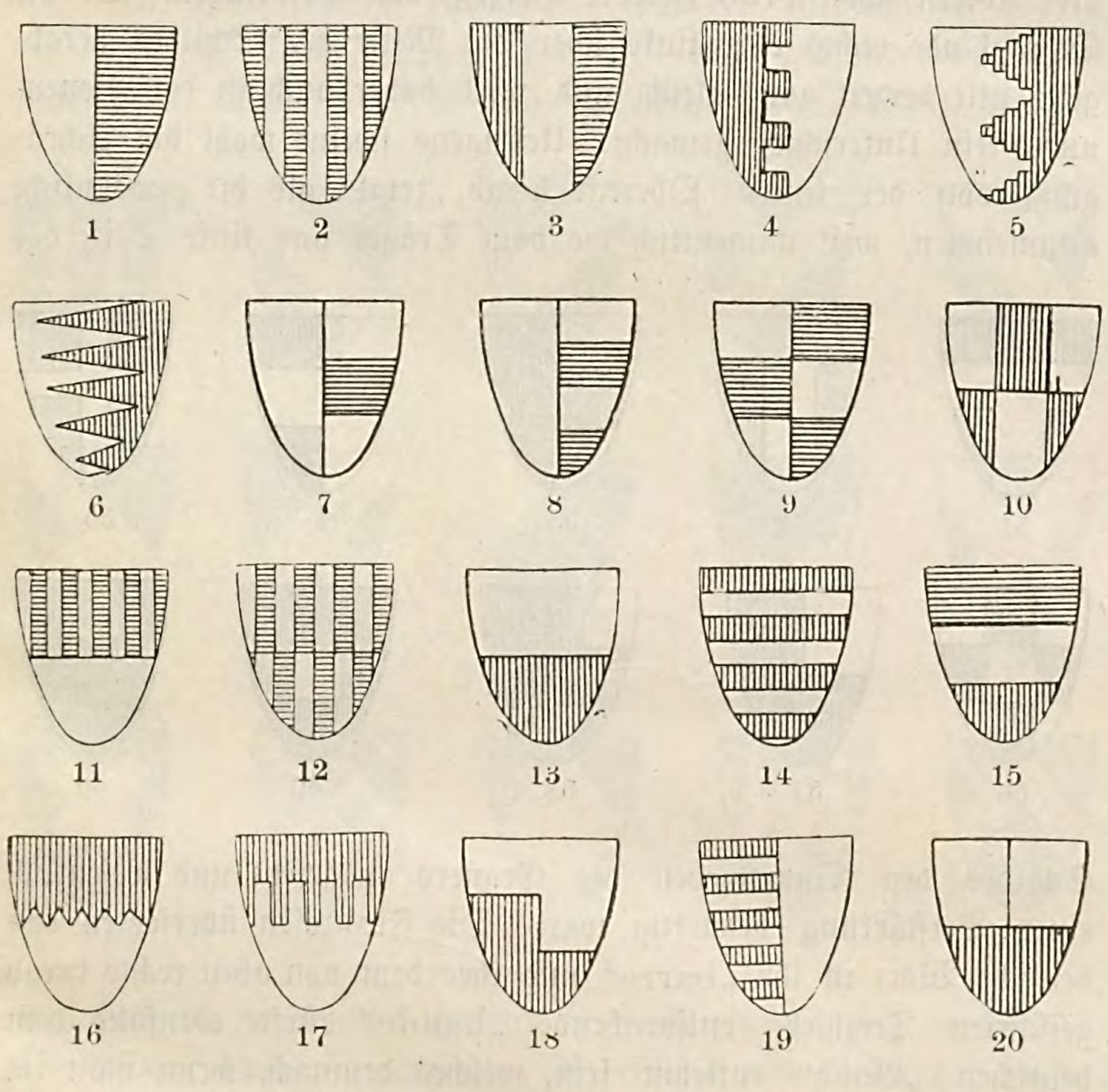
[11]) Ulrichs v. Liechtenstein Frauendienst, mittelhochdeutscher Roman um 1255.

[12]) Wigalois, der Ritter m. d. Rade, mittelhochdeutsches Heldengedicht um 1205 von Wirnt von Gravenberg.

[13]) Crâne mittelhochdeutsches Heldengedicht um 1205 von Berth. v. Holle.

nach dem swert zetal" (171, 5). Solcher Linien kommen nun auch schon mehrere nebeneinander gleichlaufend vor; (2) „strifeht", also gestreift, z. B. g. in s., d. h. mit den abwechselnden Farben s. und g. im Laufer Wappen. Namentlich kommt das längs dreigetheilt (3) vor durch zwei gleichlaufende Längslinien in drei verschiedenfarbige Felder; oder verschiedenfarbig gebrochen wie z. B. zinnenförmig oder kürzer gemeldet: querzinnen-längs (4), oder querspitzzinnenlängs — das Wappen des Wernh. Kraetcel Marschalks des Herzogs Ludwig von Baiern, oder mit Querstufenzinnen (5) oder mit Querspitzen (6) kurz: querspitzenlängs. Auch sind die zwei einfachen Längsfelder (7—12) bereits je durch andere gerade Linien abgetheilt wie z. B. das Wappen des Mocrere 1273 rechts[14]) querspitzenlängs und links dreimal halbbenestelt r. in s., d. h. wobei Fehequerbinden oder Nesteln mit r. abwechseln und jene mit Nägeln befestigt sind, welche sternförmige Köpfe haben.

2. Quergetheilt „twerch" (dî lenge unde dî twerge, Jerosch.[15]) 677, 23) auch „dwerhes" und „entwer" (13) oder mehrmals, also benestelt (14) mit wechselnden Farben, z. B. s. in g.: Ballenstett-Askanien und (links neben dem brandenburgischen Adler) Sachsen



oder s. mit r., d. h. abwechselnde Fehenesteln mit roth, Gersdorf 1268 (neben einer r. Zackenbinde). Auch hier ist das querdreigetheilt beliebt (15); vgl. 3., sowie die Brechung wie z. B. zackenquer (16); zinnenquer (17); stufenquer (18); und das halbbenestelt, wie z. B. 5 halbbenestelt und längsgetheilt (19).

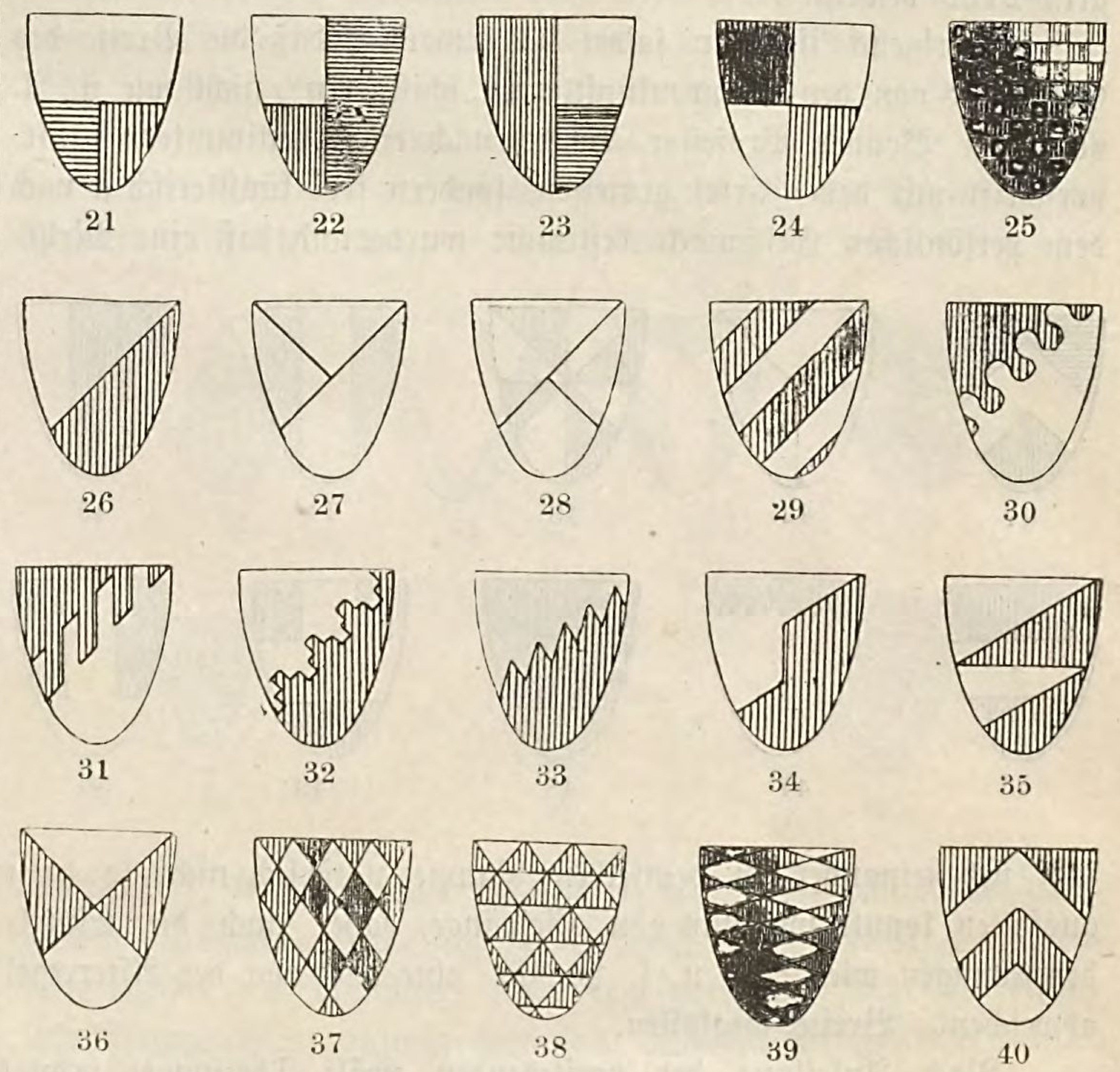
3. Halblängs und (darunter ganz-) quergetheilt (20) z. B. im Wappen des Eberh. v. Schowenberg 1221 oder quer und darunter halblängs getheilt (21) beide in der Regel dreifarbig.

4. Halbquer (rechts) und (ganz herab) längsgetheilt (22) oder umgekehrt: längs und (links) halbquer (23) ebenfalls dreifarbig.

5. Geviertet (24) (Lanz. 4109) wie z. B. das Castel-Wappen 1224. Auch diese vier Felder sind (Meler. 10.055) bereits nicht allein durch sogar vier verschiedene Farben: r., b., gr., s. getrennt, sondern enthalten auch je gegenüber zwei verschiedene Wappenbilder, nämlich einen b. und einen h. Adler und einen r. und einen w. Löwen. In Siegeln werden die verschiedenen Farben — zwar nicht als solche, aber eben als anders — durch Damascirung unterschieden. Das mehrfache Geviertet heißt

6. geschacht (25) „geschâzavelt" (Lanz. 4107) oder geschechet, z. B. „blâ unde golt" (Ulr. v. L. 277, 23) u. A. das Spanheim-Wappen 1225.

7. Schräggetheilt (26) „schipfes", „schipfes nach dem swert zetal" (Ulr. v. L. 295, 25; 483, 15). Begegnet einer solchen Schrägtheilung eine entgegengesetzte halbe, also ohne sie zu schneiden, in der Mitte des Schildes, entweder von oben herab (27) oder von unten hinauf, so heißt sie halb- und gegenschräg (27) oder aber schräg und halbgegenschräg (28). Auch hier findet sich oft genug das schrägbenestelt (29) und die Brechung wie z. B. wolkenschräg (30), zinnenschräg (31), stufenzinnenschräg (32), spitzen-



oder zackenschräg (33), sowie längs- (34) und quergebrochen (35).

Auch hier die Schrägdreitheilung, wie oben Nr. 1, 2, zu bemerken.

Schneidet aber die eine Schräglinie die andere in der Mitte, so heißt sie

8. schräggeviertet (36) und wenn dieses mehrfach der Fall ist

9. gerautet (37), „ruteht", welches mit mehreren Querlinien gestückelte Nesteln oder Reihendreiecke (38) ergibt, wie im Tolenz-Wappen 1255. Wenn aber die einzelnen Rauten nicht steil auf ihrer Spitze stehen, sondern mehr länglich gezogen schräg und flach liegen, so heißt das geweckt (39), „weckeht", wie der baierische Schild und das Wappen der Fronhowen.

10. Gesparret (40) heißen eine oder mehrere gebrochene Linien, welche innerhalb des Längendurchmessers einen Winkel bilden und sich mit wechselnder Farbe gleichlaufend wiederholen wie im Sunneberg-Wappen 1264. Die Dreitheilung (sparrendreigetheilt) (41) kommt auch hier vor.

14) Rechts heißt in der Wappenkunst: rechts für den Schildträger (also für den Beschauer — links). Die mittelhochdeutschen Ausdrücke für recht und link sind: zese, zeswer und winster (Meier Helmbr.).

15) Nik. Jeroschins Deutschord. Chron. 1331.

11. Gabeldreigetheilt (42) „gebelcht“ heißt die dreifarbige Theilung durch Linien, welche aus der Mitte in die drei Winkel des Dreieckschildes gezogen sind (sowie beiläufig diese Theilung gestürzt, also aus der Mitte des Schildes je in die Mitte der drei Seiten zur Unterscheidung göpeldretgetheilt werden kann, welche Form jedoch erst im 15. Jahrhunderte und damit in der späteren Schildesform vorkommt).

12. „Gegêret“ (43) endlich wird die in der Regel je vierfeldrige Theilung genannt, welche durch eine Verbindung des „geviertet“ und „schräggeviertet“ entsteht mit allemal wechselnden Farben.

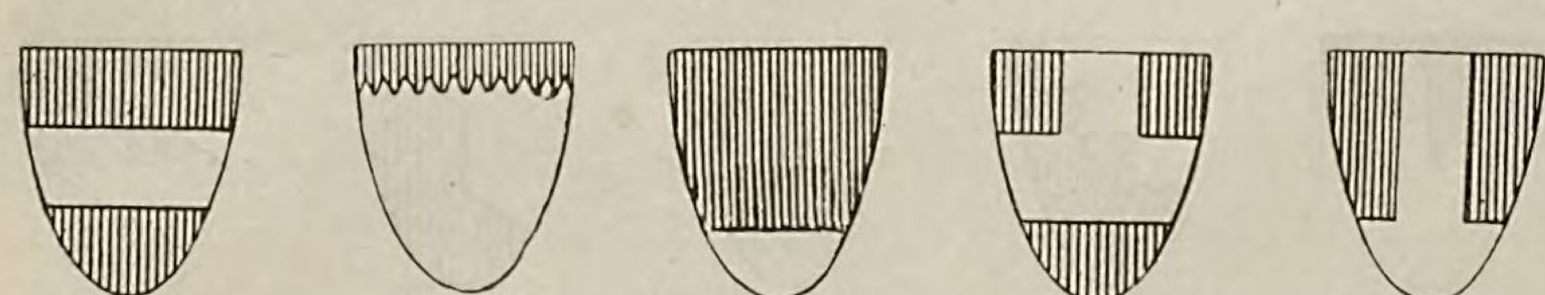
c) Das Gespänge,

von späteren Heraldikern — Herolds- oder Ehrenstücke, auch Theilungsbilder genannt (Nib. 36, 3 mit eingefaßten Edelsteinen; 214; 2041 um den Rand gebogen; 2212, 2; Gudr. 786, 2; 1397, 3), besteht aus — den verschiedenen Theilungen entsprechenden — Pelz-, Leder- oder Blechstreifen, welche zur Verstärkung des hölzernen Schildes meist an zwei Seiten um den Rand desselben gebogen sind und oft mit Nägeln beschlagen, was auch Lohengrin 2199 beweist.

Uebrigens ist hier sofort zu bemerken, daß die Breite des Gespänges von den Wappenkünstlern, „schiltaeren“ nicht wie u. A. von dem Bonner Professor Bernd nach einer bestimmten Zunftvorschrift mit dem Zirkel gemessen, sondern frei künstlerisch je nach dem persönlichen Geschmacke bestimmt wurde, und daß eine Mehr-



41 42 43 44 45



46 47 48 49 50

zahl nebeneinander in demselben Raume natürlich nicht so breit ausfallen konnte wie nur ein Gespänge, daher auch die Einzelbenennungen wie Stab u. s. w. für eine jede von der Afterregel abweichende Breite wegfallen.

Nach Anleitung der vorstehenden zwölf Theilungen ordnet sich nun das Gespänge also:

1. Dem „längsgetheilt“ entspricht der Streif (44), „strîfe“ in der Mitte und — die Seite (45), „diu halbe“ oder „sîte“ (rechts oder links).

2. Dem quergetheilt — die „Binde“ (46) oder „vasch“ in der Mitte, z. B. w. in r. im Wappen Friedrich des Streitbaren von Oesterreich 1230 oder die drei Nesteln — drei benestelt — im Wangenheim-Wappen 1219 oder eine Binde belegt mit drei Rosen im Schilde des Liebhart von Tegerbach 1259. Ferner das Haupt (47) „houbet“ — an den Oberrand hinaufgeschoben — und der Fuß (48) oder „Spitz“ unten an die Schildesspitze herabgerückt.

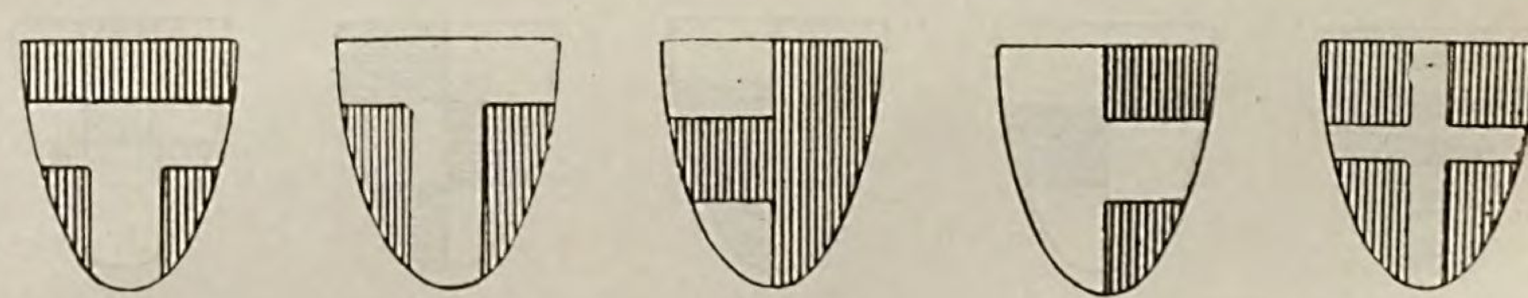
3. Dem „halblängs- und quergetheilt“ die Streifbinde (49) (weil der Streif oben ist) und der Streiffuß (50), d. h. der von einem gleichfarbigen Fuße unterstützte Streif, sowie dem „quer- und halblängsgetheilt“ der Bindenstreif (51) (weil die Binde oben ist) und der Hauptstreif (52), ein von einem gleichfarbigen Streif unterstütztes Haupt.

4. Dem „Halbquer- und längsgestreift“ die Bindenseite (53) (weil die Binde in der rechten Seite ist), sowie dem „längs- und halbquergetheilt“ die Seitenbinde (54) (weil die volle Seite rechts oder vorn ist.

5. Dem „geviertet“ das Kreuz (55), „kriuze“; im Wappen der Runkel 1255 und das Kantenkreuz (56), welches in der Mitte viereckig ausgebrochen ist. Unterscheidet sich ein Viertel des gevierteten Schildes durch seine Farbe von der des übrigen Schildes, so heißt es Freiviertel (57), „besundert quartier“ und ein solches verkleinert, so daß es nicht bis an die Mitte reicht Vierung (58), „vierunge“ und wenn diese frei in der Schildesfläche vorkommt, Würfel (59) „würfel“, und wenn in der Mitte des Schildhauptes Ort (60).

6. Dem „geschacht“ das Gitter (61).

7. Dem „schräggetheilt“ die Schrägbinde (62, 63), „diu bar“, deren u. A. Ulrich v. Liechtenstein (295, 22; 296, 13; 483, 12) zweie hat, 1250. Eine gezackte oder Zackenschrägbinde hat bereits das Heiligenberg-Wappen, eine wellenförmige oder Schrägfluß: Albert v. Grumbach 1232 und eine Schrägbinde belegt mit drei Adlern schon 1196 Friedr. Herzog von Lothringen. Ob die Schrägbinde rechts oder links über die Mitte des Schildes herabgeht, gilt derzeit ganz gleich und wird daher auch in der Benennung kein Unterschied gemacht. Uebrigens scheint wohl die Schrägung von der linken Oberecke herab „zetal“ als die gewöhnliche anzunehmen, weil namentlich die vom Träger aus linke Seite des



51 52 53 54 55



56 57 58 59 60

Schildes den Quarthieben des Gegners ausgesetzt und wesentlich einer Verstärkung bedürftig war. Die Franzosen übersetzten das deutsche Wort in ihr „barre“ und ihre dem von oben rechts herab geführten Terzhiebe entsprechende „bande“ dürfte ebenfalls dem deutschen „Band“ entlehnt sein, welches demnach, wenn man im Deutschen die Art der Schräge ausdrücklich zu unterscheiden veranlaßt sein sollte, auch bei uns mit der Benennung „Band“ wieder herzustellen ist (62).

Dem „halb- und gegenschräg“ entspricht die Halb- und Gegenschrägbinde (64, 65), wobei also zur näheren Unterscheidung zu melden sein würde: Halbband und Barre oder Halbbarre und Band, und dem „schräg und halbgegenschräg“ die Schräg- und Halbgegenschrägbinde (66, 67) oder Band und Halbbarre oder Barre und Halbband. Ist die Schrägbinde nach einem der Oberwinkel des Schildes, denselben füllend, hinauf- oder nach unten herabgeschoben, so entsteht das Schräghaupt (68) und bezüglich der Schrägfuß (69).

8. Dem „schräggeviertet“ das Schrägkreuz (70) „Schrage“ (wie wir hier jedoch zur genaueren Unterscheidung das freie (71), d. h. nicht bis zum Rande reichende Schrägkreuz benennen), wie z. B. w. in b. mit Feherand im Oettingen-Wappen 1197.

9. Dem „gerautet“ das Netz, „netze“ (72), Schräggitter, — und einem nur einzelnen der kleinen Rautenfelder, die bis an die

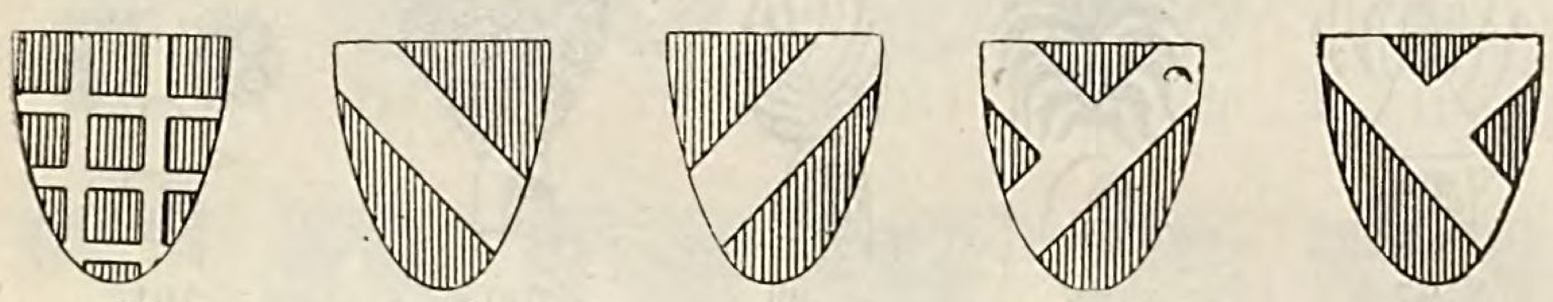
Schildesseiten erweiterte Raute (73) „Rûte", ein auf eine seiner Ecken gestellter und der im Verhältnisse zur Breite etwas höheren Schildesfläche angemessen etwas längs gestreckter Würfel, welcher jedoch, natürlich wiederum verkleinert und auch noch mehr zur sogenannten Spindel (74) gestreckt, auch in der Mehrzahl vorkommt, wie z. B. Konrad v. Wasserburg 1239 deren drei im Schilde führt.

10. Dem „gesparret" der Sparren (75), „Sparre", welcher schon frühe mit Spitzen „Oertern" besetzt in der Gudrun (1361, 1460) vorkommt. Ferner die Kappe (76), welche entsteht, wenn aus der Mitte des Hauptrandes abwärts nach der Mitte der Seiten je eine gerade Linie geführt wird, so daß zwischen beiden eine andersfarbige sogenannte Spitze entsteht und umgekehrt vom Spitz aufwärts die gestürzte Jappe oder der Schuh (77) „Schuoch, geschuocht" mit seinem Mittelstücke, welches Spickel oder Keil, „Zwickel, Kiel" heißt.

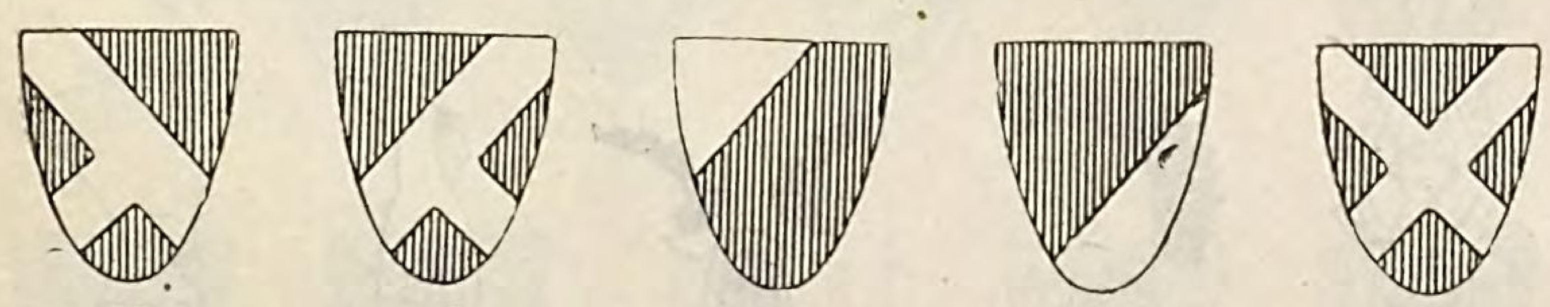
11. Dem „gabeldreigetheilt" der Gabelstreif (78).

12. Dem „gegert" die „Gere" (79), d. h. ein einzelnes Feld jener Theilung.

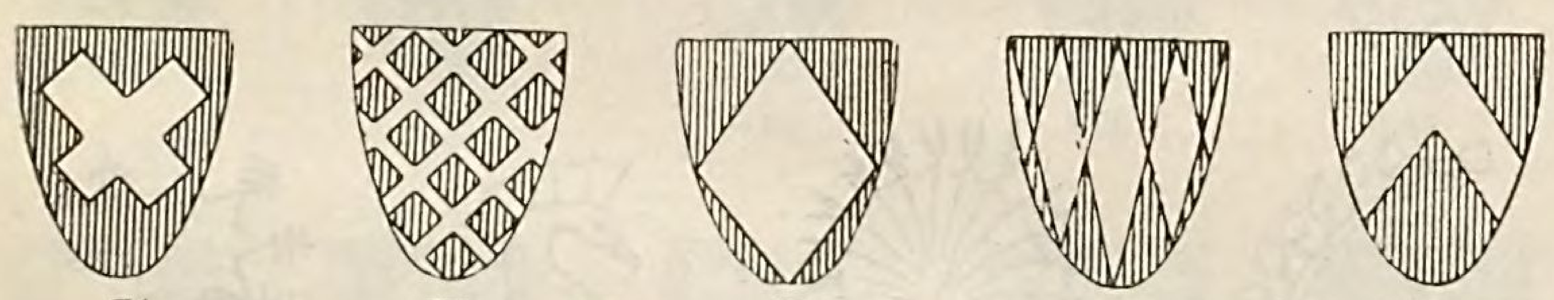
13. Dem Umrisse endlich des Schildes entspricht der Rand (80) (Wigal. 7506, Crône 15.490) oder „Schildesrant" mit stahelherten Spangen (Nib. 435, 2, Meler. 3356, 5936). Manch-



61 62 63 64 65



66 67 68 69 70



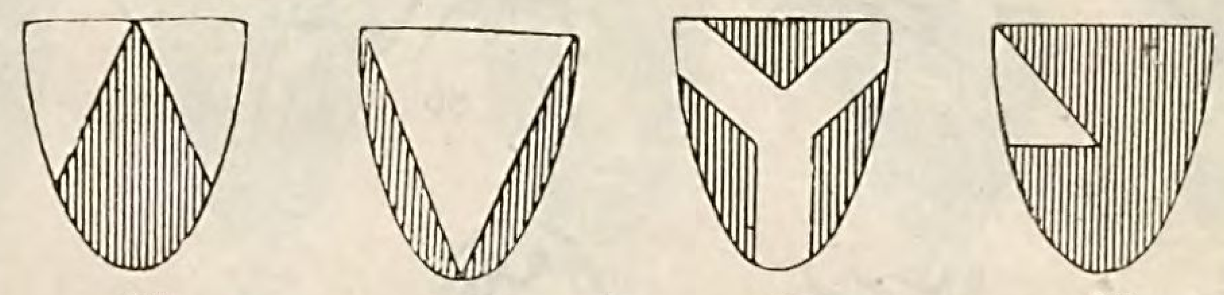
71 72 73 74 75

mal sind die mehr oder weniger — z. B. sternförmig im Gundelfingensiegel 1249 — verzierten Nagelköpfe des Gespänges sichtbar oder der Rand gezackt wie im Holstein-Saumburg'schen Wappen (81), — Johann I. und Gerhard I. 1247—55, woraus später, schon nicht mehr verstanden das sogenannte Nesselblatt mit einem Schildlein belegt 1250—1300 entstand. Ein Fehewappen mit einem solchen Zackenrande hat Pettau 1274. — Obwohl nun aber der Rand wohl in der Regel als eine Verstärkung des Holzes aufzufassen ist, so kommt er doch auch oder wenigstens zugleich als Theil zweier zusammengeschobenen Wappen vor, wie das urachische Fehe als Feherand zum Zähringer Adler im Fürstenberg-Wappen oder das Zollern'sche „geviertet" als Stückrand zum Nürnberger Burggrafen-Löwen. — Bisweilen ist die Randfassung nicht um den Holzschild umgebogen, sondern erscheint nur als eine innerhalb der Schildesfläche in gleicher Entfernung ringsum laufende Leiste oder sogenannter Kragen (82) wie im Wappen des Markwart von Solmisse (Solms) 1226 und im Fehekragen der Duleberg 1253.

Das Verhältniß im Vorkommen der Gespänge mit dem der Theilungen ist beiläufig etwa 7 : 3. Auf ein Gespänge kommen aber etwa $1\frac{1}{2}$ künstliche und 6 natürliche Wappenbilder und im engeren Sinne stellt sich das Verhältniß der Gespänge ungefähr so, daß auf ein Freiviertel kommen: 14 Streifen, 19 Kappen und Schuhe, 21 Sparren und Rauten, 37 Kreuze, 53 Schrägbinden und 76 Binden, welche demnach am meisten vorkommen.

d) Haften und Nagelköpfe.

Das Gespänge blos um den Rand des Schildes umzubiegen, genügte natürlich nur allenfalls beim Leder oder Pelzwerke, welches etwa mit Beihilfe nur kleinerer, wenig bemerkbarer Stifte aufgeklebt werden konnte; bei allen Blechstreifen aber waren starke Nägel, bald von der vorderen, bald auch von der Rückseite des Schildes eingeschlagen, erforderlich und sowohl für die Nagelköpfe wie für die umgebogenen und vernieteten Spitzen eine gewisse Verzierung erwünscht. Als solche Nagelköpfe und Deckel für die Vernietung treten uns nun eine Menge verschiedener, bald größerer und einzelner oder doch weniger, bald kleinerer und mehrerer, auch bald über das einfache Bedürfniß der Befestigung hinausgehender und namentlich auch als Sinnbilder dienenden Formen entgegen, — zunächst der einfach kreisrunde oder scheibenförmige Knauf oder sogenannte Ball, wie die 2, 1 Bälle des Gottfried von Bülowe 1255, welche derzeit wohl nur das einfache „genagelt" (Wigal. 505) und in der Stellung von 2, 2 oder 1, 2, 1 die bekannten vier Nägel bedeuten, auf welche turniermäßig der Speerstoß des Gegners zu richten war. — Dann der Stern, welcher sich schon



76 77 78 79



80 81 82

neben 2, 1, 2 Rosen quer über 2, 1 Lilien im Schilde des Eberhard v. Schauenberg (Burg bei Coburg) findet (1221), und daß diese Bilder nur als Niet- und Nagelwerk und nicht als eigentliche Wappenbilder anzusprechen sind, beweisen die späteren Siegelschilde Heinrich's 1290, Carl's und Otto's v. S., welche den Schild nur halblängs und quergetheilt haben. Gewechselter Farbe sind die 2, 1 Sterne im quergetheilten Erbachschilde 1255. — Zur Befestigung namentlich auch gestückter Adler dienten ferner die meist in Gestalt einer Mondsichel vorkommenden Monde (schlesischer Adler), wie u. A. die 2, 1 Monde des Heidenreich v. Nuftberg in Düringen[16]) 1252; die Rose, wie die 2, 1, 2 Rosen des Eberhard v. Schowenberg 1221 und die drei Rosen auf der Binde des Liebhart v. Tegerbach 1259; die Lilie (Meler. 3349, 11.926) wie die 2, 1 Lilien desselben E. v. Schauenberg, die sinkende Lilie des Eckhart Schack v. Boizenburg 1269 und das Lilienrad von Kleve 1265; das auch an geraden Stäbchen der Helmzier beliebte Lindenblatt. Dem Seeblatte begegnen wir bereits in der Gudrun (1373, 4) und „ausgebrochen" in den 2, 1 Seeblättern mit überhöhtem Rindshaupte des Richard v. Jerichow (Friesach) 1256; dem Birkenreise, „moie, meie" (Crône 181,

[16]) Besser als Thüringen.

44), welches wohl oft auch mit jenen Lindenstäbchen gleichbedeutend sein mag und der obersächsische Rautenkranz kommt wahrscheinlich seit 1260 vor.

Als Verzierung einer Vernietung mögen gelegentlich auch u. A. die Doppelhafte der Plesse, der Schiffsanker (Crône 18.077), die Flammen, das Rad des Filipp v. Hohenfels, der Schachroch (Erakl. 1604), der Strahl (Wigal. 835) gedient haben.

2. Die Schildhalter,

worüber im I. Jahrgange dieser Zeitschrift, Seite 119 nachzulesen ist, sind derzeit nur die Schildesinhaber selbst, namentlich in Reiter- und Frauensiegeln und auf Grabdenkmälern (wie u. A. in v. Hefner, Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters, I., S. 18, 59, 68, 81, 85). Andere Schildhalter kommen erst seit 1406 vor.

3. Der Helm (83)

war derzeit noch nicht von Eisenblech wie der Hut, Eisenhut, „îsenhout“, „beckenhube“, „hoube“ (Peter Suchenwirt 9, 198; 14,



83 84 85 86



87 88 89 90 91



92 93 94 95 96

63 — 14. Jahrh.), sondern von Leder mit „helmbougen“ (Gudr. 1423, 2), d. h. Spangen, verstärkt und hie und da mit den Wappenfarben bemalt und mit einem Helmtuche (84—94) bedeckt, von der Farbe des Schildes (Meler. 8266), wo jedoch (10.088) auch noch der Helm ohne Decke vorkommt. Die Helmdecke war Anfangs (zweite Hälfte des 13. Jahrh.) ein einfach viereckiges Tuch, wurde dann hinten eingeschlitzt, im 14. Jahrh. an den Rändern eingekerbt und endlich seit etwa 1390 laubartig gezattelt. Dieser Leder- oder Spangenhelm aber wurde, weit genug, über jenen Eisenhut gestürzt und dürfte (wo nicht umgekehrt) eine Nachbildung der oft genannten Hël- oder Nebelkappe gewesen sein, denn er diente weniger zum Schutze als zur Verhüllung. Beiläufig hieß der obere Theil des Helmes „diu gupfe“ (Lhgr. 5765).

4. Die Helmzier oder das Kleinod (97—110)

seit etwa 1200, fehlt zwar noch oft, doch ist sie keineswegs selten, wobei es indessen in der Willkür des Einzelnen stand, ob und in welcher Gestalt er sich ihrer bedienen oder sie etwa vertauschen wollte oder nicht. Zuerst steckte man wohl allerlei Zweige der Eiche, Birke, Linde auf den Helm, doch auch schon frühe ein Thierbild, wie z. B. einen Drachen (Wigal. 1862—66, 2289, 7390) oder Löwen, wie denn namentlich Rudolf von Habsburg bis er 1259 König wurde, einen Löwen mit Pfauenspiegeln besteckt trug. Otto Graf von Botenlauben († 1244) trug auf dem Helme noch außer diesem einen Hut mit den Stangen an den Seiten und in der Crône um 1245 (18.015, 18.601) begegnet uns ein Aermel der Geliebten als Helmkleinod. Ulrich von Liechtenstein in seinem „Frauendienst“ um 1255 nennt uns namentlich einen Fächer oder Schirmbrett „waele“ (296, 1), einen Kranz von abgeschlitzten Federn, woran silberne Blättchen hangen und auf deren einzelne Kiele je ein Büschel oder Quast, „koste“ von Pfaufedern gebunden ist (170, 28), einen Stirnkranz, Blumenkranz, „schapêl“ (186, 27), eine Krause, „rûsch“ (von pfansvedern . . . diu was wolellen hôch gebunden uf den Helm mit einer rîsen, 259, 27), einen Schleier „rîsen“ (184, 14); auch das Wappenbild als Helmzier (76, 5). Um etwa dieselbe Zeit (1260) finden wir im Meleranz zwei Treuhände, ja sogar einen ganzen Baum, zwei Flügel, verschiedenfarbig (r. und w. und b.), einen Adler von Hermelin, ein



97 98 99 100 101



102 103 104 105 106



107 108 109 110

Eberhaupt, einen Wolf (3302—30, 3396, 5095, 5947, 8164, 9281, 9699, 10.084). Demnach sehen wir bereits zur Staufenzeit eine Formenfülle, welche sich wohl noch vermehren, aber kaum noch steigern ließ. Dieses geschah erst zweihundert Jahre später zu einer Zeit, wo die Wappenkunst eben ihrem Verfalle entgegen ging.

Wie die Helmzier befestigt wurde, ist zum Theile schon kurz zuvor angedeutet; z. B. mit einer Helmbinde, „crinale“, wie jenem Schleier und den Seitenstangen am Botenlaubenhelme; auch sagt uns Lohengrin (5332) in Betreff seines Schwanes in der Barke: „sô het diu bark von golde einen starken vuoz, der sie hôch von dem helme het empoeret. Der vuoz ûf in der barken gie durch den swan, den er mit vestenunge vie, gar meisterlich diu bein dran . . . wâren geroeret. ûf dem helm von golde lac ein krône under barke.“ Das heißt also: auf dem Helme mit seiner Krone ruht mittelst einer darauf befestigten Stange die Barke und aus dieser ragt der Schwan empor, gestützt auf zwei Röhren, welche seine Beine bilden. Was nun aber diese eben genannte Helmkrone betrifft, so beweist zwar die hier aus dem Lohengrin angeführte Stelle,

daß die Helmkrone vereinzelt (namentlich bei dem hohen Adel wie Limburg, Kärnten, Oesterreich, Ochsenstein, Sponheim) schon im 13. Jahrhunderte vorkommt, häufiger aber war das erst im zweiten Zeitraume seit 1322 der Fall.

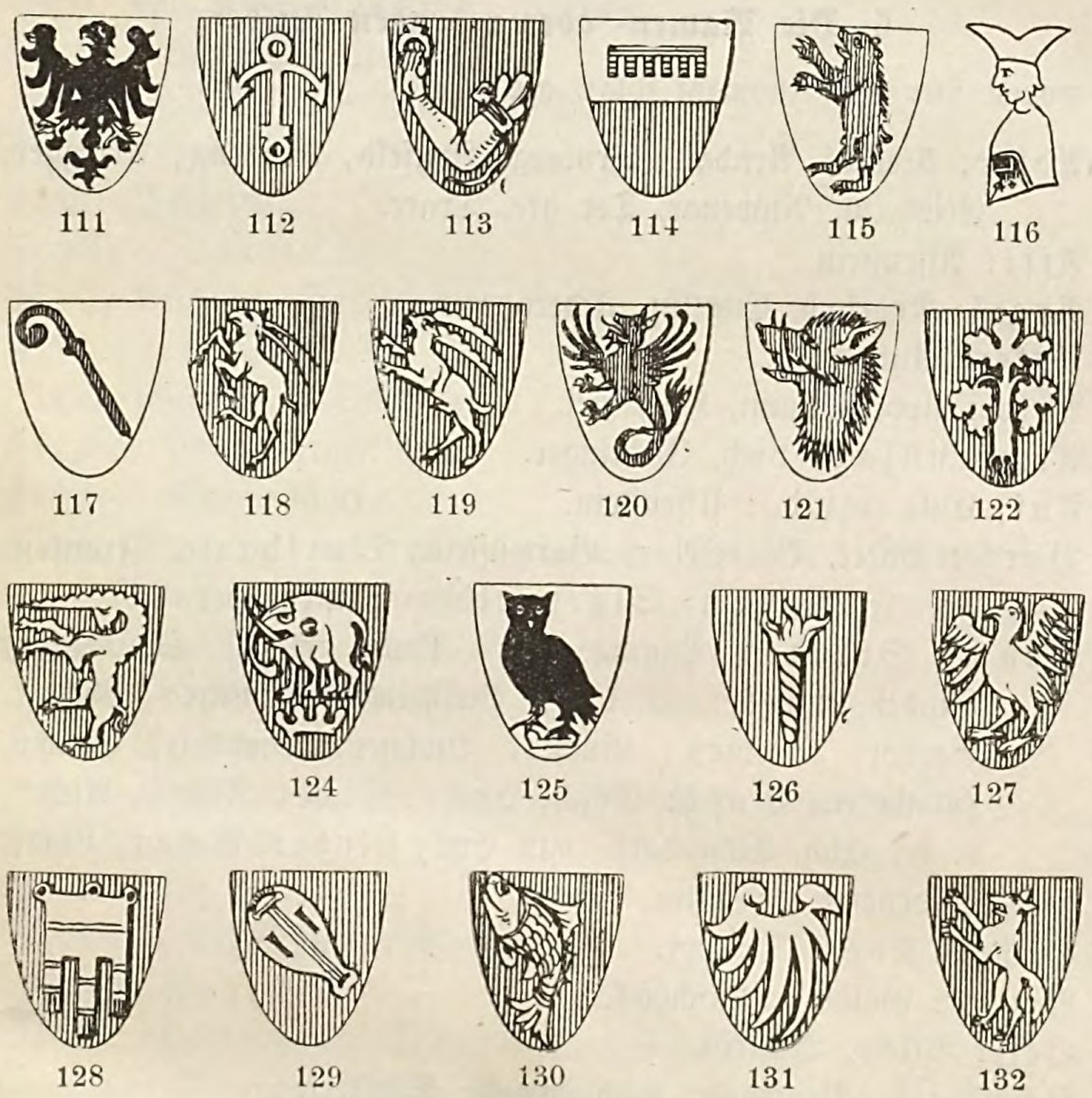
Nebenbei versteht sich am Rande, daß, wie das Wappenbild im Anschlusse an den Schild immer flach, die Helmzierde als frei aufgestecktes Rundgebilde immer vollgestaltet war.

5. Das Verhältniß von Schild und Helm

war wie 3 zu 1.

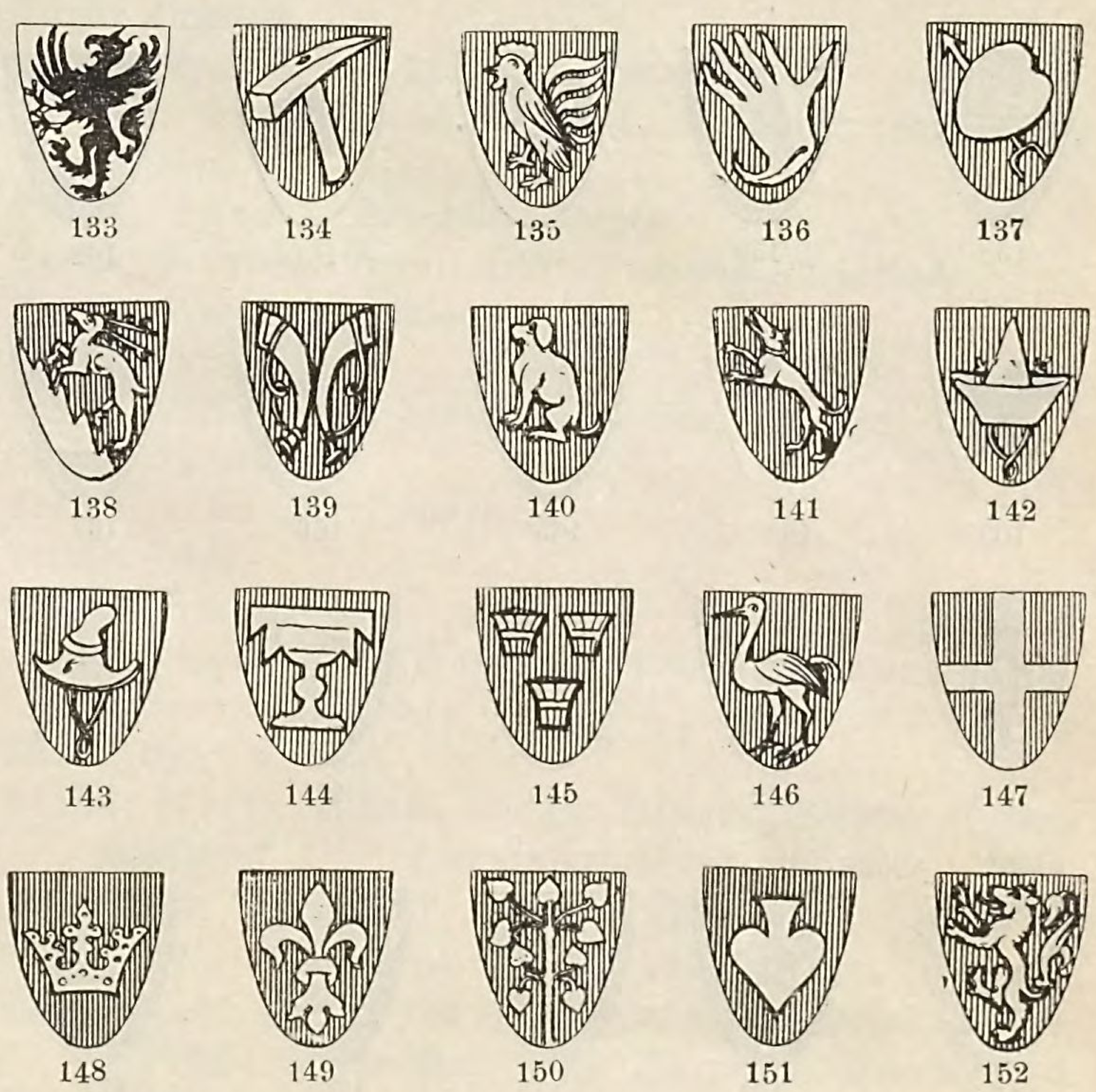
6. Sinnbilder.

Nicht selten wird sich die Frage erheben, was dieses oder jenes Wappenbild zu bedeuten haben mag. Da nun solche Bilder wie bereits angedeutet worden, sich gar oft als Sinnbilder darstellen, so mag es erwünscht erscheinen, eine solche Folge verzeichnet zu finden.


111 112 113 114 115 116
117 118 119 120 121 122
124 125 126 127
128 129 130 131 132

Es kann nämlich gedeutet werden:

111. Adler Oberherrschaft, Imperium.
112. Anker Schifferei, Hoffnung, Glaube.
Apfel Verjüngung, Liebe.
Aehren Acker-, Feldbau.
113. Arm, Aermel Andenken an die Geliebte.
114. Bank Richteramt.
Banner Kriegsmacht, Banneramt; roth: Krieg.
115. Bär guter Angang, Tapferkeit.
Biber Opferfähigkeit.
Biene Arbeitsamkeit.
116. 117. Bischofsmütze, -Stab Kirchenvogtei.
118. 119. Bock Donner, Donar[17].
Dachs guter Angang.
120. Drache Riesengewalt.
Dreieck Dreieinigkeit.
121. Eber guter Angang, Sonne.
Epheu Leben.
122. Eiche Baum Donar's[17].
123. Einhorn Treue, Christus.
124. Elefant Keuschheit.
125. Eule Finsterniß.
126. Fackel Maria.
127. Falke Liebe, Jagdlust.
128. Fahne, Kirchen-, Kirchenvogtei.
129. Fiedel Erinnerung an Volker von Alzei.
130. Fisch Fischerei,
131. Flügel Botschaft.
132. Fuchs schlauer Rath.
Garbe Landwirthschaft.
43. Gerung Forstwirthschaft.
133. Greif weite Herrschaft, slavisches Sinnbild.


133 134 135 136 137
138 139 140 141 142
143 144 145 146 147
148 149 150 151 152

134. Hammer Festigung, Donar[18]).
135. Hahn Rechtgläubigkeit, Wachsamkeit.
136. Handschuh Blutbann, Herausforderung.
Heiliger Georg Pfalzgericht.
137. Herz Frauenminne.
138. Hirsch guter Angang.
139. Horn Jagdrecht.
140, 141. Hund, Bracke Jagd- und Forstrecht.
142, 143. Hut Oberhoheit.
144, 145. Kelch, Becher Schenkenamt.
146. Kranich Wachsamkeit.
147. Kreuz geistlicher Fürst, Kirche.
148. Krone, Königs-, Fürstenthum.
Lamm guter Angang; Osterlamm Christus.
Lampe Wachsamkeit.

---

[17]) Wem die Erinnerung an Wotan, Donar u. s. w., obwohl sie noch heute im Volke leben, zu weit hergeholt erscheint, der wird, wo es nicht schon geschehen ist, höflich gebeten, eine näher liegende Erklärung nachzuweisen.

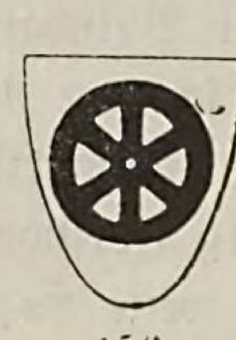
[18]) Siehe Note 17.

149. Lilie Reinheit; Lilienstab Friede.
150, 151. Linde Schutz und Schatten.
152. Löwe Fürstenthum, Dominium.
153. Muschel Pilgerschaft.
Palmzweig Sieg, Friede, Ruhe.
154. Pfau Unsterblichkeit.
155. Rabe Wotan[19]), Walküren[19]).

156. Rad, Sonne, Glück.
Reichsapfel Truchsessenamt.
Reiher bevorstehender Sturm.
157. Rind Sonne, Erbküchenmeisteramt.
158. Rindshaupt Landwirthschaft.
159. Rindshörner Sonnenstrahlen.


153

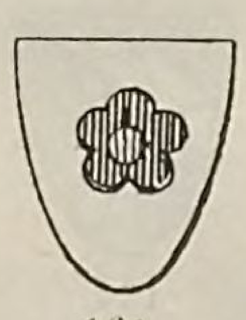
154

155

156

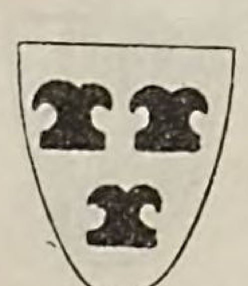
157

158

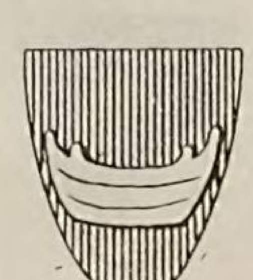
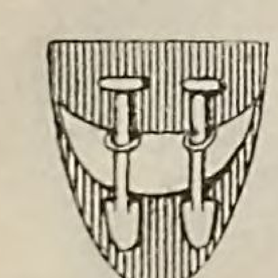
159

160

161

162

163

164

165

166

167

168

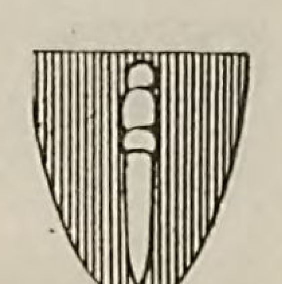
169

170

171

172

173

174

175

176

177

178

179

180

181

182

160. Ring Verlobung, Verbindung; geflügelt: Schwanjungfrau.
161. Rose Verschwiegenheit.
162. Roß Marschalksamt, Wotan[19]).
163, 164. Schachroch weitgreifende Kriegsmacht.
Schale, Becken Truchsessenamt.
165. Scheere Schäferei, Weiderecht.
166, 167, 168. Schiff, Boot Seeherrschaft, Schöffenbarkeit.
Schlange Kriegsherrschaft, Schutzgeist.
169, 170. Schlüssel Kellermeister.

[19]) Siehe Note 17, Seite 13.

171. Schwan Schwanjungfrau[20]).
172. Schwerter Reichsmarschallamt.
173. Seeblatt Sieg.
Säule Schachkönig? oder -Königin?
174. Sichel Ernte.
175, 176. Stab, Herrscher-, Herrschaft, Richter- Richteramt, Pilger- Kreuzzug; Schlangen- Heilkunde; Herrscherstab, Scepter, Reichskämmereramt.
177. Storch guter Angang, Kindersegen.
178. Striegel Stallmeister.
179. Taube Unschuld; mit Oelzweig Friedenstaube, Friede, Versöhnung.
Wage Gerechtigkeit.
180. Wehrgehänge Ritterthum.
181. Widder Versöhner, Christus.
182. Wolf guter Angang, Wotan[20]).

Als Anhang reihen sich ferner an die Sinnbilder

6. Die Namen- oder redenden Bilder,

wovon hier eine Auswahl folgt, als:

Adler: Arental, Arndail, Arnberg, Arnfeld, Arnshag, Arregger, Erisheim, Nuwenar, Ter are, Trare.
Affe: Affenstein.
Angel: Angelach, Engelin, Federangler.
Anker: Ankenstein.
Apfel: Appelsitzthum, Holzapfel.
Armbrustjoch: Joch, Jöchlinger.
Auf, Eule (vgl. d.): Uffenstein.
Barte: Baert, Bardeleben, Bartenstein; Wurfbarte, Frankenbeil: Frankenstein; Sturmfelder: Sturmfeder.
Baum, Staude: Paumgarten, Paumgartner, Staudacher, Studer; Birke: Birkicht, Pirkheimer; Buche: Bocholt, Boeken, Bocmast, Bucher, Buchner, Buchholz, Bukow, Hoinboken; Busch: Busch; Eiche, Eichel: Aichach, Aicher, v. der Eich, Eichendorf, van Eyck; Linde: Lindau, Linde, Lindenowe, de Tilia.
Becher, Kopf: Drikopf.
Becken: Goldbeck, Vischpöck.
Beil: Bilow, Bilstein.
Beinkleid, Bruchhose: v. d. Pruch; Stolterfot.
Bär: Bar, Peer, Behr, Berenstein, Perfal, Peringer, Berk, Berlin, Perlocher, Perman, Bernburg, Perner, Pernvels, Pernwert, Birklin, Ursin, Ursus.
Berg, Stein: (Auer v.) Prennberg, Blattenberg, Frons-, Frundsperg, Gerstenberg, Grünenberg, Heiperger, Hertenberg, Hoberg, Hohenwarter, Kalenberger, Landsperg, Offenberg, Rotenberg, Salenstein, Schwarzenberg, Sparnberg, Tannberg, Wünnenberg.
Biber: Biber, Biberach, Marschall v. Biberbach, Bibra.
Biene: Bünau.
Birkhahn: Berkhan.
Blatt, Laub: Lobenberg; Seeblatt: Sebach, Sestet, Zestede.
Blitz: Blix.
Bock, Steinbock: Bock, Poxauer, Steinberg.
Bogen: Bogen (auch Arco), Goldenbogen.

[20]) Siehe Note 17, Seite 13.

Boot: Bot, Botmer.
Bracke: Prack v. Asch, Brackenheim.
Brand: Prant, Brand, Brandis.
Burg: Abbenburg, Aldenburg, Bebenburg, Lauenburg, Lenzburg, Lüneburg, Neu-Brandenburg, Nicastel, Rotenburg, Schnakenburg, Wirzburg, Wittenburg.
Bürste: Boerstel.
Butte: Stübich: Butelir, Buttlar, Stübig.
Dachs: Dachser, Dachsbach, Dachsperg.
Dogge: Toggenburg.
Drache, Wurm: Drachenfels, Wormsdorf, Wurmberg.
Eber, Schwein: Ebersperg, Schweinichen.
Egge: Egenberg.
Eimer: Truchseß v. Emerberg.
Einsiedler: Einsidel.
Elefant: Helfenstein.
Engel: Engelhart.
Ente: Endgasser.
Esel: Frumbesel, Riedesel.
Eule (vgl. Auf): Ulenbroich, Ulentaler.
Fackel: Barnefüer, Faklastein.
Falke: Valke, Falkenstein, Falkner.
Fasan: Vasolt.
Faust: Hardevust.
Fenster: Stuben.
Fisch: Vischpeck, Bar, Hering, Salm, Stur.
Fischotter: Otterstede.
Flachsschwinge: Schwingrist.
Flegel: Phlegelberger.
Flügel: Swaneflügel.
Fluß, Bach: v. der Beke, Groesbeck, Strobeke, Strombeck, Westerbeke, Wittenbach.
Fuchs: Fuchs, Voß, Voswinkel.
Gabel: Gabelentz, Gabelkover.
Gais: Gaismar.
Gans: Gans zu Putlitz, Gans v. Perleberg, Goes.
Garbe: Kornfail.
Geier: Gyr.
Georg, heiliger: Schorsch.
Gertel: Gertringen.
Glocke: Bellinghofen, Clingenberg, Lüdinghausen.
Grapen, Tiegel: Grope, Gröpeling.
Greif: Greif v. Greifenberg, v. Greifenstein.
Gugel, Kappe: Cappenberg, Rodekogel.
Hacke, Reut-: Hacke, Häckel, Heugel, Hayck; Reut, Kreit, Gereit.
Hafen, Topf: Oelhafen, Preuhafen.
Haken, Kesselhaken: Hake, Hagen; Ketteler.
Hammer: Hammerstein, Hemmerlein.
Hahn, Huhn, Henne: Han, Hanensê, Hanenstêrt, Hanmann Hünrhusen, Lütten, Rothan, Hun, Henneberg.
Handschuh: Handschuchsheim.
Harfe: Harpen.
Hase: Hase, Haes, Has v. Waldeck, Hasenkop, Hassenried.
Haupttuch: Fröwler v. Basel.
Helm, Kesselhut: Helmersen, Helmshofen; Ketelhot.
Hufeisen: Halbeisen.
Hirsch, Thier, Hindin, Rehe: Hirschberg, Hirscheck, Hirseck, Hirzelin, Marschall von Rechberg, Rechburg, Retfeld, Ellen-(Nellen-)burg, Hornstein, Hürnheim, Khürn; Tierberg, Tierstein, Hindenburg.
Horn: Horn, Hoorn, Hornberg, Horneck, Hornes, Hornhausen, Hörningen, Hörnlingen, Hürnpach, Gellhorn, Steinhorn.
Hüls, Steineiche, Stechpalme: Hüls.
Hund: Honde, Hund, Hundpiß; Bracke: Prack von Asch, Brackenheim; Rüde (vgl. Dogge): Rüd, Rüdenberg, Zaunrüd; Windhund: Windischgrätz.
Hut: Hutstocker; Judenhut: Jüde, Jüdde.
Igel: Staudigel.
Kalkreute: Calcrute, Kalkreut.
Kanne: Kannenberg, Kannstatt, Künritz, Könneritz.
Kappe: v. d. Kappen, Langmantel.
Katze: Katte, Cats, Katzenblauer, Katzenstein, Katzianer, Katzpeck, Katzenelnbogen.
Kette, Boie: Boinen, Keten.
Keule, Kolbe: Keuler, Kulenburg, Kule, Kolbe, Kolve, Klüpfel.
Kirche: Dieperskircher, Paumkirch.
Kirsche: Kirschbam.
Knoblauch: Knoblauch.
König: Königsfeld.
Korb: Kirschkorb.
Krähe: Krae, Craluc, Krawinkel, Croneck, Volkra.
Kranich: Crane, Krauch, Kränchel, Kranichfeld, Kranchsberg, Grußen.
Kranz, Schapêl: Scheppler, Schapél.
Krebs: Krebsberg, Krewet, Crieft, Crewesbeck, Creusbach.
Krone: Kronenberg, Landskron.
Küssen: Küßnach.
Lamm: Lambertsperg, Lampl v. Fronsburg, Lemblein, Om.
Legel: Legelberger.
Leiter: v. der Leiter, Leiterberg.
Lerche: Lerch.
Lilie: Lilien.
Löwe: Bülzingsleben, Leonsberg, Lepard, Lewendal, Lieben-, Löwenstein, Löwenberg.
Luchs: Escher v. Luchs.
Mann, Wald-, Mönch, Mohr: Gaimann, Güldenheuft, Ratmannsdorf, Bart, Hünemordere, Mönch, Mönchsberg, Mönnechow, Münchhausen, Münnich, Mor.
Mond: Mon v. Saulheim, Montag, Wassenáer.
Mühleisen, -Stein: van der Moelen, Müle, Mylius, Müller, Mülpfort, Steinmüllner, v. der Weitenmül, Ermreicher gen. Mülstein.
Nagel: Nagel.
Ofen: Ofelin, Oefele; Kemnat; Stubenwid.
Oelbaum: Oelsberger.
Pauke: Bubna.
Pflugschar: Pflug.
Quast, Blätter-, Bade-: Quast.
Rabe: Rab, Rave, Raven, Rabenstein, Rabno.
Rad, Mühlrad: Radeck, Rödern, Mill-, Mülwanger, Müller, Mülfelder, Mülinen, Mulne, Möln.
Radnabe: Heidenaber.
Ramme: Ramberg.
Raude, Rübe: Ot a dem Rand.
Raute, gerautet, geweckt: Rutenberg, Weck später Teck.
Rechen: Rechenberg.
Repphuhn: Ribikove, Rebkau.
Rind, Kalb, Auerochs: Auer, Auersperg, Kelbel, Kelberharter. Ochs, Oissendorp, Oslevessen, v. d. Ossel, Villenbach v. Ochsenburg, Ossenbroich, Rindfleisch, Rintorf, Rindsmaul.

Ring: Ringelstein, Ringenberg, Heiden v. Rinsch, Kuenring.
Rinke: Rinck v. Baldenstein, Rinkenberg, Rinkenrode.
Roch: Rochow.
Rone: Baumrumpf: Ronau.
Rose: Roschach, Roseck, Rosenberg, Rosenau, Rosenbusch, Roseneck, Rosenhartz, Roßmag, Rost, Ruce, Ruß, Russe.
Roß: Im Rößli, Roß, Rus, Rosberg, Pferdsdorf, Kaphengst.
Ruder, Rolle: Rolshausen.
Salzkufe: Sulz.
Schaf: Schaf.
Scheibe, Ball: Scheibe.
Schere: Schernberg, Tuchscherer.
Schiff: Schipman.
Schildlein: Schilchen, Schilt.
Schindel: Schindel.
Schlegel: Schlegel, Schlegelholz, Hauthem.
Schlehe: Schlepusch.
Schlitten: Schlistel.
Schlüssel: Schlüsselberg, Schlüsselfelder.
Schrägbinde, Barre: Bar, Parle, Barum, Berg, Pergau, Bernau, Berner, Bermünd, Piermunt, Birmunt, Perwangen.
Schuh: Holzschuher, Leisten.
Schurfeisen: Schurf, Schurfeisen, Schürpfer.
Schürstab, -Ding: Schirndinger, Schürstab.
Schüssel: Raumschüssel.
Schwalbe: Swalenberg.
Schwan: Schwan, Schwandeck, Schwanewede, Schwanitz, Swanberg, Swangow.
Seckel, Sack: Sack, Monsachs.
Sense: Seger, Seglitzer.
Seule: Colonna v. Böls, Seulingen, Zuylen.
Sieb: Hasiber.
Sittig, Papagei: Sittich.
Sonne: Sonnenberg, Sonnentag.
Spange: Spangenstein.
Sparren: Sparre, Sparneck.
Spaten: Spade, Graben.
Spatz: Sperling, Luning.
Speidel, Spickel: Speidl.
Speer, Spieß, Stiber: Spies, Stiber.
Sperber: Sperl.
Spiegel: Spiegel, Spiegelberg.
Sporn: Spörken.
Stab, Streif: Zum Stave.
Staufen, Stutz: Stouf, Staufenberg, Stotzingen.
Stempel: Stempel.
Stern: Sternberg, Sterneck, Sternfels, Wenkstern.
Stier: Steier.
Storch: Adebar.
Strahl, Bolz: Stralen, Stralendorf, Stralenfels, Stralneck, Polz.
Tanne: Tanauer, Tanner, Tannenberg.
Taube: Duvenvoorde.
Teufel: Teufel.
Thor, Thür: Türheim, Nidertor, Tor, Torperg, van Doren.
Turn, Warte: Hohenwart, Kastelmur, Waldturn, Im Turn, Zem Turn, Turner, Turn.
Vogel: Vogel.
Wachtel: Wechtel.
Wagenrunge: Runge.
Wasser: Wasserburg, Wasserfaß, Wassermann; Wasserstelz.
Wedel, Weihel: Weyher.
Weide, Felber; Wid, Salis, Felber.
Widder, Ram: Widerstein, Weddermoden, Ramelstein, Ramsperg, Bellin.
Wiedehopf: Huppe.
Winkelmaß: Winkler.
Wolf: Wolf, Wolfenreut, Wolfersdorf, Wölflin, Wolfstal, Wolframsdorf, Wolfurt, Wulf, Wulfingen, Wülflingen, Borck.
Würfel: Würfel, Topler.
Zange: Zenger.

Bemerkung. Da die in der Staufenzeit aufkommenden Wappensiegel als eine Hauptquelle für die Kunde der Wappen und deren Zeichnung dienen, ist ihrer hier mit einigen Worten zu gedenken. Sie kommen bereits alsbald mit zwei verschiedenen Hälften vor, namentlich in Verbindungssiegeln von Mann und Frau. Grafensiegel haben als Bild meist nur den Helm mit dem Kleinode ohne Schild; Edelleute dagegen den Schild ohne Helm. Auf der Rückseite der Reitersiegel kommt das Wappen im Dreieckschilde als Gegensiegel seit 1208 vor.

Was insbesondere die Frauensiegel betrifft, so treten sie, vor dem 13. Jahrhunderte höchst selten vorkommend, nun in mancherlei Gestalt hervor, mit der Frau sitzend (auch knieend) zwischen zwei Schilden oder deren zwei oder zwei Banner haltend; stehend und eine Lilie oder Helm und Schild haltend oder reitend mit einem Falken auf der Hand, bald schrittlings, bald auch quer zu Rosse sitzend. Seit etwa 1220 kommen sie mit Wappen vor und seit 1231 Doppel- oder münzartige Siegel mit dem Wappenbilde der Frau auf der einen und dem des Mannes auf der andern Seite; seit 1240 etwa mit dem Wappen auf der Brust, mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Frau und des Mannes oben neben dem Haupte. Um 1250 erscheint bereits das halbe Mannes- und das halbe weibliche Wappenbild zusammengeschoben, wie z. B. im Siegel der Königin Marie, Witwe Otto's IV. 1258 und das Wappen als Gegensiegel des Bildnisses 1265.

Die Reitersiegel der Fürsten kommen vor und selbst im 13. Jahrhunderte noch oft ohne Helmzier vor. Das Roß wird schreitend oder laufend dargestellt mit Stangengebiß, breiterem Fürgebüge (Brustriemen), Sattelriemen (1233), hohen Sattelbögen mit Lehne, Roßdecke, sogenannter „Pundt“, d. h. mit zusammengebundenen Theilen, mit Wappen 1208, herabhängend 1247, Steigbügel dreieckig.

Zweiter Zeitraum.

Die Zeit nach dem Zwischenreiche (1273—1330) ist, wie auch in unserem Schriftthume, die Nachblüthe der Staufenzeit und beide zusammen, also bis zu Carl IV., bilden den reinen Wappenstyl.

Unter Carl sodann [21]) beginnt, wie auch in der Baukunst (z. B. an der Frauenkirche zu Nürnberg), als unser zweiter Zeitraum, der reiche Styl, welcher aber schon im 15. Jahrhunderte auszuarten beginnt und unter Kaiser Friedrich III. (1440—93) als dritter Stufe der Entwicklung den schon von allerlei Willkür begleiteten, beiläufig im vielgepriesenen Wappenbuche des Conrad Grünenberg glänzend genug vertretenen Verfall herbeiführt, mit welchem dann unsere neuere der alten echten Wappenkunst immer mehr fernrückende Wappenzierkunst beginnt, so fern wie alles Neuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen, in Sprache, Schrift und Schriftthum, Baukunst und Bildnerei u. s. w.

Von da an nämlich wird die Wappenkunst eine der vielen Mägde einerseits der Diplomatik und des Rechtes und anderseits der allgemeinen Bau-, Bilder- und Bildzierkunst, deren weitere Besprechung nun in dem zweiten Theile erfolgen soll.

[21]) Wo beiläufig der Briefadel und die Ahnentafeln (Stammbäume) aufkommen, jedoch Erhebungen zu Grafen erst 1473 unter Kaiser Siegismund, also erst in der Verfallzeit der Wappenkunst.

Zweiter Theil.

Wappenzierkunst.

Behufs einer Besprechung der deutschen Wappenzierkunst ist zunächst dieser in allen unseren sogenannten heraldischen Werken seit 1500 abhanden gekommene Begriff festzustellen, nachdem man die alte ursprüngliche Wappenkunst mit der seit etwa 1450 eingetretenen Verschiebung fortwährend durcheinander geworfen und dadurch eine heillose Unklarheit herbeigeführt hat.

Die alte echte Wappenkunst hat es nämlich lediglich mit den zu ihrer Zeit (um 1150—1450) wirklich zur Anwendung gekommenen Waffen zu thun und gehört demgemäß in die Geschichte der Waffen und damit der Trachten.

Die neuere sogenannte Heraldik hat es aber seit der Einführung der Feuerwaffen mit dem alten Schilde und Helme, Kleinode und Helmdecke nicht mehr als Waffen zu thun, sondern bedient sich der allerdings herkömmlichen Bilder, wie auch der Hausmarken und Namenszeichnung nur zur Bezeichnung eines Eigenthumes, namentlich am Hause und dessen Geräthen. Demnach dient sie wesentlich zu einer beliebigen Verzierung und gehört also in die Geschichte der allgemeinen Zierkunst (Ornamentik, Decoration). Wie gar wohl man schon im 15. Jahrhunderte den Waffenschild und das Zierschild auseinander zu halten wußte und den ersteren sogar als veraltet betrachtete, beweisen neben dem Wappenbuche des Conrad Grünenberg die schon aus seiner Zeit herstammenden bäuerischen Spottturniere mit ihren Schilden und deren zum Theile abgeschmackte Altweiber- und dergleichen — sogar Schmutzbilder. Damit wurde der Untergang der alten Wappenkunst mehr als deutlich ausgesprochen: folglich auch unsere Berechtigung, die alte edle Wappenkunst schon mit der Zeit um 1450 abzuschließen und auf die Wappen unseres Uradels zu beschränken, so daß auch nur diesem noch der Dreieckschild und der alte Stechhelm, die alte Helmzier und unverkünstelte Helmdecke, die Selbstschildhalter u. s. w. als geschichtlich berechtigt und ererbt zukommen. Mag demnach unser alter Adel, dessen Vorfahren urkundlich nachweisbar den Dreieckschild wirklich noch als Schutzwaffe getragen haben können, sich dem Zeitgeschmacke je seiner Zeit anschließend, sich auch neuerer Wappenformen bedienen; dagegen sollten, wie es auch mit Ausnahme nur weniger Adelsnarren meistens zu geschehen pflegt, Neu-Grafen, -Freiherren und sogenannte -Ritter und -Edle sich nur derjenigen Wappenformen bedienen, wie sie je der Zeit ihrer Erhebung zukommen, nicht aber ein Alter vorspiegeln, welches sie als geschichtlich berechtigt nicht haben.

Demgemäß thut man der Wappenzierkunst Gewalt und Unrecht an, wenn man an sie Forderungen stellt, welche nur der alten Wappenkunst zukommen und muß davon abstehen, sie als Kunst der Waffen und ihrer Verzierung zu behandeln, anstatt der Bau- und Bildnerkunst mit Zuziehung an- und aufgehefteter Eigenthumszeichen in Gestalt wappenähnlicher Gebilde. Die erste Anregung zu dieser Seitenrichtung bildet wohl die Wappensiegelkunde, wie denn u. A. schon um 1240 Pommern und Rügen ein Wappensiegel in einem Sechspasse aufweist, dann zu Ende des 14. Jahrhundertes der Drei- und Vierpaß aufkommt u. s. w. Da übrigens die Siegelkunde sich bereits zu einer eigenen Wissenschaft gestaltet hat, so mag es hier genügen, nur einfach auf sie hinzuweisen. Auch soll nicht unbedingt behauptet werden, daß die Wappenzierkunst unmittelbar aus der Siegelkunde hervorgegangen ist, sondern es kommen da in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes eine Menge anderer Einflüsse zusammen, namentlich das Bekanntwerden mit den Bau-, Bild- und Schriftwerken der Griechen und Römer.

Dieses Bekanntnochnichtsein aber -werden bringt neben der Erfindung des Bild- und Buchdruckes, der Erstarkung des Städtewesens, der Gewerbe, des Handels und Verkehres, der einerseits ausgelassenen Pfaffenwirthschaft und anderseits ihr gegenüber des Uebermuthes und der Genußsucht eine gewaltige Gährung herbei, wobei Altes (die Ausläufe des Mittelalters) und Neues (die ersten Anläufe zur geistigen und Kunstumbildung der Neuzeit) sich durcheinander wälzen. Von einer gegliedert lebendigen Ausgestaltung, — allenfalls noch der Bauformen — sonst keine Rede! Von Neudenken und Neugestalten hier nur erst die Buchstabenbildung. Man wollte rechts und links jenes nicht mehr, hatte dieses noch nicht erkannt, — was Anderes, was Neues, konnte sich es aber noch nicht recht klar machen, was insbesondere und wie? Nur erst in einzelnen Kreisen, wie des Schriftthumes, regte sich einige Bewegung im Anschlusse an italienische Vorgänge; diese waren aber noch nicht durchgehends ins eigene Blut übergegangen und nun sollte man gar eine solche unsichere Bewegung an die bisher wenig-

stens noch äußerlich bestehenden Zustände anknüpfen! Dadurch kam eine heillose Unruhe und Verwirrung in diese und Alt und Neu platzten oft schroff genug gegen einander und ganz unvermittelt zerstörten sie vorderhand mehr als sie förderten; es kann also nur erst von Keimen zu gedeihlichem Wachsthume die Rede sein. Wie und welche dergleichen Keime in die ganze Denk-, Gefühls- und Anschauungsweise, Sitten und Sinne, in die Kirche, das öffentliche Leben und seine Gebräuche, die Wissenschaft und Kunst hereingetragen wurden, muß hier als bekannt (u. A. aus Jacob Falke's „Die deutsche Trachten- und Modenwelt", und seiner „Geschichte des modernen Geschmackes"), vorausgesetzt werden und nur die Geschichte, nicht einmal der Kunst, ja nicht einmal der Zierkunst, sondern nur wie die Wappenkunst sich dazu verhielt, mag hier näher in Betrachtung kommen. Da nun das Wappenbuch des Conrad Grünenberg in dieser Beziehung unsere Hauptquelle ist, so haben wir dieses als unsern Ausgangspunkt zu bezeichnen.

Was von der alten, echten Wappenkunst zu halten ist, habe ich in meiner Geschichte der deutschen Wappenbilder anzudeuten versucht; wie sie aber von nun an in die Dienstbarkeit der allgemeinen Zierkunst geräth, das ist der Vorwurf dieser unserer — wenn man will — nachschleppenden Betrachtungen. Dort ist nämlich behauptet worden, daß die alte echte Wappenkunde und -Kunst uns um 1500 (in runder Zahl) vollständig abhanden gekommen und von da an in ein von der Zierkunst im Allgemeinen abhängig gewordenes Beiwerk ausgeartet ist und namentlich dem Geschichtsforscher, für welchen zunächst gesorgt werden sollte, nichts mehr helfen kann. Aber wenn auch nicht für die gelehrte Forschung, so hat doch die Wappenzierkunst ihre Berechtigung allerdings für allerlei Bauwerk und Geräthe zur Hinweisung auf den Eigenthümer, den Aussteller einer Urkunde u. s. w., sofern sie sich zeitgemäß an den Bau, das Geräthe, die Schrift anschließt.

Mußte daher die ganze neuere Wappenkunde und -Kunst in Rücksicht auf die Bedürfnisse des Geschichtsforschers als unbrauchbar über Bord geworfen werden, so ist sie doch keineswegs zur Gestaltung einer Geschichte der neueren Wappenzierkunst zu verwerfen und dient zur Zeitbestimmung einer Wappenverzierung ebensowohl wie u. A. die Züricher Wappenrolle für die Zeit um 1300.

Neuerdings zwar werden alle zur Verzierung irgend verwendbaren Formen nur zu oft ohne Unterschied durcheinander geworfen und gerade diesem Unwesen soll hier entgegengearbeitet werden, und zwar in einer Zeitfolge, welche in sieben Abschnitten bezeichnet wird, als:

1. Der Grünenbergstyl, um 1450—1500.
2. Der neudeutsche oder Dürerstyl, um 1500—1550.
3. Der Bandrollenstyl, um 1550—1560. /1650
4. Der Parucken- (Barock-) Styl, 1650—1700.
5. Der Muschelstyl, 1700—1740.
6. Der Zopfstyl, 1740 bis gegen 1860.
7. Der gereinigte Styl.

1. Der Grünenbergstyl.
1450—1500.

Was hier zuvörderst im Allgemeinen vorauszuschicken wäre, hat bereits in der Einleitung, welche ja ohnehin dieser erste Zeitraum bildet, seine Stelle gefunden und wir können uns demnach sofort zur Besprechung der einzelnen Theile der Wappenzierwerke wenden, nämlich:

1. Das Schild

ist, wie schon seit etwa 1400 der Waffenschild, rechtwinklig und unten abgerundet, bei einer Länge von drei Drittel etwa ein Drittel breit. Neben diese Form tritt nun, ebenfalls noch als Waffenschild, die sogenannte Tartsche, deren die letzten Ritter sich beim Stechen bedienten: in der Mitte längs herab, oft scharf hervorgekantet, war sie mehr oder weniger einwärtsgebogen, gerandet und hatte namentlich an ihrer rechten Seite eine rund ausgeschnittene Speerruhe zum Einlegen des Rennspeeres. Mit oder auch schon ohne diese Speerruhe kommen nun auch die Tartschenschilder der Zierkunst auf, bisweilen schon mit einem Mittelschilde belegt und mit einer Ordenskette umhängt.

Schon seit Kaiser Sigismund kommen in Siegeln die sogenannten Landkartenschilder auf, doch nur erst einzeln vertheilt um den Hauptschild oder das Bild des Schildesherrn (Kaiser, Reiter, Bischof); nun aber werden die Länderwappen schon in einer Bildfläche zusammengeschoben und ringsumher eine Menge von Helmen angeordnet.

2. Das Bild.

In Ermangelung von Bildern ist hier auf F. Warnecke's ausgezeichnetes Prachtwerk „Heraldische Kunstblätter", Görlitz 1876, zu verweisen, welches namentlich auch für unseren zweiten Zeitraum empfohlen werden kann.

Die früher in der alten Wappenkunst und mehr oder weniger den Bauformen entlehnte Bezeichnung des Unterschiedes der Schildfläche vom Bilde oder dieses von jener weicht nun, wiewohl hie und da noch ein Fischblasen- oder anderes älteres Muster vorkommt, einer Laubverzierung, welche jedoch im Bilde vorkommend keineswegs als Belegbild, sondern, wo es nöthig scheint, nur einfach als Verzierung (Damascirung) angesprochen werden darf.

Die einzelnen Wappenbilder haben noch etwas Frisches, Schneidiges, obwohl im Sinne der Zeitbewegung manchmal Unruhiges, Aufgeregtes, Abenteuerliches, was sich besser im Bilde erkennen als mit Worten beschreiben läßt. Der Einbildung bieten sich nun allerlei neue Ungeheuer, wie z. B. der Basilisk, dar; der Delphin hat einen Rüssel, der Löwe allerlei Häkchen am Körper und eine flammenähnliche Mähne an der Rückseite des aufgerichteten Zagels. Der Phönix tritt als Wappenbild auf, und zwar ganz gut mit seinem Scheiterhaufen stylisirt (aus einem Schragen wachsend).

3. Der Helm.

Als Helm diente die sogenannte Schelern, d. h. Schale, nämlich der nun eigentliche Kriegshelm nur vereinzelt, wie z. B. der Wolfeggischen Bilderhandschrift[22]), als Zierbild und als solches meistens vorkommend ist der blecherne Stechhelm, ringsum geschlossen, mit nur einem Augenschlitz oder Helmfenster und der Spangenhelm, welcher vor dem freier gelassenen Gesichte ein Gitter hat. Uebrigens stellen sich anstatt, wie sich's ursprünglich gehört, nur eines, bereits drei Helme auf dem Hauptrande des Schildes ein.

4. Die Helmzier.

Als Helmzier waren allerlei lebhaft bewegte Fratzengebilde beliebt, zu welchen die Schilderer sich die Vorbilder bei den Fast-

[22]) Vergl. meine culturhistorischen Briefe.

nachtsschwänken und deren Mummereien ersahen, wie z. B. Schnabelmänner u. dgl. m. Dazu war ein mächtiger, überschildgroßer Aufbau derselben beliebt, indem es beim Kolbenturnier darauf ankam, einander das Kleinod vom Helme abzuschlagen und man auf die eigene Gewandtheit vertrauend keck eine Ehre darin suchte, es dem Gegner zu erleichtern. Auch wird der Spitzhut bereits so übertrieben hoch, daß er die Gestalt einer förmlichen Säule erhält, wie z. B. Braunschweig-Lüneburg schon einen solchen Säulenhut hat und dabei das vor demselben in der Luft rennende weiße Roß zwischen zwei anstatt der Hörner völlig mißverstandenen Sicheln. So reichen Uebertreibung und Mißverständniß einander die Hand. Jenem Rosse entsprechend hat auch schon Grünenberg eine in der Luft schwebende Kaiserkrone, welche jedoch auch noch von zwei Schildhaltern getragen vorkommt, was jedenfalls vorzuziehen ist.

Zu gleicher Zeit zeigt sich die Helmzier schon von einem Banner begleitet oder zwischen zwei solchen.

5. Die Helmdecke.

In dieser Beziehung bietet Grünenberg uns die beste Auswahl. Der überall unruhigen Zeitbewegung gemäß beginnt nun Alles, was Flügel oder etwas dem Aehnliches hat, zu fliegen und so auch die Helmdecken, mitunter in sehr schmale Streifen geschnitten und allerlei Bänder und Quasten an den Enden, vielfach, wie auch z. B. beim Meister Bocholt, geschnörkelt und durcheinander gezogen, und schon zeigt sich einzeln eine Ueberfülle derselben in den laubwerkähnlichen Zatteln und deren Umbiegungen und Verschlingungen.

6. Die Schildhalter.

Von nun an und noch mehr im folgenden Zeitraume tritt ein häufiges Vorkommen der Schildhalter ein, und zwar dienen dazu in menschlicher Gestalt: Engel, Heilige, Waldmenschen, sowohl desgleichen Weiber wie Männer, Landsknechte; als Thiere aber Löwen, Bären, Greife u. s. w.

2. Der neudeutsche oder Dürerstyl.
1500—1550.

Was diese Benennung betrifft, so kann nicht oft und entschieden genug wiederholt werden, wie leider noch immer in Deutschland mit einer wahren Klebsucht an dem häßlichen, schonungslos auszumerzenden, unnatürlich französelnden Fremdworte „Renaissance" der Irrwahn herrscht, als ob unser neudeutscher Dürerstyl von dem damals noch keineswegs unseren Kunstgeschmack beherrschenden Frankreich ausgegangen wäre.

Im Gegentheile, Frankreich war Italiens und unser Nachtreter und als uns die Franzosen Vorbild wurden, da war es bereits 150 Jahre später in Folge des dreißigjährigen Krieges schmachvoll genug im durch und durch verrückten Paruckenstyle. Den haben wir, dem Himmel sei's immer und ewig geklagt, allerdings von den Franzosen und wahrhaftig keinen Grund, uns damit, wie sie, zu brüsten.

Unser Neustyl, zwar von Italien ausgehend, war aber kein unbedingtes Nachtreten wie bei jenen Franzosen, sondern ein aus dem Kampfe mit dem „Antikischen" hervorgegangenes selbständiges Erzeugniß deutschen Wesens. Das sollte man doch endlich einmal einsehen und allgemein zugestehen wollen!

Dieses Wesen zeigt nun die überall herum zerstreuten Keime der neueren Bildung bereits, zwar, wie noch heute, noch lange nicht ausgebildet, denn das wäre der vollständige Sieg rein menschlichen Wohlwollens nach allen Lebensrichtungen hin, aber trotz der zuvor angedeuteten äußersten Gegenströmungen doch einigermaßen entwickelt und gesammelt.

Es kann hier nicht der Ort sein, sei es beistimmend, sei es gegnerisch, in den Kampf des alten Glaubens gegen die Reformation einzutreten; so viel aber läßt sich ohne weitere Beziehung auf die kirchliche Bewegung sagen, daß nur der Uebermuth der Grünenbergs in die trübe Lebensanschauung der Dürerzeit umschlagen konnte.

Es handelte sich vor Allem darum, ohne Zwang Christ und womöglich auch einfacher Mensch zu sein, wie die Besten unter den alten Griechen es gewesen waren, trotz auch ihrer zwar nun längst ausgestorbenen, für die große Menge und Masse gegebenen Satzungen. Dieser einfach natürlichen Menschlichkeit einen Ausdruck zu geben, war das Bestreben der edleren Männer im Volke und unter Anderen namentlich auch Dürer's und dieses redliche Bestreben adelte seine echt deutsche Kunstweise. Das erhob ihn zu seiner sittlichen Größe und Höhe über alle Künstler seines Vaterlandes und seiner Zeit im Anschlusse an seine Vorgänger in Italien; doch keineswegs war er deren Nachtreter im Handwerke, sondern als selbständiger deutscher Mann und Künstler nur durch sie angeregt zu selbsteigenem Denken und Schaffen. Nicht die Meisterschaft in den Schrift- und Kunstdenkmälern des Ritterthumes — denn er sprach sich geradezu, weil der Geist ihm fremd blieb, gegen das „Antikische" aus, sondern die reine Menschlichkeit war das Ziel seiner Gesinnung und des Ausdruckes für diese, so wie er selbst wieder der eigenthümliche Ausdruck für jene.

Wohl wenig Menschen hat es gegeben, deren Aeußeres dem Inneren so unmittelbar entsprach, wie Dürer in seinem wohlgeordneten schönen Lockenhaupte und seiner ganzen äußerst sauberen Erscheinung, — da war nichts „Antikisches" dabei, sondern alles rein deutsch, der reine Dürer. Erst nach und nach nahm er die Mittel zu Hilfe, deren sich die italienische Zierkunst bediente; aber sie dienten ihm nicht sozusagen als Silben und Worte, sondern nur als Buchstaben, aus denen er rein deutsche, rein Dürerische Silben und Worte zusammenstellte und damit deutsche, Dürerische Gedanken aussprach.

Zwar hatte Dürer in Peter Vischer und seinen Söhnen gar große Vorgänger ersten Ranges, welche ihn sogar in der Schönheit der Gestaltung noch übertrafen, aber ihre Kunstweise war nur überliefert und angeeignet, diejenige Dürer's aber eine mit Hilfe seiner geistigen Fülle und Ueberlegenheit selbstentwickelte und eben darum so überaus eigenthümlich.

Was nun insbesondere in Dürer's Zeichnung seine besondere Klarheit und Bestimmtheit betrifft, so schließt sich seine Verzierung, selbst als heiter-gemüthlicher Gegensatz, immer eng an das zu Verzierende an, so daß beide als aus einem Stamme hervorgewachsen erscheinen, wie denn auch namentlich das hergebracht leblose Gestäbe zu frischblühendem Zweig-, Laub- und Blumenwerke gedeiht. So sehen wir in ihm immerhin einen neu belebenden Zusammenhang mit seiner Vergangenheit und nicht blos ein Kind seiner Zeit und eigenen Heimat, sondern auch der ihm gewordenen künstlerischen Ueberlieferung.

Endlich in Betreff der Wappen Dürer's sehen wir schon in seiner ersten und sofort hochbedeutenden Leistung der Art — dem

berühmten Wappen des Todes — wie ihm das Wappen selbst nur noch als ein Mittel der Verzierung und äußerst sauberen Handhabung seines Griffels war, indem es ihm wesentlich darauf ankam, sinnbildlich sich von der schon gleichsam in der Luft schwebenden vorhin erwähnten Trübsal zu befreien, indem er es unternahm, durch das Herantreten eines Waldmenschen (als Tod) an eine Nürnberger Braut, deren Abscheiden vorzustellen. Eigentliche Wappenbilder hatte die Dürerzeit mit Ausnahme Jacob Köbel's, 1545, noch keine und erst der folgende Zeitraum brachte dergleichen hervor.

Betrachten wir nun die einzelnen Theile der Wappen, nämlich:

1. Das Schild.

Dieses hat nun den Schild fast gänzlich verdrängt und nun auch gegen früher eine ganz andere Gestalt bekommen, welche zunächst aus der Tartschenform hervorgeht, so zwar, daß das nunmehr als Tartschenschild anzusprechende anstatt der tief eingeschnittenen Speerruhe nur eine verflachte, sich auf den ganzen rechten Schildesrand vertheilende Einbiegung erhält und auch der linke Rand jenem ebenmäßig gebildet wird, entweder gleichlaufend oder gegenseitig. Der Hauptrand des Schildes wird bereits mit einer andersfarbigen Laubverzierung eingefaßt, was dann auch am Unterrande (z. B. des Pömerischen Bücherzeichens aus Dürer's Schule) vorkommt. Auch ist schon bei Dürer das Wappenschild der Barre von Erkelingen[23]) unten eingehackt und so entfernt sich die Bildung des Schildesrandes bald immer mehr von der früheren Gestalt.

Innerhalb einer gegebenen Verzierung bildet nun das Wappenschild in der Regel die Mitte, entweder einzeln, eingefaßt von Ziersäulen, Füllhörnern, Laub- und Fruchtgehängen, darin kletternde Genien und sonstiges Leben, oder zu zweit und deren mehr in einer gemeinsamen Fassung, z. B. einem Vierpasse, dessen Außenwinkel auch wohl mit Nebenwappen belegt sind. Ferner dienen mehrere Schilde selbst als Theile einer Einfassung, z. B. um die Bildnisse des Kurfürsten Friedrich von Sachsen 1543 von Georg Pencz (Warn. Bl. 27) und des Königs Kristiern von Dänemark von Jacob Birk; auch hiefür gab Dürer in seiner Ehrenpforte das Vorbild.

2. Das Bild.

Die Wappenbilder, von Grünenbergischen Uebertreibungen durch Dürer wiederum gemäßigt, werden immer mehr der Natur nachgebildet, doch hie und da noch mit gutem Stylgefühle in Anlehnung an überlieferte Hauptformen, wie z. B. beim Adler. Anstatt eines Waldes oder Gebüsches genügt noch die Andeutung durch einen einzigen Baum u. dgl. m.

Die bisherige Flächenverzierung gedeihet nun ausschließlich zum Laubwerke.

Wie das Wappenbuch Grünenberg's für unseren ersten Zeitraum, ist nun neben Dürer's Einzelwappen, dessen Ehrenpforte die maßgebende Wappenrolle.

3. Der Helm.

Dürer's sorgfältige Ausführung nach der Natur erregt unsere Bewunderung, namentlich auch in der höchst richtigen und zierlichen Zeichnung seiner Helme. Nirgendswo findet sich etwas dem Gleichkommendes und nur Hans Sebald Beham kommt ihm in seinen reizenden, kleinen Blättern nahe. Wie bereits im vorigen Zeitraume kommen anstatt eines Helmes deren schon zwei oder drei vor.

Auch wird der Helm, wie ehedem nur in Wappensiegeln, schon öfter ganz weggelassen und nun statt seiner eine Krone auf das Schild gesetzt, wie denn beiderlei Behandlung schon 1500 in den fünf kaiserlichen Wappenschildern, in der Ehrenpforte 1515 vielfach, sowie 1521 in dem Wappen von Nürnberg zur Anwendung kommt und namentlich die Schildeskrone auch in dem Wappen des Königs Ferdinand auf dem Titelblatte zur Lehre von der Befestigung.

4. Die Helmzier.

Nicht selten zeigt sich die entschiedene Abweichung von der eigentlichen Waffenkunst darin, daß die Helmzier nicht mehr als unbedingt zu Schild und Helm gehörig betrachtet wird, sondern ganz wegbleibt oder, wie schon bemerkt, anstatt des Helmes eine Krone aufgesetzt wird. Zu gleicher Zeit aber behält Dürer noch eine gewisse Fühlung mit den übergroßen Helmzierden des Grünenbergstyles, namentlich in seinem eigenen Wappen von 1523 und mit den fliegenden Helmbinden des vorigen Zeitraumes.

Auch gestalten sich die noch immer vorkommenden einfachen Rindshörner zu reichen mit Mundstücken, Beschlägen und Hornfesseln ausgestatteten Hiefhörnern.

5. Die Helmdecke.

Selbst Dürer kann und — sprechen wir es nur gerade heraus — will, obwohl bei offenbarem Streben, die Formen seiner Wappenbilder im Anschlusse an die Ueberlieferung noch ziemlich rein und gegen den vorigen Zeitraum verglichen, ruhiger zu halten, der immer mehr überhand nehmenden Ueberhäufung in seinen Helmdecken sich nicht mehr enthalten, indem es nun eben der Zierkunst gemäß unbedingt darauf ankam, Magerkeit und leere Stellen zu vermeiden und die gegebene Bildfläche möglichst reich auszufüllen. So finden sich die Helmdecken in Rücksicht auf die reine Wappenkunst schon wolkenförmig überhäuft, so daß es nicht mehr möglich gewesen sein würde, solche Locken in Wirklichkeit zu tragen. Das wird aber auch gar nicht mehr verlangt, damit ist also die Richtung auf eine bloße Verzierung für die der eigentlichen Waffenkunst fernliegenden Zwecke entschieden ausgesprochen. Dazu kommt bei der sonstigen Neigung zu natürlicher Darstellung gerade hier entgegengesetzt eine Formgebung und allerlei Verschlingungen, welche eher an verkünstelte Blechgebilde erinnern. Zugleich folgt aus dem Streben, dem Umrisse der Helmdecke, wie auch in den Wappenbildern eine ruhige Form zu geben, mitunter schon eine gewisse Schwere und Massenhaftigkeit.

Jedenfalls ist für die neue Wappenzierkunst das Ergebniß festzuhalten, daß es in wohlbewußter Absicht gar nicht mehr darauf ankommt, die Helmdecke als solche zu behandeln, sondern lediglich auf den Zweck der Verzierung in einem geschmackvoll auszufüllenden Raume.

6. Die Schildhalter.

Mit den eigentlichen Waffenschilden fallen nun selbstverständlich auch, mit nur vereinzelten Ausnahmen, die Selbstschildhalter weg und es treten mehr oder weniger aufgeputzte Frauen oder Mann und Frau, vor Allem aber Engel und Genien, namentlich

[23]) Nunmehr als das des Jacopo de Bannissis bestimmt. Vergleiche Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, V. Band, Wien 1886. Die Schriftleitung.

bei Dürer, wie denn auch in seinem Wappen von Nürnberg 1521 über dem Kaiserschilde zwei Engel die Krone halten.

Schon nicht allein über, sondern auch unter dem Wappen zeigt sich ein stark verkräuseltes Spruchband.

Die Banner haben derzeit ein Bannertuch mit vier gleichen Seiten.

---

3. Der Bandrollenstyl.

(1550—1650).

Der Bandrollenstyl ist die Zeit der aller großartigen Weltanschauung entzogenen, innerlich erkalteten und verdüsterten, aber äußerlich geleckten, geschminkten, geschniegelten und gebügelten Selbstsucht, Sonderthümelei und Wortklauberei. Auch die Menschen waren wie Blechtafeln aufgerollte Bandrollen oder Darsteller von Bühnenrollen. Alles Gemüths- und damit echte, warme, lebendige Kunst- und Geschmacksleben war verweht und wie jener Rottmeister vom Mantel seines Waffenlehrlings konnte man sagen: „was hilft mir Kunst, Geschmack und Gemüth, wenn es nicht vorschriftsmäßig gerollt ist". In das Gebiet solcher Mantelrollen gehört auch die zum Theile farb-, kraft- und saftlose Andeutelei durch allerlei Gleichniß und Sinnbild — nur ja nicht frei, frisch und froh in die gesundes Leben athmende Natur heraus! Zwar wurde das entschiedene Streben der Dürerzeit, den Formen der Natur möglichst nahe zu kommen, unter den Nachtretern der noch wohlgeschulten großen Kleinmeister, einem Virgil Solis und Jost Amman, fortgesetzt, doch nicht ohne Neigung zu gewaltsamer Uebertreibung in einzelnen Theilen; die neuere Sinnbildnerei, schon im vorigen Zeitraume in noch reiner Frische und Gesundheit aufkommend, nimmt nun in ungeheuerlicher Weise überhand; das Gemüthsleben, die einfache Natur als sein natürlicher Ausdruck erstarrt und um dieser Erstarrung beizukommen, wird namentlich seit 1600 mit Pauken und Trompeten ausgerückt.

Das Handwerk zwar hatte sich seit Dürer und seinen Schülern nach allen Richtungen hin mit tief- und weitgreifendem Einflusse zur höchsten Ausbildung gesteigert, aber die feine Zeichnung, welche von jeher immer nur ein Ergebniß feiner Empfindung gewesen, war eben dennoch einer nur handwerklichen, ganz und gar äußerlichen Ausbildung und einem entschiedenen Mangel an künstlerischer Empfindung gewichen, so daß eine Erkaltung natürlich die andere hervorrufen mußte — kurz an die Stelle der edleren Kunstanschauung trat nun das Machwerk, welches als solches sich nur in Uebertreibung aller möglichen übrigens beziehungslosen Mittel eine Geltung zu verschaffen strebte und im Verlaufe des 17. Jahrhunderts vollends ganz gehaltlos wurde. Die Kunst war nur noch Künstelei. Ueberall ein übertrieben erregtes Wesen und Ueberladenheit, Schwulst und Marktschreierei.

Wenn man nun den Bandrollenstyl als Unnatur im Ganzen trotz gesteigerten Naturstrebens im Einzelnen bezeichnen kann, so tritt uns seine Fortsetzung während des dreißigjährigen Krieges als die unnatürliche Gespreiztheit im Ganzen, so auch im Einzelnen entgegen. Es ist die Zeit der vollständigen Erschlaffung und Erlahmung.

Was nun innerhalb des Bandrollenstyles die Zierkunst insbesondere betrifft, so hat sie zwar seit Dürer mehr Freiheit von einer diesen noch immer bindenden Beschränkung gewonnen, verfällt aber dafür auch immer mehr einer gedankenlosen Willkür. Bei ihm und seinen Zeitgenossen bleibt der Kern der Verzierung, sei es ein Gefäß, Fuß, Deckel u. s. w., immer klar derselbe und läßt sie gleichsam aus sich hervorwachsen, nicht von ihr überwuchert und erdrückt oder nur ein-, an- aufgeheftet. Dürer bedient sich der Zierformen des neudeutschen Styles nur erst noch sehr mäßig in seinen Säulen, Laubgehängen u. s. w. und sie beherrschen noch nicht seinen Gedankenkreis, obwohl sich allerdings nicht leugnen läßt, daß er zwar ausnahmsweise in seinem kleinen Weihnachtsbilde ein wohl unerwartet schlimmes Beispiel gab, indem er die Figürchen der heiligen Familie bereits zu einem förmlichen Beiwerke eines Baubildes herabdrückte und das Edlere dem weniger Edeln unterordnete. Bei ihm geschah es nur versuchsweise, ohne Wiederholung, aber seine Nachfolger, wie Adam Elzheimer u. A. bildeten diesen kleinen, vereinzelten Einfall zu einer ganzen Gattung von Landschaften u. dgl. aus. So auch verschwindet das Wappen manchmal fast ganz, etwa wie anderweitige Kleinigkeiten in einem mächtigen Kamin- oder Uhrgehäuse. Ferner drängt sich die Bemerkung auf, daß wie Grünenberg vor hundert Jahren seine Gebilde den Schembartmummereien, so entnahm man sie derzeit der Schaubühne; er zwar beschränkte sich meistens auf die Helmzier, aber nun rückten sie in voller Gestalt aus und wurden überall aufgepflanzt, wo sie nur irgend anzubringen waren. Schon seit den Kleinmeistern kamen nackte oder römisch gerüstete Weiber als Sinnbilder aller denkbaren Begriffe auf, so daß wir noch heute an unserer Germania, Bavaria, Saxonia u. dgl. m. hangen geblieben sind. Was nicht zwei Brüste hatte, konnte man nur nebenbei brauchen. Uebrigens hatte schon Dürer, ja das Mittelalter, seine blasenden Windeshäupter, Tugenden und Laster, doch ging man niemals mit allem nur möglichen Sinn und Unsinn so in's Zeug wie dazumal. Dabei wurden Gehalt und Gestalt durch und durch verlogen und handwerksmäßig übertrieben: die Verse der meist lateinernden Dichter wie das Machwerk der Steinhauer und Anstreicher. Da fliegen die Gewänder und Haare wie im Wirbeltanze und selbst die Wolken müssen mitthun; versteinert, vererzt oder holzgeschnitzt und als Bühnen der Darstellung von Heiligen und Engeln dienen. Selbst der Stein des Bildhauers reckt Arme und Beine in die Luft hinaus: das Unmögliche fängt an zu tanzen und zu laufen. Nur noch vereinzelt zeigt u. A. Jost Amman trotz seiner sprudelnden Lebendigkeit eine wohlthuende Ruhe und Anlehnung an die Meisterwappen Dürer's und seiner Zeit; aber bei Conr. Saldörfer, Math. Zündt u. A. tritt schon eine derartige Verwilderung nicht blos des Wappen-, sondern auch des Zierwerkgeschmackes überhaupt ein, mit römischen Figuren, Fernsichten und dabei Thierwerk und Geräthe aller Art, so daß durch Alles das Wappenschild fast erdrückt wird.

Wie schon im vorigen Zeitraume angedeutet wurde, ist dies nun auch der Zeitraum, wo die Wappenbücher aufkommen, wie es denn eine bekannte Wahrheit ist, daß allemal, wenn die Kunst und Künstler sinken, deren Sammler und Beschreiber auftauchen, derzeit bereits an die dreißig, unter denen die Wappenbücher von Virgil Solis 1555, Martin Schrot 1576, Sigmund Feyerabend 1579 und Johann Sibmacher 1605 hervorgehoben sein mögen. Gegen das Ende dieses Zeitraumes (1638) führte der Jesuit Silvester a Petra Sancta anstatt der Bemalung die Strichelung ein, also zuerst in Italien.

Die Reihe der Schreiber über die Wappenkunst eröffnet dagegen erst zu Ende dieser Zeit (1643) Georg Phil. Harsdörfer in seinen Gesprächspielen, Theil 3, S. 143.

Betrachten wir nun die Wappen dieses Zeitraumes, und zwar

1. Das Schild.

Länglich-viereckig, unten abgerundet oder eingehackt, oder aber cirund, auch wohl unten (anstatt oben rechts) eingebogen erscheint nun nach dem Vorgange Hans Sebald Beham's 1543 mit seinen Ecken wie aus Blech vor- oder zurückgerollt, daher unsere Benennung dieses Styles, indem diese Bandrollenbildung nicht blos an Schildern, sondern auch in der Rahmenfassung und anderswo Tagesgeschmack wurde. Uebrigens zeigt sich der Beginn dieser Formenbildung vereinzelt schon etwa zwanzig Jahre früher. Ein überreiches Blatt der Art ist das Eck- und Pienzenau-Wappen 1552 von H. S. Lautensack. Auch sind die beiden ersten, jedenfalls besten Theile des Wappenbuches des alten Joh. Sibmacher von Nürnberg in diesem Style noch einigermaßen mäßig gehalten, während die Fortsetzungen und Nachträge anderer den folgenden Zeitabschnitten angehören. Derselbe Sibmacher, wie auch das Nürnberger Geschlechterbuch von 1610 hat noch immer ein ziemlich gutes Verhältniß der drei Drittel: Schild, Helm und Kleinod; aber freilich bei den sogenannten Landkartenschildern sind die letzteren ungebührlich klein und das erste desto größer, um z. B. die 24 Felder von Brandenburg fassen zu können; dabei fallen denn schon öfter Helm und Helmzier ganz weg und einer großen Krone zum Opfer (Hild. 6, 3), welche wohl auch, und zwar weit schicklicher von zwei Schildhaltern gehalten wird.

Das schon oft vorkommende Mittelschild wird nun auch noch mit einem Herzschilde belegt (Sibmacher 1, 4, 1). Löwenstein-Wertheim (Sibmacher 1, 16, 6) hat sogar zwei Mittelschilder übereinander und fast spaßig dient das Derrer-Wappenschild mit zwei Helmen als Mittelschild des kaiserlichen Doppeladlers (Warn.).

Uebrigens erhalten die Schilder zu den Bandrollen noch allerlei anderes Zierwerk, wie ein reiches Gebälk oder dergleichen Blenden, auch ein paar Helme am Boden gelagert, einen Fruchtkranz oder eine Umfassung von andern Bandrollenschildern, welche öfter, namentlich auch bei Virgil Solis vorkommen.

2. Das Bild.

Schon in alter Zeit war die Zahl der

Namen- oder redenden Wappen

eine beträchtliche und steigerte sich noch mehr als die Zier der Wappen hinter der anderer Geräthe und nicht gerade ritterlicher Personen, Innungen, Städte u. s. w. in den Hintergrund trat. So erhielten u. A.

die Dobekatzen (Sibm. 146, 9) die um den Leib gefesselte vom natürlichen Felsen springende Katze;
die Engelshofen (Sibm. 1, 97, 8) den Engel;
die Faust (Sibm. 1, 211, 11) die Faust;
die Hechlingen (Sibm. 2, 147, 12) die Hechel;
die Hopfer (Sibm. 1, 215, 2) den hüpfenden Waldmann oder Schrat, beiläufig Nachfolger von Dürer's laufendem Waldmanne in seinem Tscherte-Wappen;
Innsbruck (Sibm. 1, 220, 30) die Innbrücke;
Lampe (Sibm. 1, 173, 3) die 2, 1 Lampen.
Leichnam (Siam. 1, 156, 15) die Leiche auf der Todtenbahre;
Löffler von Puchsenhausen (Sibm. 2, 41, 9) die gekrönte Löffelgans;
Mörschwein (Sibm. 2, 134, 7) das Meerschwein;
Neuprunner (Sibm. 1, 218, 10) das Brunnenbecken;
Pronner (Sibm. 1, 98, 7) den Ziehbrunnen;
Ramin (Sibm. 1, 167, 4) die Ramme;
Reitmohr (Sibm. 1, 90, 14) den auf einem Hirsche reitenden Mohren;
Schaben (Sibm. 1, 139, 11) das Schabeisen;
Soler (Sibm. 2, 94, 12) die 2, 1 Fußsohlen;
Stapfer (Sibm. 1, 199, 10) den Zaunsteg;
Stempel (Sibm. 1, 188, 15) den Stempel;
Urmiller (Sibm. 1, 98, 14) die Uhrmühle;
Winkler (Sibm. 1, 161, 14) den Winkelhaken.

Andere Neugebilde dieses Zeitraumes sind:

der Armbrustschaft der Sainsen (Sibm. 1, 185, 11) und Mur (2, 70, 14);
die Baumsäge der Malkas (2, 74, 15);
der Kleeblattschnitt zu 2, 1 der Hilinger (Sibm. 1, 96, 14), das Kleehaupt der Feur v. Au (1, 85, 15);
der Drudenfuß der Degelin v. Wangen (1, 119, 8) und Stahler (2, 98, 13);
die Ringflasche der Flasche (2, 162, 8) und Reubung (2, 162, 10);
die Fußangel der Rommitz (1, 59, 2), Dluhomil (1, 76, 9);
das Drillgatter der Hasbargen (1, 186, 13);
die Hauptbinde der Scharfenohet (2, 38, 5);
die drei Helmbarten der Mutschen (1, 154, 1);
der Jäger der Megken (1, 200, 11);
die Kentaurin der Krauter (2, 156, 6);
das Küssen der Tannwitz (1, 158, 15);
die Faß- oder Schrotleiter der Pasant (1, 106, 10), Schwanden (2, 93, 12) und Allendorf (2, 106, 10);
das Göpeldreigetheilt der Habermanstetten (1, 112, 10);
das fußlose Kelchglas (Stauf, Stutz oder Spitz) der Pfaler (1, 81, 13);
die zwei angeschobenen Kreuze der Fleckenbühel (1, 138, 13) unterstützt von dem Buchstaben M — wohl nur eine frömmelnde Anspielung auf den Namen Maria;
das Bruchkreuz der Mairhofen (1, 94, 14);
die Radnabe der Heidenaber (2, 73, 15);
der Pelikan der Pilaren (1, 76, 7);
die 2, 1 Quäste der Schletten (1, 105, 8), sowie schon früher der Quast, welche aber 2, 1, 2 Leuchter daraus machten;
der Rachenschnitt der Murheimer (1, 92, 14) und Helchner (2, 160, 4);
die Schachsteine, lilienförmig, der Neusteter, genannt Stürmer (1, 103, 13), Fronhofen (1, 114, 13) u. A.; pferdsköpfig der Loch und Hinderskircher (2, 55, 3 u. 8) oder schlangenköpfig der Herzheim (1, 95, 4);
die 2, 1 Spulen der Haren (1, 147, 15; 190, 9); auch zu einer Krücke zusammengeschoben im Wappen der Gündersdorf (2, 55, 6);
das Strudeldreigetheilt der Megenzer (1, 119, 12) und Teuffel und das Strudelgeviertet der Elershofen (1, 106, 4), Brauneck (2, 36, 6) u. A.;
die Tischwange der Marschalk von Ostheim (1, 101, 7) und der Ratzenberg (1, 137, 10);
das Doppeltrinkhorn der Schadner (1, 40, 6);
die 2, 1 Türkenhäupter der Belo (1, 177, 8);
das Winkelgeviertet der Tale (1, 181, 9);
die Wolfsangel der Lohe (1, 132, 8), welche beiläufig neuere Schriftsteller ganz verkannt und mit dem Steig- oder älteren Kesselhaken verwechselt haben;
das herabflammende Wolkenhaupt (Donnerwetter) der Donnerwetter (2, 44, 7), ein gut gewähltes Namenbild;

das Zelt der Hutt zu Heuspach (1, 93, 12), deren die Wechsler (2, 46, 5) sogar 1, 1 übereinander sinkende haben;
der Zirkel der Retzlinger (1, 98, 2) und Gotsfelden (2, 77, 7).

Wie sehr die Wappenbilder von Zeit zu Zeit sich anders gestaltet, beweisen u. A. die Flachsschwingen der Schwingrist (in der Züricher Wappenrolle 253 und Sibm. 2, 85, 11) und das Wappen der Manesse (Zür. Wappenr. 234 und Siebm. 2, 146, 6).

Ordenszeichen, früher (14. Jahrhundert) im Oberecke des Schildes, dann später im ersten und vierten Felde des Geviertschildes, kommen nun auch im Schildeshaupte vor.

Eine ganze Reihe alt-echter Wappen wurde bereits vollständig

mißverstanden

oder gar verunstaltet, wie jene Quäste der Quast, der Steighaken, der Zackenrand im holsteinischen Wappenbilde. Namentlich sind hier noch zu bemerken:

das Fehewappen der Lowan (2, 55, 15), welches in 3, 2, 1 wirkliche Eisenhüte entstellt wurde, wie auch schon dem Grünenberg das Verständniß des Buntfeherandes der Oettingen (Sibm. 1, 16, 1) abhanden gekommen war;

das Gerautet der Stauf zum Erenfels, dem Dreieckschilde entnommen, wurde nun in ein freies Wappenbild von 3, 3, 1 angeschobenen Rauten entstellt (Sibm. 1, 24, 10), sowie der Blankensteiner (1, 53, 4) in 2, 4, 2 Rauten u. dgl. m.;

die Kerbelpflanze der Khevenhüller wurde zu einem Eichelzweige verunstaltet (1, 20, 2);

die vier Löwen von Dillingen (2, 14, 4) zu Bracken;

die Schürstäbe der Schirnding (1, 89, 2) und der Schürstab (1, 206, 10) in Brände;

die Spitzen der Kinski (Schinski) und Tettau (1, 28, 7) gekrümmt und so zu sogenannten Wolfszähnen, welche die alte Wappenkunst nie gekannt hat;

die Staufe der Staufen in Opferkelche (1, 24, 9);

der Morgenstern von Kolmar (1, 219, 18) in einen Sporn;

der Weckenstreif der Keudel (1, 135, 12) in sogenannte Gegenwolfszähne;

die Zackenbinde der Prünsterer (2, 158, 14), wenn sie hier und da schon gefältelt vorkommt;

der Zackenschrägfuß der Geiskofler (1, 43, 2) und Gambsen (2, 45, 12) je mit der klimmenden Gemse in einem natürlichen Felsen, welchen freilich wohl ursprünglich der Zackenschrägfuß zu bedeuten hatte.

Diese Richtung auf eine der alten Wappenkunst fremde übertriebene Natürlichkeit der Wappenbilder nimmt nun fortschreitend immer mehr zu und zeigt sich namentlich auch in einer Menge rein malerischer und fernsichtiger Darstellungen, wohl zu bemerken zugleich im schneidenden Widerspruche nicht allein mit einer stylvollen Wappenkunst, sondern auch mit jeder maßvoll schönen Zierkunst, welche von jeher dazu bestimmt war, die Einzelgebilde der Natur zu verallgemeinern, nicht aber, wie derzeit umgekehrt, jede kleinliche Besonderheit zur Geltung zu bringen. Dahin gehören u. A. die übertrieben großen Hauer des Oberhauptes, die bereits erwähnten natürlichen Felsen, wie denn sogar die Schrägbinde der Siebenbürger (Sibm. 1, 46, 4) mit einem natürlichen Siebengebirge belegt ist; ferner die nicht mehr wurzelfüßigen, ganz landschaftlich gezeichneten Bäume, z. B. der Schafgotsch, zum Theile mit einem davor stehenden Thier auf natürlichem Grasboden (Hildebrandt 6, 5), wie im Schilde der Nadelwitz (1, 54, 1) u. v. A.; das natürliche Gehölz der vom Busch (1, 58, 5); die wurzelfüßigen Ronen oder Baumrümpfe der Ronau (1, 68, 4), Dorgerlo (1, 189, 3), Greut (1, 201, 13) und die Lilienstäbe der Warkotsch (1, 56, 5). Uebermäßig natürlich werden nun auch die Spangen gezeichnet, damit man ja recht deutlich sehe, wie der Dorn der Schnalle in den Ueberzug des Schildes durchgesteckt ist, wie bei den Schnallen der Zedlitz (Sibm. 1, 71, 13) und Wallenrod (1, 102, 6; 104, 12).

Ganz *perspectivisch* finden wir ferner das einfachste Geräthe gebildet, wie z. B. die *Bank* mit einem Vogel darauf (2, 49, 15); die *Zugbrücke* der Angermund genannt Brück (2, 49, 14); das *Rothfeuergerüste* der Fermberger (2, 164, 8); den *Pflug* von Straubing (1, 220, 37); die *Schneidlade* der Habel (1, 138, 11); den dreifüßigen Sessel der Schoner von Strubenhart (1, 121, 3); die 2, 1 Stühle der Döltzki (1, 144, 15); den Tisch der Valzner (2. 158, 6) und den sogar zum Speisen gedeckten der Falkenberg (2, 48, 6).

Nur hie und da zeigt sich noch eine Spur von Sinn für Zierkunst, wie in der pinienapfelähnlich gebildeten, wurzelfüßigen *Birke* der Pirkheimer (2, 158, 3); der *Widderstirne* der Lierheim (2, 32, 11) und Kötenhofer (2, 159, 3), den Schach *roch* (2, 1), der Rochow (1, 174, 2), Hohenbalken (1, 202, 4), Sulzer (1, 214, 3), Vittel (1, 214, 8), Halbherren (2, 154, 8), welche letzteren jedoch schon perspectivisch gezeichnete Füße haben.

Die sogenannten Wolken in der Fehbinde der Bastheim (1, 104, 10) sind bereits eingedrückt und die *Sparren* zum Zeltsparren eingebogen wie Sibm. 1, 23, 2 (Herberstein) u. v. A., dabei von Strahlen durchbohrt, wie 1, 212, 13 (Meichsner) oder innerhalb gekantet wie 1, 50, 4 (Sparr) und 1, 176, 8 (v. d. Goltz). — Ebenso wurde auch die *Kappe* zeltförmig eingebogen wie 1, 79, 4 (Weichs).

Merkwürdigerweise haben die Stierberg (2, 61, 15) trotz ihrem sogenannten „Panter" ihren Namen und den richtigen Begriff festgehalten und der wüthige Stier hat hier noch im Bilde des Greiflöwen die Hörner und Wuthflammen des Urbildes bewahrt.

Um die Hauptwappenthiere: *Adler* und Löwe nicht zu übergehen, ist hier noch zu bemerken, daß die Saurau (Sibm. 1, 30, 4) einen gestümmelten Königsadler haben. Der Adler hat zwar Anfangs noch die Schenkel gehörig am Leibe, die Waffen aber schon weit auseinander gespreizt; nach und nach dann entfernen sich die Schenkel immer mehr vom Leibe und bilden so die Mißgestalt der sogenannten Froschschenkel. — Der *Löwe* mit aufgestülpter Stumpfnase hat, wie auch der Bracke und andere Thiere, einen übermäßig weit aufgerechten Rachen, den Zagel in einen retzelförmigen Knoten geschlagen, rattenkahl mit nur *einem* Büschel am Ende, doch auch mit zwei Seitenbüscheln, beide Hinterfüße am Boden. Besonders zu bemerken sind die Löwin mit ihren Jungen von Homburg (Sibm. 1, 223, 5), der behelmte Löwe der Bülzingsleben (1, 193, 9) und der pfauschwänzige Löwe der Eppli von Fälanden (1, 198, 14); in ähnlicher Weise der bekleidete Hund der Trainer (1, 212, 9) und der Hundbrecken (2, 79, 9); der *Wolf* mit Hahnenschwanz der Leipziger (1, 156, 4). Dazu stellen sich der *Fisch* mit der Leibbinde der Glaubitzer (1, 67, 2) und der gehörnte Fisch der Rodeck (1, 58, 6) und der Gutten (1, 64, 10).

3. Der Helm.

Wenn der Helm nach und nach immer mehr einerseits ohne Verständniß, unwahr, zu klein und dabei doch plump vernachlässigt und, wie schon im vorigen Zeitraume bemerkt wurde, durch die Krone verdrängt wird, so kommt er übermäßig verkleinert namentlich auf den Landkartenschildern, wie z. B. von Kursachsen,

Brandenburg, Braunschweig (Sibmacher 1, 3—5) desto zahlreicher vor. Nur ein Helm, wie es sich ursprünglich gehört, wird immer seltener, zwei bis drei sind an der Tagesordnung, ja fünf bis sechs nicht ungewöhnlich, und was nicht auf dem Schilde seinen Platz findet, wird daneben auf den Boden gestellt, wie bei Hanau-Lichtenberg (Sibm. 1, 15, 7). Auch kommt der Helm schon über der erzherzoglichen Krone vor (Sibmacher 1, 4, 2) und dabei der Helm noch einmal gekrönt!

Um diese Zeit kommt das Ehrenzeichen am Halse auf.

4. Die Helmzier.

Vor Allem beliebt waren die Straußfedern, wie Sibm. 1, 24, 2 (Dietrichstein), 1, 55, 2 (Keßlitz), 1, 155, 2 (Hageneck, wo sie sogar im Schilde zu einer Rose verbunden sind) u. v. A.

Die althergebrachten Pfaufedern kommen nun, wie beiläufig auch die Bolzen der Westerhagen (1, 145, 10) und die Brände der Printz (2, 50, 12) je zwei und zwei vergittert vor, wie die der Pentzen (1, 129, 4) und der Radpfau der Stockamer (2, 13, 1), Tecklenburg (2, 19, 3) und Püttrich (2, 62, 6) erscheint nun in ganzer Gestalt.

Wie weit man derzeit in der Darstellung der Namenbilder ging, beweist der natürliche Fels mit einem Sterne besteckt auf dem Schilde mit dem gleichen Bilde der Sternfels (1, 114, 3); die Nusberg (2, 59, 5) haben eine nach Art der Granatäpfel gespaltene Nuß und die Putterer (2, 43, 9) sogar ein sitzendes butterndes Weib mit seinem Butterfasse.

Zwar schon Grünenberg führte uns eine schwebende Krone vor, aber nun kommen außer dem Rosse von Braunschweig (1, 5, 4, 5) auch die Bremse von Kurland (1, 7, 6), die Richterbank (nicht Turnierkragen!) der Westphalen (1, 190, 9), die Steighaken der Galen (1, 191, 8) in's Schweben und der Fuchs der Vittinghof (1, 146, 65) springt vom Oberrande einer Bischofsmütze fröhlich und wohlgemuth in's Blaue hinein.

Unter den Geschmacklosigkeiten des Bandrollenstyles behauptet den ersten Rang nicht allein der auf den Blattkanten der Helmkrone schwankende Königshauptadler von Lothringen (1, 6, 2) mit seinen Froschschenkeln, sondern auch neben einem Flügel die Längshälfte des Adlers aus dem Schilde der Tappen (1, 189, 9). Dazu haben die Griespecken (1, 44, 10) zwischen zwei Helmen einen mittleren Helm ganz weggelassen und den Thurm ihres Mittelschildes ohne Bedenken an dessen Stelle auf den Hauptrand des Schildes gestellt. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Helm und Schild einer- und von Helmzier und Helm anderseits ist also bereits vollständig abhanden gekommen.

Das Hiefhorn erscheint öfter in Gestalt eines geköpften Schwanhalses, wie z. B. Sibm. 2, 33, 8 (Ringeberg) und 2, 34, 5 (Kienberg) u. A. m.

Der Dreistecher der Ebnet (1, 114, 14) belehrt uns ganz überflüssigerweise, daß er ein Fischergeräthe ist, dadurch, daß er mit einem Fische besteckt ist. Als andere dieser Zeit angehörige Helmzierden mögen endlich in Erwähnung kommen: der zu einer förmlichen Säule übertrieben erhöhte Spitzhut, der Radfächer der Eschwege (1, 138, 16); die Kentaurin (Weib-Roß) aus dem Schilde der Krauter (2, 156, 6); die Maria mit dem Kinde im Flammenscheine der Rohr (1, 96, 11); das nicht mehr nur wachsende, sondern vollgestaltete Meerweib der Prenger (1, 190, 2); der Pelikan der Kuenring (2, 37, 3); der Rost der Schaumberg (1, 100, 8) und das Sieb der Ottinger (2, 130, 7).

5. Die Helmdecke.

Obwohl die zwar nicht guten, aber doch im Sinne der Zierkunst besseren Formen der Helmdecke hie und da noch etwas nachwirken, so tritt doch nun eine nochmalige entschiedene Ausartung der an sich schon eingetretenen Ausartung ein, indem sich die lockere Zattelbildung verliert und sich zu schweren Wulsten und wahren Krautbüscheln zusammengeballt und eine Umrahmung mit allerlei verrenkten Schnörkeln zum Vorscheine kommt, welche sogar manchmal die ganze Helmdecke verdrängt und dazu auch den Helm sammt seinem Kleinode, an deren Stelle nun etwa eine Krone zwischen zwei sie haltenden Genien tritt. So wird das Wappenschild nicht anders als jede andere Bildfläche nur von einem möglichst verkräuselten und verschnörkelten gewöhnlichen Bildrahmen umfaßt.

In anderer Weise ist die Helmdecke zwar ungezattelt, aber überhäuft gefältelt, was zwar schon bei Grünenberg vorkam, nun aber zu den plumpen Wappenmänteln führte, wie z. B. dem von Lothringen (Sibm. 1, 9, 2).

Beiläufig mag hier nicht verschwiegen bleiben, wie wenigstens vereinzelt die Buchholz (Sibm. 1, 31, 8) an ihren zwei Helmen je eine besondere, nämlich einerseits eine Mantel- und anderseits eine Zatteldecke haben, was abgesehen von der Wappenzierkunst nicht einmal im Sinne der Zierkunst überhaupt zu billigen ist.

6. Die Schildhalter.

Mit Geschmack haben die Hoheneck (Sibm. 1, 35, 10) einen geharnischten Ritter und dieser auf seinem Helme einen Flug mit dem Wappenbilde als Kleinod. Dagegen sieht es gar spassig aus, wenn unter dem Griffel de Bry's und Anderer die Schildhalter sogar anfangen, Musik zu machen mit Trommel und Pfeife oder Mandoline und Baßgeige.

Beliebt sind nackte Weiber, nicht leicht ohne nackte Brüste, aber mit reichem Federhutschmucke; wogegen nackte Waldmänner und deren Weiber zum Theile von den Helmdecken umschlungen (1, 14, 1), als wahre Kinder der Unschuld erscheinen. Bemerkenswerth sind die wilden Männer von Pommern, welche ihr Haupt je in einen der Seitenhelme gesteckt haben (1, 7, 2). Andere haben Thiere, Greife, Löwen, manchmal so grimmig, als wenn sie das ganze Wappen auffressen wollten.

Dabei stellt die ganz und gar gedankenlose Willkür die Schildhalter nicht etwa noch auf einen nur halbwegs festen Boden, sondern solche Gebilde werden sogar, als wenn sie federleichte Luftgestalten wären, auf die scharfe Kante des Bandrollenrahmens oder gar eines blechdünnen Spruchbandes gestellt.

Wenn solche Menschen- oder Thiergestalten über dem Schilde ohne Helm eine Krone halten, so hat das immerhin noch mehr Verstand, als wenn eine solche Krone ganz in der Luft schwebt.

---

4. Der Parucken- (Barock-) Styl.

1650—1700.

Wenn der Bandrollenstyl noch ausgelassener werden konnte als er es schon war, so war das seine Hochblüthe im Parucken- oder Barockstyle, in welchem aber das Wappenzierwesen nicht sowohl sich zugleich mitsteigerte, sondern vielmehr vom Ungeheuerlichen erdrückt in ein unaufhaltbares Sinken in die äußerste Tiefe des Kleinlichen, Abgeschmackten und ganz Styllosen gerieth. Wenn

man also meinen möchte, daß die Wolkenperrücken der Helmdecken jetzt erst recht an der Zeit gewesen wären, so ist das ein Irrthum; denn die hatte schon Dürer, also weit über hundert Jahre früher vorweg genommen und derzeit waren es die Menschen, welche sich selbst zu Haubenstöcken verunstalteten. Dort waren die Wolkendecken zwar lediglich ein ausfüllendes Zierwerk gewesen, hier aber war das Haarungeheuer der Ausdruck einer völligen Verrücktheit geworden, welche neben sich keine Uebertreibung derart duldete, hervorgegangen zunächst aus der Wüstheit des verwilderten Haupthaares der Krieger des dreißigjährigen Krieges; um aber ein solches hoffähig zu machen, mußte es künstlich zugerichtet werden und da bei wachsender Uebertreibung das eigene natürliche Haar nicht mehr ausreichte, mußte ein falsches aushelfen. So wurde der falsche Schein zur offenbaren Lüge und die Lüge Beherrscherin alles geselligen Lebens und aller Kunst und Wissenschaft, wie namentlich die Geschichte der Bau- und bildenden Künste, sowie insbesondere der Trachten hundert- und tausendfältig beweisen, daher hier füglich davon abgesehen werden kann. Den tonangebenden Franzosen war die Lüge angeboren und zur anderen Natur geworden und wir mit unserer verwünschten Ausländerei gaben uns leider zu ihren Leibaffen her. Die Verschrobenheit der Köpfe verlangte auch eine solche der Körper. Im selbstberauschten, geckenhaft prunksüchtigen Größenwahnsinne wollte man weder das sittlich-, noch das sinnlich-schöne, sondern nur das Aufsehen Erregende, Bewunderung Erzwingende, Verblüffende; man wollte nur den äußerlichen Schein und eine möglichst blendende Schale und allerlei Schnörkelei darum herum; der Kern durfte faul, roh und gemein sein, aber das Ansehen höfisch, verbildet, aber vergüldet — so im Leben und so auch in der Kunst! Auch das Höchste zogen diese Tollhäusler zu sich herab und Gottes herrliche freie Natur wurde in den Gärten der Großen, wie im Thurmbaue des Weiberhauptes verstümmelt oder in's Unmögliche gezerrt; die Götter des Olymps mußten dabei Knechtsdienste leisten, aber — versteinert gleichwohl alles das in gewissen großartigen Verhältnissen. In so prunkvollen Rahmen mußte sich denn freilich die nur ein- und untergeordnete Kleinzier- und damit auch die Wappenkunst in's Unbedeutende und Kleinliche verlieren.

Wie nun aber immer auf eine thatenreiche Zeit eine solche der Betrachtung zu folgen pflegt, so tritt auch nun erst mit dem gänzlichen Verfalle der Wappen- wie der Zierkunst überhaupt, seit 1660 der erste bedeutendere heraldische Schriftsteller auf, nämlich P. J. Spener, auf dessen Schultern dann hunderte seiner Nachtreter kletterten, welche aber alle keine nahrhafte Frucht herunterbrachten und nur taube Nüsse knackten.

Wenden wir uns nun, wie bisher, zu den einzelnen Wappentheilen.

1. Das Schild.

Im Augsburger Geschlechterbuche ist in den Dreieckschildern eine gewisse Erinnerung an die alte Wappenkunst nicht zu verkennen, doch vermochte man keineswegs sich der aufgerollten Ecken des Bandrollenstyles zu erwehren. Neben ihnen herrschte die Eirundform, wie oben in einem förmlichen Rahmen jenes Styles, an den Seiten oft in Fratzengesichter ausladend; oft lag auch das Schild in einer Muschel eingerahmt.

Wie schon im vorigen Zeitraume kommt nun öfter ein unten im Spitze eingetriebener Zwickel als Bildfeld vor.

Das Verhältniß von Schild, Helm und Kleinod ist — mit Ausnahme der überfüllten Landkartenschilder — noch immerhin erträglich. Diese Ueberfüllung geht so weit, daß im kaiserlichen Wappen sogar das Mittelschild wiederum eine Landkarte bildet und dringt selbst in den Schildern des niederen Adels soweit ein, daß die Stammwappen oft fast ganz erdrückt werden. Uebrigens ist die Schildesfläche von ihrem betreffenden Bilde immer noch gehörig ausgefüllt.

2. Das Bild.

Im Gefolge des dreißigjährigen Krieges dringen nun unter die Wappenbilder namentlich allerlei neumodiges Waffengeräth ein: Banner, Siegeszeichen, Helme und Panzerwerke, Sporen, Schießgewehre und sogar Kanonen, welche wenigstens in einem Dreieckschilde als durchaus ungehörig erscheinen.

Von nun an werden auch die Ordenskreuze mit dem Wappen belegt. Zu dem überhöhten Säulenhute stellt sich auch die Zipfelmütze ein und die öfter vorkommenden wirklichen Säulen erhalten die Gestalt unserer Hutspanner wie Krücke und Gegenkrücke.

Die Froschschenkel des Adlers sind nahezu wagrecht auseinander gespreizt, der Jungfernadler von Ostfriesland erscheint mit förmlich entblößten weiblichen Brüsten; dagegen haben die Eggenberger um eine Krone 2. 1. Adler in der Gabelstellung mit noch geraden Schenkeln.

Auch innerhalb der Schildesfläche beginnen die Vögel zu fliegen.

Der Löwe hält oft ein Schwert in der Pranke und hat den Zagel entweder ohne Seitenbüschel oder zweigetheilt und in Gestalt des Lindenzweiges 8-förmig verschlungen. Wie der Adler erhält auch er (im Wappen der Funck) ein Königshaupt.

Der Fuß der Lilie erscheint verstümmelt; einen Lilienfuß haben u. A. die Luitfrid und Hofmair; lilienförmig gestaltet sind Schachsteine der Halbherren, Sulzer, Vittel und der der Hangenohr zugleich mit einem Brackenhaupte.

Der Steighaken der Lutz ist wie ein Z gebildet; der Stein der Schwarzenstein als Stufengibel.

Wem die Benennung „Seitenkappe“ unbequem ist, dem dürfte (im Wappen der Eck) die als „Eck“ zu empfehlen sein.

Wie die Rose nicht mehr wappenmäßig, sondern natürlich gebildet wird, so geschieht es auch mit Distel, Krautkopf, Maiglöckchen u. A. m.

Ganze Landschaften im Schilde brachte, wie wir gesehen haben, schon der vorige Zeitraum hervor.

Beiläufig hier noch die Bemerkung, daß man bisher in der Zeichnung die Farbe der Schildesfläche und ihrer Bilder noch nicht unterschied, sondern nur die Verschiedenfarbigkeit überhaupt, und zwar durch Damascirung; von nun aber wurden die einzelnen Wappenfarben nicht mehr wie im alten Sibmacher durch Buchstaben angedeutet, sondern erhielten je eine besondere Strichelung anstatt der Farbe selbst, wie z. B. senkrecht = roth, wagrecht = blau, gekreuzt = schwarz u. s. w.

3. Der Helm.

So enghalsig, daß in Wirklichkeit kaum eine Hand, geschweige denn das Haupt hindurch gekonnt hätte, und die Helmzier dazu werden nun unverhältnißmäßig klein oder aber ganz weggelassen zu Gunsten einer sogenannten Rangkrone, wobei denn auch die Helmdecke wegbleibt. Anfangs war ihr Reif mit Perlenschnüren umwickelt.

Der innige Zusammenhang des Ober- und Unterwappens ist nun so gut wie ganz aufgehoben und Schildkronen wie Helme, Helmkronen und Helmzier — alles fängt an, ohne inneren Halt in der Luft zu schwanken und zu schweben. Mitunter ist das Schild

ganz ohne Kronen und Helmzier und nur der Helm schwebt. Ein andermal hat die Schildeskrone zwar noch, wie hergebracht, ihre fünf Laubblätter, ist aber überhöht vom schwebenden Helme mit Helmkrone und z. B. einem geflügelten Löwenhaupte. Oder die Laubblätter wechseln mit je ein oder drei Perlen dazwischen ab. Endlich erhält die Schildeskrone einen Kamm besteckt mit meistens neun Perlen (der Grafen) und die Helmkrone ebenso, mit oder ohne Helmzier. Sodann ordnete das Rangverhältniß sich immer bestimmter, so daß nun die Grafen ihre neun Perlen behielten, die Freiherren sich mit sieben begnügen mußten und der einfache Adel mit nur fünf.

4. Die Helmzier.

Wie der Helm beginnt auch das Kleinod ungebührlich zusammenzuschrumpfen, ja sogar unter die Helmesgröße; auch sie kommt in's Schweben und dazu wohl auch noch ein fliegendes Spruchband, wie denn auch Bandschleifen z. B. am Pfaubusch und anderwärts an der Tagesordnung sind, sowie der Säulenhut, ganz malerisch gehaltene Bäume u. dgl. m.

Wenn aber z. B. die Langenmantel mit der Kappe (ganz unpassend genannt „vom Sparren") in der Helmzier zwar noch immer die Ohren einer Rindsstirn haben, dabei aber die Hörner in Hiefhörner verunstaltet, so ist das gewiß ein Ungeheuer von Mißverständniß und Gedankenlosigkeit.

5. Die Helmdecke.

Im Augsburger Geschlechterbuche 1661 sind die Helmdecken noch immer als im Paruckenstyle untergeordnet, vom übermäßigen Schwulste unberührt frei, aber stark geschwungen, flatternd und die Zotteln endigen oft wie die Schwänze der Knabendrachen in Quasten.

Der schweren Wappenmäntel wurde bereits gedacht.

6. Die Schildhalter.

Wer was rechtes sein wollte, mußte auch ein Paar Schildhalter haben, Menschen- oder Thiergebilde, namentlich zunächst Engel, Genien, Waldleute, zum Theile von der Helmdecke umschlungen und bedeckt, mit oder ohne Banner, vier Ellen breit und drei Ellen an der Stange entlang. Ein Muster von Ueberladung findet sich u. A. bei Warnecke III a, 30: da schweben zwei Engel mit einem Rundschilde in der beliebten Randzierleiste mit Bandrollen und Vogelköpfen, darüber nur eine Krone mit sieben Spitzen, Fruchtgehänge und Schriftband flatternd. Mehr kann man ja doch nicht verlangen.

Noch zahlreicher sind die Thiere als Schildhalter: Adler und andere Vögel, Bären, Einhorne, Greife, Löwen, Windhunde u. a. m.

---

5. Der Muschelstyl.

1700—1740.

Schon im vorigen Zeitraume konnten die Kunst und Künstelei mit einer Leiche verglichen werden, deren äußere Verzierung nicht mehr daran haftet wie Haut und Haar, aus welcher vielmehr ein neues Kleinleben erwacht — das Leben frei werdender Maden — und so erscheinen diese Maden nun wie berauscht, sie stürzen wie verrückt übereinander her und schlagen Purzelbäume: es ist der reinste Mummenschanz, bei welchem Alles zweck- und ziellos durcheinander zappelt und noch dazu das ganze Thier-, Pflanzen- und Steinreich und Geräthe aller Art und was sich nur als Unsinn nicht denken, aber wie in der Trödelbude, zusammenschieben läßt.

Ließ sich ferner der Zeitgeschmack des Paruckenstyles mit einem Thierbändiger vergleichen, welcher, wie Ludwig XIV., allerlei Gethier beieinander hat, so ist nun auch der Thierbändiger abhanden gekommen, die Vieher sind — nicht mehr in ihren Käfigen eingeschlossen — entfesselt und krabbeln nun rechts und links, auf und nieder, unter- und übereinander.

Zwar im Wesen — der verkommensten Unnatur — war unsere Kunst seit der Dürer-Zeit ganz gleich, aber in der Form so verschieden, wie bisher anzudeuten versucht worden. Namentlich aber der Parucken- und der Muschelstyl, beide auf dem höchsten Gipfel der Verrücktheit, der erstere groß, ja großartig, ungeheuerlich, der andere klein und kleinlich bis in's Kindische, Tändelnde, verhalten sich wie Berg und Maulwurfshaufen, Riese und Zwerg, Trommel und Maultrommel. Uebertreibungen derart fordern ihresgleichen zu klarer Veranschaulichung heraus.

Der erdrückenden Schwere und Massenhaftigkeit des Paruckenstyles folgte nun die den Einzelnen befreiende, sich ihm anbequemende Federleichtigkeit und ebenso gehaltlose Zierlichkeit des inneren und äußeren nur der Lust und dem Lustgenusse zugewendeten Menschen. Ob der Wein rein und gesund, war nicht die Frage, wenn er nur lustig schäumte und perlend die Zunge kitzelte. Aehnlicherweise beim zwar leicht zerbrechlichen, aber alle Welt mit seinen allerliebsten Kleinbildungen entzückenden Porzellan, welches mit der Muschel gemeinschaftlich den Herrscherstab führte.

Die Paruckenzeit ist der Ausdruck höfischer Wichtigthuerei und peinlicher Kleinkrämerei; der Muschelstyl der der ausgelassensten Sorglosigkeit und vergnüglichen Leichtsinnes, welcher alle Ordnung und Form keck überspringt und lacht wenn er nicht ausgelacht wird. Bei entschiedenem Mangel alles sittlichen Ernstes wurde mit Allem gespielt — auch mit der Tugend und Gottesfurcht. Ueberall gewissenlose Lüsternheit und — Vergessenheit. Der Wahlspruch der Zeit hieß: „Nach uns der Kehraus, das Nichts! Was kümmert uns noch das Leben nach diesem Leiben!" Das ganze Leben war Bühnenlüge bis zum Fallen des Vorhanges und Auslöschen der Kerzen!

Man suchte nicht den geraden, überall leuchtenden und erwärmenden Sonnenstrahl, sondern den eckigen, zackigen, wenn auch hie und da zerschmetternden Blitzstrahl, nicht die edle, klare Wahrheit, sondern den prickelnden Witz und das lüsterne Augenspiel; nicht einen Lustgang zu reizendem Ziele, sondern das selbstgefällige Drehen hin und her, zurück und zur Seite, um sich selbst, seine eigene Sonne, im zierlich geschnörkelten Schautanze.

Und wie nun der Muschelstyl vom breiten Redeschwulste zum spitzen Witze und zur knappen Geistreichthuerei führte und von der schreienden Farbe zur matten licht-gebrochenen Farbe, ja Farblosigkeit, so auch bildeten den Uebergang vom Paruckenstyle der Haarbeutel und Puder, und anstatt der Haarungeheuer — der Männer und nicht minder der Weiber — nur zierliche Wahnsinnslöckchen, anlächelnd wie Liebegöttchen der Bühne. Der breite Kleiderschwulst schrumpfte zusammen in's Schmale und Enge, und der berüchtigte Reifrock senkte seine Breite wenigstens zum Boden herab.

Zu der vorstehenden allgemeineren Betrachtung verhält sich nun, obwohl fast verschwindend, unser Wappenwesen ganz entsprechend.

1. Das Schild.

Die Formen sind freilich nicht so scharf unterschieden wie die Zahlen unserer Zeitabschnitte. Das war von jeher der Fall, indem einerseits die alten Formen noch eine Weile ihre Geltung behielten und andererseits neue daneben aufkamen.

So nun zeigt sich, selbst auf dem Wappenmantel ausgebreitet, das eirunde Schild noch aus den vorigen Zeiträumen mit vielen schwebenden Helmen, von einer Ordenskette umgeben und von einem überreichen Schnitzrahmen mit allerlei Ecken, durchbrochener Ausladung und Bandrollen (Warn. III a, 31) oder überhöht von Krone und Spruchband. Daneben nun kommen schon die ganz nackten Schilder auch allein unter einer mächtigen Schildeskrone.

2. Das Bild.

Die Bilder werden nach und nach so klein und mager, daß sie die Schildesfläche nicht mehr gehörig ausfüllen, ja zum Theile fast ganz darin verschwinden. Und wenn im vorigen Zeitraume die Farben sich oft grell und unvermittelt breit machten, so wurden sie nun matt, kraftlos und durch Mischung gebrochen in das Kleinliche des ganzen Styles, wie purpurn (anstatt roth), eisenfarb, aschfarb u. s. w., welche bisher in der Wappenkunst gar nicht bekannt waren.

3. Der Helm.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Ober- und Unterwappen ist nachgerade vollständig verloren gegangen; von Wappenkunst kein Begriff mehr, die Zierkunst verkrüppelt, verkümmert, ohne eine Spur noch von innerer Gesetzmäßigkeit, wie sie ein reinerer Geschmack nach und nach ausgebildet hatte. Auf den Helm kam es eigentlich gar nicht mehr an und fast ebenso wenig auf das ganze Wappen. Aber auf die Rangkrone: Fürst, Graf, Freiherr oder einfacher Ritter! Danach allein wurde noch gefragt und daher die in der Versunkenheit alles geschichtlichen Sinnes allein erklärliche Gleichgiltigkeit, namentlich gegen das Stammwappen, welches man, wie zum Theile noch heute, oft gar nicht mehr kannte. Aber ob die Krone fünf, sieben oder neun Knöpfe oder Perlen haben mußte, das wurde schon mit der Muttermilch eingetränkt.

4. Die Helmzier.

Daß sie oft ganz schief auf den Helm gesetzt ist, was ein jedes für eine richtige Zeichnung geübte und gebildete Auge beleidigen muß, ist bisher schon mehrmals zur Sprache gekommen.

5. Die Helmdecke.

Die zahlreicher in Reihe geordneten Helme hatten je nur eine ganz kleine Helmdecke, dafür aber hing nun oft ganz unvermittelt an den Seiten des Schildes, wie ein kaum angehefteter, falscher Haarbeutel, eine lange, krause Zattellocke herab.

Der Wappenmantel erhielt eine gekrönte Kappe (Baldachin).

6. Die Schildhalter.

Wie alle Schildeszierden, so wurden nun sogar auch die Schildhalter zum Theile schon kleiner als das Schild, so daß auch da alles richtige Verhältniß vernachlässigt wurde.

Unter den heraldischen Schriftstellern dieses Zeitraumes mögen J. W. Trier (Einleitung in die Wappenkunst, 1714), J. D. Köhler (Münzbelustigungen, 1729) und J. Ch. Gatterer, 1761, erwähnt sein; der Letztere behandelt die Wappenkunst in einem zwar breiten Lehrgebäude ganz entschieden als einen untergeordneten Theil der Urkundenlehre und hat, wie auch schon Spener, gar keinen Begriff mehr von der alten Wappenkunst.

Uebrigens traten nun auch die ersten öffentlichen Lehrer der Heraldik auf. Diese waren Spener's Sohn, Christ. Max. Spener 1705 in Berlin und jener J. Wolfg. Trier um 1712 in Leipzig, welcher im Sinne seiner Zeit einer der Brauchbarsten war.

---

6. Der Zopfstyl.

1740 bis gegen 1860.

Gleichzeitig mit dem von Frankreich ausgegangenen Muschelstyle, welcher in Deutschland kräftig vom Meißener Porzellanstyle unterstützt wurde und dessen Anhänger unsere Französeler im südlichen Deutschland bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhundertes blieben, bildete sich ein zweiter Gegensatz gegen die Parucke in Norddeutschland unter Friedrich Wilhelm I., dem Vater Friedrich's des Großen, man kann sagen als Vertreter einer trotz Friedrichs Französelei, wider diese auffstehenden, rein deutschen, sittlichen Macht, und zwar in der Person des großen Königes selbst. Er plauderte zwar gern französisch, hielt aber kräftig auf deutsche Zucht — das war der sogenannte Zopfstyl, welcher namentlich seit 1740 zur Herrschaft gelangte. Dabei ist entschieden zu betonen, daß dem zwar höchst schmuck- und geschmacklosen, überaus langweiligen Zopfe ein himmelschreiendes Unrecht widerfährt, wenn er, wie meistens noch heute geschieht, mit dem Parucken- und Muschelstyle in einen Topf geworfen wird. Sie hatten mit einander gar nichts gemein als allerdings die allgemeine Unnatur und Verkehrtheit, aber jene waren Franzosen, dieser ein schlichter guter Deutscher und das waren schon zwei Gegensätze, wie sie widerstrebender sich kaum denken lassen. Dort nichts als Lüge, Heuchelei, Prahlerei in allerlei Schwulst, Flitterkram und Schminke, lauter krauses, wirres Wesen, Ausgeburten offenbarer Verrücktheit. Der Zopf aber war ein erstes kräftiges Auftreten gegen das Blendwerk der marktschreierischen Gaukelei. Der Zopf wagte es zuerst, sich wieder das eigene Haar wachsen zu lassen, irgend eine gegebene Richtung festzuhalten und fortzuführen, er war die Rückkehr zur geraden Linie und ebenen Fläche, welche selbst der Baukunst vollständig abhanden gekommen waren, aber nun freilich auch wieder in ganz nackten Wänden, schnurgeraden Gassen, meilenlangen Pappelstraßen u. s. w. übertrieben wurden. Und wenn dort selbst der überspänige Stuhl Gefahr drohte, unter dem Sitzenden zusammenzubrechen, so gab es hier nur ungefällige Balken und Ständer.

Andererseits aber tritt nun auch dem kecken Lebensübermuthe der Parucke und des Haarbeutels seit unserem Geßner 1756, Werther 1774 und Miller's Siegwart 1776 die Empfindelei gegenüber im flennenden Weltschmerze und gegenseitig beräuchernden Freundschaftskleister.

Darauf folgte dann die Aufklärung, der „Sturm und Drang" und mit beiden das Angstrohr neben dem Dreimaster und die sogenannte Werther-Tracht.

Uebrigens war dieser Zeitraum aller Art von künstlerischer Geschmacksbildung so ungünstig, daß in der Wappenverzierung keine

wesentliche Veränderung eintreten konnte, sondern, wo überhaupt der Wunsch nach einer Wappenzier auftauchen mochte, man einfach zu bisher eingedrungenen Formen griff oder aber gemeine Steinhauer und Stempelschneider wirthschaften ließ, so gut oder schlecht sie eben ihre Arbeit zu Stande brachten, denn den Auftraggebern war aller Formsinn ebenso abhanden gekommen, wie jenen ganz untergeordneten Handwerkern. Wohl hatten wir unsere großen, bahnbrechenden Denker und Dichter, aber deren mehr tief gehender als ausgebreiteter Einfluß konnte so schnell noch nicht ein- und durchgreifen, daß unter anderen die bildenden Künste sofort eine solche Anregung hätten aufnehmen und zu einem künstlerischen Ausdrucke durchbilden können. Da fehlte es vor Allem an einer entsprechenden Schule und man blieb entweder einstweilen am Meißener Porzellanstyle hängen oder aber gedankenlosen Pfuschern preisgegeben, wie solche denn namentlich auch die sämmtlichen Herausgeber von Wappenbüchern dieser Zeit waren. Wenn sie hier nicht weiter genannt und besprochen werden, so ist wahrlich nichts daran verloren, denn sie bringen uns nicht allein nichts Gutes, sondern nicht einmal etwas Neues, welches als ein zutreffender Ausdruck für gerade diese Zeit zu bezeichnen wäre. Diese zum Theile länglich-viereckigen, unterhalb nur wenig geschweiften, zum Theile Rundschilder ohne Helm mit Krone und wie Urgehäuse verschnörkelten und verkräuselten Rahmen waren schon da gewesen und ebenso selbst die matt an den Seiten des Schildes, von den Helmen abgelöst herabhängenden Decken, welche noch mit am bezeichnendsten für den in Rede stehenden Zopfstyl sind, indem sie etwa an einen falschen hinten am Rockkragen gehängten Zopf erinnern. — Spasses halber gedenken wir hier (Warn. IIIa, 32) noch unter den Schildhaltern zweier Windhunde, welche die Zipfel eines, von einer Krone herabflatternden Schriftbandes im Maule halten. Aber solche Gemüthlichkeiten, zumal wenn sie nur vereinzelt auftreten, sind doch keine besonderen Merkmale zur Unterscheidung verschiedener Stylformen.

Der Zopfstyl hatte seinen Gegensatz in dem nicht weniger als der Parucken- und Muschelstyl aus Frankreich stammenden Antikstyl, welchen die alle sittliche und künstlerische Welt überschwemmende Pöbelherrschaft gegen das Königthum hervorrief. Aber ebenso naturwidrig wie jene war auch die Griechelei, weil diese Freibürger eben denn doch keine Griechen waren und das Griechenthum ebenso wenig zu verstehen vermochten, wie dessen Kunstgebilde. An die Stelle der reinen, veredelten Natur trat eben nichts weniger als diese, sondern nur der Umsturz aller Vergangenheit und der französische Antikstyl war wiederum nichts als eine neue Lüge und nur eine Bühnenmummerei und -Schreierei. In Deutschland zwar hatten Winckelmann seit 1754 und Lessing seit 1766 die Bahn gebrochen, welcher dann bereits Goethe in seiner Iphigenie 1779 folgte und seit der französischen Umwälzung auch das übrige Deutschland selbst, trotz dem noch hinten hängenden Zopfe. Aber wenn auch in solcher Weise das innere Verständniß des edeln Griechenthumes den Deutschen weit reiner und klarer aufging als den Franzosen, so waren eben doch auch die Deutschen keine Griechen und ihre Kunst und alles ihr äußeres Beiwerk konnte im besten Verstande nur zu etwas Aehnlichem anregen, aber die griechischen Formen paßten doch hier ebensowenig wie anderswo zu einem nicht griechischen Gehalte, namentlich auch in der Baukunst. Die Griechen holten eben ihre Kunst aus einer vollendet schönen Natur, wir aber nur mittelbar aus der Ueberlieferung und Nachahmung, nicht ebenmäßig der Natur, sondern der Ueberbleibsel griechischer Kunst. Wir lernten griechische Säulen und griechische Nasen kennen und nachbilden und wie die Griechen sich räusperten, aber nichts weiter. Wohl mußten jetzt wo möglich alle unsere Hausgeräthe „antikisch" sein, aber dieses ganze griechische Wesen war doch auch bei uns nicht weniger eine Lüge als der Parucken- und Muschelstyl, weil es nicht aus unserem eigenen Wesen und Bedürfnisse hervorgegangen war. So kam es, daß bei dem entschiedenen Mangel griechisch anmuthigen Formsinnes man es höchstens mit einem steifen, rauten- oder gestürzteisenhutförmigen Schilde ohne Helm und Decke, mit oder ohne Schildhalter aller Art zu einer etwa tragsteinartigen griechisch-verzierten Unterplatte, um das Schild darauf zu stellen, brachte — das war dann Antikstyl!

Andere zogen das hergebrachte Eirundschild etwas in's Dreieckige mit zweimal eingekehltem Schildeshauptrande und stürzten unmittelbar darauf die Helmzier ohne Helm, wo man nicht gar die letztere über einer anstatt des Helmes untergeschobenen Krone in der Luft schweben ließ. Kurz der Zopf blieb immer noch hinten hängen und ebenso im folgenden Zeitraume, welcher in der Wappenzierkunst kaum einigen Unterschied darbietet und nur eine womöglich noch weiter getriebene Geschmacklosigkeit entsprechend dem nun 1815 ff. zur Herrschaft gelangenden Frack und „Angströhr".

Diese vollendete Geschmacksverwilderung und Styllosigkeit hat, wenigstens im Wappenwesen, allen Zusammenhang mit der Geschichte der Bildung verloren und wir haben es der Metternichschen Zeit zu verdanken, wenn, wie überall im deutschen Vaterlande, so namentlich auch hier kein gesundes Leben aufkommen konnte. Es war im Ganzen, denn einzelnes Gute fällt hier wenigstens nicht in das Gebiet der Wappenkunst, eine entsetzlich erbärmliche, verkümmerte, gedrückte Zeit ohne den geringsten künstlerischen Wappengeschmack.

Da sind die Schilder bald aus diesem, bald aus jenem Zeitraume zusammengeholt, im Bandrollenstyle, kreisrund oder eiförmig-dreieckig und oben zweimal eingekehlt oder gestürzte eisenhutförmig oder wie eine viereckige Blechtafel, unten mit einem scharfen Schnabel, unterstützt von Füllhörnern, römischen Ruthenbündeln, Kanonenröhren nebst Kugeln, Pauken und Bannern oder einer Stange, wie mit einem Fensterbehange, ja von einer strahlenden Wolke, sogar auf einem Wappenmantel ausgebreitet oder von einem Schilfufer oder einem Felsengrunde mit gestürzter Tanne und Wasserfall u. dgl. Bühnengerüsten oder einem Spruchbande.

Dabei das Wappenbild ungebührlich winzig und mager und die Schildesfläche nicht gehörig ausfüllend. Andere Wappen haben wie die Bohlen (Dorst 2, 136, 445) ihr Bild, den Greif, nicht weniger als fünfmal wiederholt: im Schilde, als Helmzier und Schildhalter. Viel zu kleine und enghalsige Helme sind uns ebenfalls schon früher begegnet, aber nicht so Wahnschaffen wie am Schwarzenbergwappen, s. w. u.; ebenso schwebend, nicht allein unter der Rangkrone, sondern auch darüber, zum Theile nicht weniger als fünf bis sieben Helme, und zwar ein jeder wieder mit seiner Rangkrone, wobei die Schildeskrone die ganze Breite des Schildes einnimmt. Diese Rangkronen haben fünf, sieben bis neun Perlen, je auf einem scharfgezackten Kamme. Das Unglaublichste leistet Dorst (2, 110, 350) in seinem Wappen der Henkel von Donnersmark, mit einer breiten Perlenkrone, darüber ein Kronhelm mit einem Kronadler und um das Ganze ein Mantel mit einer vierten Rangkrone; Solms, Zierotin u. A. geben darin nicht viel nach. Manchmal besteht auch das Oberwappen aus lauter schwebenden Theilen: Krone, Helm und Wappenbild als Kleinod. Gelegentlich begegnet auch wohl ein Schwein als Helmzier, welches eine Krone trägt, aber nicht auf dem Haupte, sondern auf dem Nacken!

Die Helmdecke verschwindet fast ganz oder aber der dazu gehörige Helm oder sie bildet bei der Krone nur einen steifen Laubkranz oder ein flatterndes Band. Der Wappenmantel ist oben in

drei Knoten zusammengeschlagen und der mittelste mit einer Krone bedeckt.

Die Schildhalter haben allerlei Stützen, wie schon zuvor beim Schilde bemerkt wurde, und selbst eine Schlange oder sogar die Kante eines Schriftbandes ist da den Herren Wappenzeichnern nicht zu schmal.

Beliebte Schildhalter sind nach wie vor Engel, gepanzerte Krieger im Bühnengeschmacke, Mohren, Waldleute, und zwar auch mit Bannern, Wassermänner, sogar im Wasser! oder zweierlei, wie z. B. Krieger und Waldmann.

Dann von Thieren: Bären, Böcke, Bracken, Einhorne, Greife, Hirsche, Löwen, Rosse, Windhunde, Wölfe oder zweierlei, wie Bock und Waldmann, Drache und Adler, Löwe und Einhorn, Bär oder Hirsch, Seepferd und Basilisk.

Endlich von Vögeln: Adler, Kraniche, Pfauen, Schwäne, Störche.

Wie weit übrigens ein Mann wie Herr Schindler selbst unter den Augen eines kaiserlichen Wappencensors zu Wien in seiner „Wappengalerie" sich mit seinen Gedanken verlieren und eine richtige Zeichnung vergessen konnte, beweist u. A. sein Schwarzenbergwappen, dessen schildhaltende Löwen behelmt sein sollen, aber so kleine und enghalsige Helme tragen, daß nicht einmal eine Pranke, geschweige denn ein mächtiges Löwenhaupt hinein kann und so sehen diese Löwen denn freilich so aus, als wenn sie geköpft und die Helme nur auf den Rumpf gesteckt wären.

Uebrigens alle die einzelnen Sünden der Herren Tyroff (schon seit 1791 mit einer wahren Sündfluth von Wappenbüchern: Baiern, Preußen, Oesterreich, Sachsen), Bernd (1835 preußische Rheinprovinz), Schindler (um 1836: höherer Adel von Oesterreich), Masch (1838, Mecklenburg), Dorst (1842 ff. Schlesien, Württemberg), Bagmihl (1843: Pommern), Grote (1852: Hannover) u. A. m. zu verzeichnen, ist wahrlich nicht der Mühe werth und es muß die Schlußbemerkung genügen, daß sie alle keinen Schimmer mehr gehabt haben, weder von Wappenkunde, noch von der Zierkunst überhaupt.

7. Der Vereinigte Styl.
1855—1885.

Nachdem die Umwälzungen der Jahre 1830 und 1848 halbwegs überwunden waren, blieben die Nachwirkungen zwar noch lange Zeit fühlbar, allein es keimten doch auch hier und da in der Kunst und Wissenschaft bessere Richtungen auf, namentlich auch im neueren Wappenwesen.

Der erste Schritt dazu war des Ritters und Edeln Heinz Karl von Mayer heraldisches A-B-C-Buch 1857, welches mit den ersten wieder einmal richtig verstandenen Farbendrucken des vortrefflichen, echt künstlerisch geschulten Wappenzeichners und Druckereibesitzers Friedrich Wolff in München allerdings noch besser ausgefallen sein würde, wenn der edle Ritter mit seiner zwar ohne genaue Kenntniß des Mittelalters und seiner Schriftdenkmäler fast überschwärmerischen, persönlichen Liebhaberei weniger redselig nur den guten, gesunden Kern knapper beisammen gehalten hätte.

Immerhin war dieses Buch das erste seit dreihundert Jahren wahrhaft fruchtbringende Werk der ganzen Neuzeit und ihrer Wappenzierkunst, begleitet von einigen nicht minder bedeutenden Erscheinungen, unter welchen zunächst der durch Mayer's reichliche Aufträge geschulte erste Meister im Stempelschnitte Tom. Birnböck in München hervorzuheben ist; ferner die alle Vorgänger ebenfalls hoch überragenden Siegelforschungen des Malers Milde in Lübeck 1856 ff., des Fürsten F. K. v. Hohenlohe 1860 ff. und die gleichzeitig (1860) veröffentlichte Züricher Wappenrolle, welche noch entschiedener als namentlich Mayer den Begriff der edeln alten Wappenkunst klärte und einen weiteren Schritt vorbereitete zu einer sich endlich als geboten ergebenden Trennung der bereits um 1450 ausgestorbenen eigentlichen Waffenkunst und der seitdem aus ihr hervorgehenden neueren Wappenzierkunst. Dazu bereiteten ferner zuerst 1870 der von Friedrich Warnecke begründete Berliner heraldische Verein vor mit seiner Monatsschrift „Der Herold", kräftig unterstützt von A. M. Hildebrandt, und der gleich alte Wiener Verein „Adler" mit seiner Zeitschrift gleichen Namens-Darauf folgte 1872 Hildebrandt, welcher auch die Zeichnungen zu dem 1875 neu erschienenen Wappenbuche des Konrad Grünenberg besorgte, mit seinem vortrefflichen Musterbuche und Warnecke's Prachtwerk: „Die heraldischen Kunstblätter 1876". Daneben traten zum Theile anregend und wirksam auch andere wappenkundige Männer auf, wie schon seit 1848 A. Fahne (Köln-Jülich-Bergische Geschlechter u. v. a.) und dann H. Graf v. Hoverden (Bedeutung der Heroldsstücke, 1870) und Pusikan (Bedeutung der Wappenfiguren, 1877).

Prächtige Siegelwerke mit Hilfe des Lichtdruckes, wie K. v. Sava's „Siegel der österreichischen Regenten" 1869 und Tumbült's „Westphälische Siegel" 1883 griffen kräftig mit ein und so erscheinen die besten Erwartungen von einer wieder einmal guten Zeit als gerechtfertigt, welcher zwar der heillose Tagesgeschmack hartnäckig widerstrebt, wie eben auch so mancher einen edleren Gehalt und Gestalt verlangende Zweig unserer von Französelei und anderen Untugenden zu befreienden Kunst und Wissenschaft. Inzwischen wurde gar viel Staub aufgewirbelt und dadurch einiges noch wenig bewegtes Leben wach erhalten durch einen ebenso rücksichtslos gewaltsamen wie allerdings fleißigen und betriebsamen Mann, welcher das Glück hatte, zu seinem erneuerten „Siebmacher" die tüchtigsten Mitarbeiter zu gewinnen, denen jedenfalls das Hauptverdienst jenes Werkes zuzuschreiben ist.

So viel ist gewiß, daß neuerdings einzelne Wappenkundige den doch immer noch herrschenden, nicht sowohl künstlerisch als vielmehr nur juristisch und diplomatisch gebildeten Heroldsämtern und deren Gebietern im guten Geschmacke weit vorausgeeilt sind und es für diese wohl an der Zeit sein dürfte, ihren amtlichen Starrsinn und Schlendrian aufzugeben und ihren Amtsstubenzopf abzuschneiden. Sie müssen (freilich auf eine zeitgemäß höchst erwünschte höhere Anordnung hin) anfangen, sich wieder — wie beispielsweise u. A. Maler, E. Döpler der jüngere in Berlin — auf den Geschmack und die Wappenzierformen des neudeutschen und bezüglich Dürerstyles einzuüben und in diesem Sinne offenbare Ungehörigkeiten abzuschütteln.

Die alte Wappenkunst läßt sich zwar nicht mehr zurückerzwingen, nachdem die alten Schilde den Schildern der Zierkunst längst haben weichen müssen; gleichwohl aber dürfte wenigstens unserem Uradel unverwehrt bleiben, sich der Wappenformen seines ersten Vorkommens zu bedienen, also vorzugsweise seiner Stammwappen und dazu nur eines Helmes mit in etwaiger Wirklichkeit tragbarer Helmdecke und schildesgroßem Kleinode, eines zeitgemäßen Selbstschildhalters, keiner Rang- und überhaupt keiner Krone, welche streng genommen nur den Fürsten und etwa deren Bedientenknöpfen zukommt. Und auch bei Fürsten sollte die Krone nie unter

dem Helme ihre Stelle finden, sondern nur zwischen Helm und Kleinod oder aber, wenn über dem Kleinode, von Schildhaltern emporgehalten.

Selbstverständlich soll der letzte Satz nur als ein Vorschlag zur Güte gelten, um einen reineren Wappenstyl wieder einzuführen, welcher sich wesentlich an die Formen Dürer's anschließen, aber nicht sie knechtisch und gedankenlos abzuschreiben hätte.

Da es übrigens seine Schwierigkeit haben würde, die Rangkrone wieder ganz zu beseitigen, so sollte man wenigstens auch sie nur oberhalb der Helmzier in die Hände der Schildhalter geben und sie an keiner anderen Stelle dulden. Auch sollten wenigstens für ältere Wappenformen an die Stelle der steifen und unschönen Knopf- oder Perlenkronen wieder die reicheren und weitaus schöneren Blätterkronen mit bezüglich fünf, sieben oder neun Blättern treten, und wo diese sich wie bei den Grafenkronen zu sehr häufen, sollten abwechseln z. B. Eichblätter mit Eicheln oder Rosenblätter mit Rosenknospen.

Daß sich übrigens zu jenen solchen Schildhaltern menschliche Figuren besser als Thiere eignen, liegt klar genug auf der Hand, sowie nicht minder, daß sie in der Waffen- und Kleidertracht der den oder das Schild betreffenden Zeit vorzustellen sind.

Ein paar beispielgebende Versuche würden ohne Zweifel (namentlich wenn von den Heroldsämtern unter Genehmigung des Landesherrn begünstigt) bald eine Nachfolge finden und damit die neue, rechte Bahn zu einem gereinigten Wappenstyle.

Dritter Theil.

Sachwörterbuch.

Adler (mhd.: âr, adelar; ndl.: adelaar; lat.: aquila; frz.: aigle) (Orend. 23, 3, 4). Das uralte Sinnbild der obersten Herrschaft und Königsgewalt, welches dann auch auf die Lehensträger übertragen wurde und daher nächst dem Löwen am meisten im Wappenschilde vorkommt, nimmt abgesehen davon, daß in der Wappenkunst, streng genommen, gar kein Rangverhältniß stattfindet, unter den Vögeln dieselbe höchste Stufe ein, wie unter den Vierfüßern der Löwe, und kommt aus dem eben genannten Grunde bei Weitem öfter vor als andere Vögel, und zwar über zweimal öfter als die sämmtlichen anderen Vögel zusammengenommen (vgl. „Vogel").

Die gewöhnliche Stellung des Adlers überhaupt ist (im Gegensatze zum natürlich gebildeten und gestellten Falken) immer stylisirt: aufrecht, von vorne, scharf rechts schauend, früher ohne, später mit ausgestreckter Zunge; mit ausgebreiteten Flügeln, welche früher herabhängen, später zum Fluge aufgerichtet sind; die Fänge gleichlaufend oder (später) ausgespreizt und zwischen den Fängen ein senkrecht lang herabgehendes, kraus ausladendes Schwanzende (183, 184). Wenn also blos „Adler" gemeldet wird, so versteht


183


184


185


186


187

sich mit Berücksichtigung der Zeit das eben Gesagte von selbst (s. weiter unten „Geschichte").

Um nun die verschiedenen Adler zu **unterscheiden**, sind in Betracht zu ziehen:

1. Die Zeit des ersten Vorkommens, wozu die Siegelkunde und Urkundenbücher dienen. Und da dürften nun die, wenigstens nach den Namen der Wappenträger, ältesten der hervorgehende von Alt-Sachsen (r. in w.), der des Markgrafen von Lothringen (979 ff.) und der von Arnsberg (w. in r.) sein, sowie dann zunächst der deutsche Adler (s. in g., um 1056); der mährische (r.-w. geschacht in b., 1082); Pfalz-Sachsen (g. in b., um 1100); Brandenburg (r. in w., um 1143); Schlesien (s. in g. mit w. Brustmond, 1163); Pfalz-Thüringen (g. in s.); Hochstaden (w. in r., 1192); Zähringen (r. in g., 1197); Truchseß von Borna (r. u. w. ben. in b., um 1200); Froburg (s. in g., 12. Jahrh.); Tirol, (r. in w., 1218); Wertheim wachsend (s. in g., 1280).

2. Ihre mehr oder weniger von der zumeist herkömmlichen abweichende Stellung: Ist nämlich der Adler schräggestellt (185) wie bei Risemberg (s. in w., 1221, vgl. Z. W. 115, 364), so ist es besonders zu melden; ist er ferner mit dem Haupte und Schwanze den beiden Seiten des Schildes zugewendet, wie z. B. im Röder-Schilde (w. in r., um 1200, vgl. Z. W. 187, 503, 586), so heißt er „sinkend" (186), und wenn sein Haupt dem Schildfuße zugewendet ist, „gestürzt" oder Sturzadler, wie der Fineck'sche (s. in w., 1293). — Vereinzelt kommt der der Alverstorpe, 1302, mit dem einen Flügel verkehrt vor.

3. Ihre Halbtheilung oder Verstümmelung. Ist der Adler von der linken Schildeshälfte überschnitten, so heißt er „hervorgehend" (187), wobei sich von selbst versteht, daß er s. in g. ist, weil er vom Reichs-Doppeladler entnommen ist; hat er aber eine andere Farbe (Z. W. 19, 237, 312, 582), so muß diese gemeldet werden. Ist der Adler von der unteren Hälfte des Schildes überschnitten (Z. W. 155), so heißt er „wachsend" (188, 189). Die


188


189


190


191


192


193

Hauptstelle des wachsenden Adlers ist auf dem Helme als „Kleinod" oder Helmzier (Z. W. 48) und ebenso der Adlerrumpf (190, 191) ohne Flügel, welcher jedoch auch — von einer Querlinie nicht unterstützt — als Wappenbild schon im 12. Jahrhunderte (Freiburg, Bischofshausen und sogar zu 2, 1 (Aue, w. in b., 1198, Z. W. 163) vorkommt. Der Adler ohne Wehr und Waffen (d. h. Schnabel und Krallen), wie u. A. der der Schad (s. in g., 1199), heißt gestümmelt — Stümmeladler (frz.: alérion). Uebrigens unverstümmelt, aber ohne Haupt, wie der der Geraldowski (s. in w., um 1380, Sibm. 1, 73, 9) heißt er „geköpft".

4. Den Uebergang zu einer Mehrzahl von Adlern bildet der zweiköpfige oder Doppeladler (frz.: aigle éployée) (192) schon seit dem 10. Jahrhunderte, wie der der Burggrafen von Wirzburg (wachsend wc., s. in g.), dann der von Sarwerden (w. in s., um 1180) und sogar die 2, 1 Doppeladler der Below (1299). Nicht selten auch kommt der Doppeladler längsgetheilt vor und dann verschiedenfarbig. Zwei Adler übereinander (Z. W. 24), wie die Honbergischen (s. in g., 1103), werden als 1, 1 Adler angesprochen und drei (Z. W. 46, 160) als 2, 1 Adler, wie die von Leiningen (w. in b., 1064), Romlian (g. in r., 1257), Gültlingen (s. in w., um 1296) und Brimen (r. in w., 1381). Auch vier (2, 2) Adler kommen vor u. A. in den Winkeln eines Kreuzes (Z. W. 461).

5. Eines der Hauptmittel der Unterscheidung ist die Farbe sowohl des Wappenbildes, wie seines Schildfeldes. So z. B. unterscheiden wir die bereits in Nr. 1 nach der Zeit gemeldeten Adler, entsprechend der unter „Farbe" beigegebenen Anordnung, als: w. in r.: Hochstaden sowie Arnsberg; g. in b.: Pfalz-Sachsen; g. in s.: Pfalz-Thüringen; r. in w.: Sachsen, Brandenburg, Tirol; r. in g.: Zähringen; s. in g.: Deutschland, Schlesien, Wertheim; s. in g.: Froburg; schach r.-w. in b.: Mähren; benestelt r.-w. in b.: Truchseß v. Borna. Auch begegnet uns der Adler oft genug in Dichtungen des 13. Jahrhundertes, u. A. gestückt von Hermelin (Meler. 5927) als Kleinod (Eracl. 4750) g. auf Zobel (Lanz. 372).

Absonderliche, zum Theile ungeheuerliche Adlerbildungen sind: der Adlerlöwe oder Greif, Phönix, Königshaupt-, später Jungfernadler (193), Pelikan, Wolfadler (oder Fledermaus?) Ziegenadler oder Ziegenhahn.

Geschichte des Adlers. — Wie mehr oder weniger alle Wappenbilder im Verlaufe der Zeit in der Zeichnung einige Aenderung erlitten, so namentlich auch der Adler, welcher nach der Stellung seiner Flügel und Fänge ziemlich genau zu bestimmen ist.

1. Unter den Staufen (1137—1273): Der Schnabel des emporgerichteten Hauptes ist geschlossen, also ohne herausgestreckte Zunge (ein Zeichen erst des 15. Jahrh.), die Sachsen flachgebogen, doch mit hoher schnecken- oder lockenförmigen Ausladung, die Schwungfedern senkrecht, die Fänge beinahe gleichlaufend, der senkrecht niedergestreckte Schwanz mit rundem Knopfe und Büschel von straffen, rund auslaufenden Federn. Gegen das Ende dieses Zeitraumes (um 1250) gestalten sich die Oberschenkel zu sogenannten „Hosen" und die zwar noch immer rundendigen Federn des Schwanzendes biegen sich bereits ein wenig auseinander. Beiläufig kommt der deutsche Adler auf Münzen bereits vor der Staufenzeit vor (unter Heinrich V., 1106—25), dagegen auf Siegeln erst im folgenden Zeitraume. Solche sind u. A. der Adler des Markgrafen von Brandenburg (seit Albrecht dem Bären), des Pfalzgrafen am Rhein, Heinrich's des Welfen (1156), des Reichsschultheißen zu Nürnberg (seit 1246) und zu Ende dieses Zeitraumes auf solchen der aiserlichen Angehörigen und im Schilde des heiligen Wenzel, auf der Rückseite des Reitersiegels Königs Ottokar I. von Böhmen. Der Doppeladler kommt auf Siegeln schon seit 1202 (Henneberg) und das ganze 13. Jahrhundert hindurch öfter auch in anderen Siegeln vor. Unter Nr. 4 war davon bereits die Rede.

2. Unter den Habsburgern (1273—1350) nähert sich der Bogen der Sachsen, welche am Oberrande drei bis vier kleine Knöpfe haben, der Halbkreislinie, das Haupt tritt nach und nach in eine wagrechte Haltung, der Hals (vgl. Z. W. 12, 19, 24, 37, 42, 46, 48 u. s. w.) bekommt einen Bart und Nackenschopf und das Schwanzende ladet an den Seiten halbmondförmig aus, vereinzelt sogar schon etwas gewellt, die unterste Spitze schärft sich gleichfalls hie und da schon etwas zu. — Uebrigens war der Adler noch im 14. Jahrhunderte ungleich seltener als der Löwe und noch viel seltener war der gekrönte Adler[24]), da nicht einmal der deutsche Adler eine Krone trug, welcher beiläufig mit einer solchen auf Siegeln zuerst unter Rudolf von Habsburg 1277 erscheint und etwa gleichzeitig im Lehenrechte des Heidelberger Sachsenspiegels, nämlich im ersten Heeresschilde[25]), dem des Königes und später auf dem Schilde Ludwig's des Baiern (im städtischen Museum zu Mainz, H. A. 2, 15), auf dessen Goldgülden („Realen") auch der Doppeladler im Schilde neben dem thronenden Kaiser vorkommt, sowie gleichzeitig im Stadtsiegel von Friedberg. Auch kommt in der Züricher Wappenrolle[26]) und seit 1340 (im Reitersiegel des Herzogs von Lothringen) der Adler als Helmzier auf.

Seit Carl IV. (1350—1400) beginnt das bisher oben rundliche Haupt des Adlers eine kleine Abflachung anzunehmen; die Fänge treten schon etwas aus der steilen Stellung heraus; das Schwanzende ist an den Seiten gewellt und quergeflammt. Ein kleegestengelter Adler kommt am Grabdenkmale des Gottfried von Arnsberg, † 1370, im Kölner Dome vor (H. A. 2, 59). Beiläufig bedient sich Suchenwirt (37, 77) des „Adlers" des deutschen Königes zur Bezeichnung der Person selbst. Im Gegensiegel Carl's IV. erscheint der Adler als Schildhalter.

4. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhundertes (1400—1440), der bereits beginnenden Verfallszeit, werden Haupt und Schnabel flächiger, die Sachsen bekommen hakenförmige Ansätze und die bisher spitzen Winkel zwischen den Fängen nähern sich dem rechten. Der Doppeladler wird nun endlich unter dem Kaiser Sigismund nach dem Constanzer Concil, 1419, ausgesprochenes und von nun an fortwährend beibehaltenes Reichswappen. Lothringen hat ihn als Schildhalter.

5. Unter dem Kaiser Friedrich III. (1440—1494) greift der Verfall immer mehr um sich: der Adler bekommt in der ganzen Stellung und Haltung eine weit lebhaftere Bewegung, ja sogar einen gewissen leidenschaftlich gereizten Ausdruck: das Haupt flächig, der Schnabel gewaltsam auseinander gezerrt mit hervorgestreckter, manchmal hakiger Zunge, der fast gebrochen krumme Hals mit einem Kropfe sich sträubend, am Genicke herab einzeln ausladende Federn, neben der Halswurzel entschieden emportretende Schultern, die Sachsen über die Halskreislinie eingebogen mit drei bis vier Höckern und S-förmigen Haken, die Schwungfedern radförmig emporgerichtet mit Zwischenfäden; die Stellung der Fänge im rechten oder sogar stumpfen Winkel, die Waffen krampfhaft und knöcherig verdreht, der Schwanz mit allerlei Haken und Häkchen breit ausladend; der Doppeladler ist in den Siegeln nicht mehr größer als die übrigen Wappenbilder — — und so beginnt nun überhaupt und in allen Einzelheiten, wie auch in allen anderen Wappenbildern, anstatt der alten, echten Wappenkunst die After- oder Wappen-Zierkunst, wobei der bisher vom Ritter mit dem Schwerte, gleichbedeutend mit seiner Person, vertheidigte Schild alsbald das Schild zur Verzierung von Häusern und allerlei Hausgeräthe wird.

An der Spitze dieser Bewegung, mit welcher also die echte

[24]) In der Z. W. 81 ist nur der mährische Adler gekrönt.

[25]) Uebrigens sind diese verschiedenen Heeresschilde nur vom Verfasser des Sachsenspiegels erdichtet und in der Wirklichkeit nie dagewesen.

[26]) Nr. 28 (Froburg), 48 (Arbon), 103 (Schletstat), 318 (Schlat), 364 (etwa Altensteig?)

Wappenkunst zu Grabe geht, steht mit seinem prächtigen[27]) Wappenbuche der Ritter Conrad Grünenberg, 1483, welcher der lebendig gewordenen Ueberlieferung bereits entschieden entsagend, die Zeichnung seiner Wappenbilder und namentlich die seiner Helmzierden, übrigens mit noch lobend anzuerkennender Einfachheit seiner Helmdecken, großentheils den Schembart-Possenspielen seiner Zeit nachbildete.

Sein bedeutendster Nachfolger zwar, der großartige Dürer, ist als Künstler von Gottes Gnaden in seiner Zeichnung weit maßvoller und die Haltung seiner Adler (namentlich in seinen beiden Stabiuswappen um 1521, Nr. 242, 43 meines Verzeichnisses) bei aller Straffheit sozusagen vornehmer, ruhiger, der Schnabel nicht so gewaltsam auseinandergebrochen, die Zunge mit oder ohne Widerhaken, der Hals nicht so kropfig und die Winkel zwischen den Fängen bald spitz-, bald recht- oder stumpfwinkelig, diese aber dabei gehörig gestreckt.

Aehre, siehe Früchte.

Affe (mhd.: affe; ndl.: aap; lat.: simia; frz.: singe) (Z. W. 412) wohl nicht vor 1300 vorkommend, wird gekrüpft (d. h. sitzend) dargestellt (194), mit der rechten Hand einen Apfel am Maule haltend, ebenso auch als Helmzier, r. in w., im Schilde der Affenstein. Die ähnliche, jedoch später vorkommende Meerkatze, manchmal an einer Kette, ist um der Kürze willen ebenfalls als „Affe" anzusprechen.


194

Amsel und **Amselchen,** siehe Vogel.

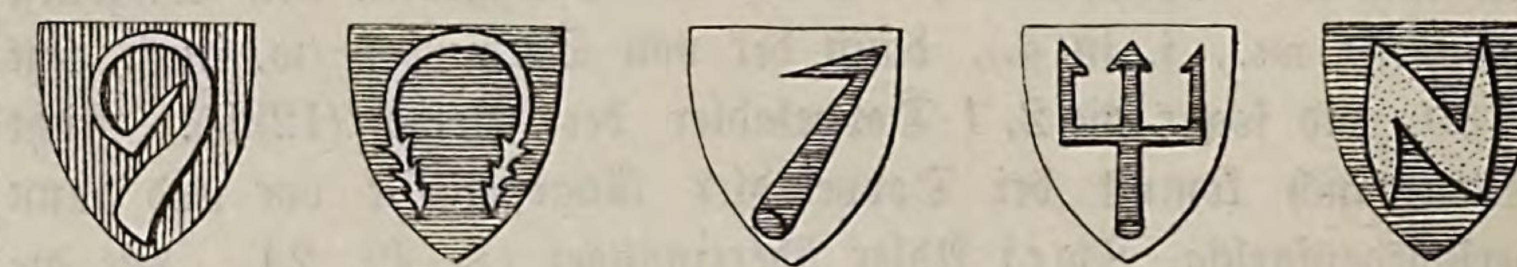
Andreas- oder **Schrägkreuz,** siehe dieses.

Angel(haken) (mhd.: nagel, angel; ndl.: vischhaak; lat.: hamus, ungula; frz.: hameçon) (Z. W. 278, 486; H. M. 38, 22, 32[28]), begegnet uns in verschiedenen Gestalten.

1. Das ursprüngliche Wappenbild der Rieme, Bökelnhagen und Kirchdorf in (Nieder-)Sachsen, 12. Jahrhundert, aus welchem Geschlechte auch die Esplingerode und Minnigerode hervorgingen, ist ein gekrümmter Eisendraht, einerseits mit einem Widerhaken am Ende, anderseits mit einem entweder schlichten oder sägeblattförmig gezackten Schafte (195). Dergleichen zwei über's Kreuz gelegt — ein Angelschragen — kommt erst im 14. Jahrhunderte vor.

2. Hat die zugleich kräftig federnde Angel je an beiden Enden einen oder übereinander mehrere Widerhaken, so stellt sich die Wolfsangel (196) (ndl. hengsel; lat: hamus luporum; frz.: cornière) u. A. der rheinischen Loë, Lohe, schon im 12. Jahrhunderte dar, welche zusammengebogen in ein Stück Fleisch eingedrückt, im Rachen des gierigen Wolfes auseinanderschnellte, aber als Marterwerkzeug beim edeln Waidwerke nicht lange im Gebrauche geblieben zu sein scheint, da die späteren Jagd- und Jägerbücher ihrer nicht mehr gedenken.

3. Ist der Schaft gerade, mit einer Dölle, Tülle zum Einstecken einer Stange, so wird ein solcher Fischerhaken, Wurfeisen oder Harpune Stecher (ndl.: haak, werpijzer; lat.: hamus und frz.: croc, crochet, harpon, foène) genannt, welcher ebenfalls schon im 12. Jahrhunderte vorkommt, während der gabelförmige, von Siebmacher „Streithorst" genannte Dreistecher (198) meist als Schragen erst um 1250 aufkommt (H. M. 39, 15) (ndl.: trietand; lat.: tridens und frz.: trident).


195 196 197 198 199

Beiläufig diente ein solcher Schaft, wenn er an beiden Enden einen, je dem andern gegenüber abgewendeten, einseitigen Haken hatte, einerseits als noch in unserer Zeit in norddeutschen Dörfern vorkommender einfachster Kesselhaken und höchst wahrscheinlich auch als Steighaken (frz.: crampon) bei Belagerungen an der Schutzwehr zu befestigenden Strick- und Sturmleiter, s. Haken (199).

Anker, beiläufig ein Sinnbild der Schiffer, Seefahrer und überhaupt der Hoffnung (mhd.: anker; ndl.: anker; lat.: ancora; frz.: ancre) (Z. W. 208; H. M. 36, 31, 35), das uralte Wappenbild der Rottdorf, ist ein Eisenschaft, an einem Ende mit einem demselben entgegengekrümmten Bogen, welcher an den Enden Widerhaken hat und am andern Ende mit einem Ringe für das Ankertau, gestürzt (200), um in dem Dreieckschilde Raum zu finden.


200

Ankerkreuz, siehe Hafte.

Ansprechen (mhd.: blasniren, d. h. beleuchten [von „blas", d. i. Brandfackel oder Kerze]; ndl.: verklaren, blazoeneren; lat.: describere; frz. blasonner also beiläufig dem Deutschen entlehnt), heißt bei der Blasonirung oder Beschreibung eines Wappens soviel wie nennen[29]). Die kürzeste Art der Ansprache oder Meldung ist die, wenn zuerst das Wappenbild mit seiner Farbe und dann die des Schildes oder Feldes genannt wird; z. B. „Binde w. in r." Bei zwei oder mehreren Feldern wird das oberste rechts zuerst angesprochen, z. B. wenn ein Wappen geviertet und oben rechts weiß, oben links schwarz ist: „geviertet, w., s.". Bei dem „schräggeviertet" geht das Oben dem Rechts vor, wie denn überhaupt das Obere dem Unteren (mit Ausnahme jedoch, z. B. des Schildeshauptes, welches als Nebenbild zu betrachten ist). So melden wir u. A.: „dreimal beneftelt (abwechselnd) w. in r." und etwa noch hinterher: „unter Haupt g.". — Bei den Theilungen gilt die Rangordnung vor Allem: längsgetheilt, dann quergetheilt, schräggetheilt — versteht sich von rechts nach links. Also z. B. längsgetheilt und halbquer, es wäre denn die Quer- oder Schrägtheilung oben oder rechts im Schilde, da man dann zu melden hat: „quer- und halblängsgetheilt" oder „halbquer- und längsgetheilt" u. s. w.

Ferner sind die Bilder nur dann näher zu beschreiben, wenn die Art der Darstellung von der gewöhnlichen[30]) abweicht und auch dann nur bedingungsweise, z. B.: „Löwe schreitend (g. versteht sich von selbst) in r." oder etwa „in längsgetheilt w. r.". Dagegen bei 1, 1, 1 Löwen (also übereinander) versteht es sich von selbst, daß sie schreiten, weil sie zu der gewöhnlichen aufrechten Stellung keinen Raum hätten und das „schreitend" ist hier also nicht zu melden. Ebenso verhält es sich mit der Wendung nach

[27]) In neuester Zeit durch den vortrefflichen Hildebrandt in Berlin nachgebildet.

[28]) H. M. bedeutet A. M. Hildebrandt's Musterbuch 1872.

[29]) Das Wappen „beschreiben, plasniren" (Su. 7, 210) ist nicht zu verwechseln mit „visiren", d. h. eintheilen und zeichnen.

[30]) Welche der Wappenfreund eben wissen und deshalb lernen muß.

rechts oder links: „rechts" versteht sich von selbst; „links" muß aber als das Ungewöhnlichere angezeigt werden.

Ist ein Gespänge oder sonstiges Wappenbild mit einem anderen innerhalb seiner eigenen Grenzen belegt, so gilt das erstere und untere Belegte als das zunächst zu meldende Haupt- und das Belegende als Nebenbild; es sei denn, daß das obere Bild das untere überragt, so daß dieses mit als dessen Grundfläche zu betrachten ist, wie z. B. ein gestreifter Schild belegt mit einer Binde oder einem Flusse. Demnach melden wir z. B. Schrägbinde s. in w., belegt mit drei w. Rosen; dagegen aber 1, 1, 1 w. Rosen (im s.) in drei beneftelt s. in w.

Uebrigens ist hier noch ausdrücklich zu betonen, daß es im Mittelalter keine andere Blasonirung oder Wappenbeschreibung gab, als in Reimschmiedsweise, und es fiel Niemandem ein, die Forderung zu stellen, daß nach einer kunst- und regelrechten Blasonirung ein Wappen ganz genau müsse gezeichnet werden können. Diese Forderung ist erst mit der Afterheraldik aufgekommen und ihre Gesetze gehen folglich den Geschichtsforscher nichts an, wie denn auch die alten Wappenkünstler mehr auf ihren oder ihres Wappenherrn Geschmack als kleinliche, peinliche Vorschriften angewiesen waren.

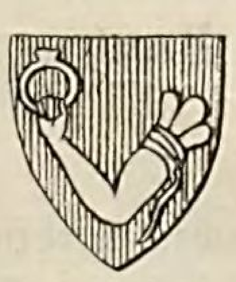
Antonskreuz, siehe Bindenstreif.

Apfel, siehe Früchte.

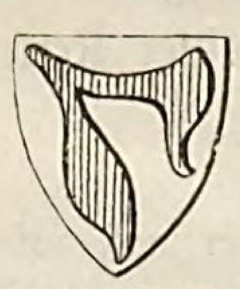
Apfelzweig, siehe Baum.

Arm, Aermel (mhd.: arm; ndl.: arm; lat.: brachium; frz. [je nachdem es rechte oder linke Arme sind]: dextrochère, sénestrochère) (Z. W. 350, 388, 584; H. M. 15, 10, 12, 16, 17, 20, 24, 25, 28—36; 16, 1, 2, 9, 10) ist wohl ursprünglich nur ein Aermel gewesen (mhd.: stûche; ndl.: mouw; lat.: manica; frz.: manche), etwa der Geliebten, welchen der Ritter beim Turne auf seinen Schild heftete (Holle's Crône 270, 2; von Zobel auf Hermelin im Lanzelot 63, 8, 5). Die Zeichnung solcher Aermel ohne Arm darunter ist oft mißverstanden und schwer kenntlich; z. B. im Wappen der englischen Hastings die „maunche", die oft eher wie eine Gugel aussieht (203), wenn man nicht bereits weiß, was es sein soll oder muß; sie wechselte eben mit dem jedesmaligen Kleidergeschmacke und braucht nicht besonders beschrieben zu werden.

In der Regel ist der Aermel rechtwinkelig gebogen und nach dem rechten Schildesrande gewendet, auch nicht selten von Panzergeflecht; hält die Hand einen Gegenstand, so ist der Arm nach diesem kurz anzusprechen, betreffend


201


202


203

1. die Bilder des 12. Jahrhundertes: der Vogel-Panzerarm der Schwerin, der Fackel-Panzerarm der Barmer, der Ringarm (201) der Ounmunde und Liser; auch kommen schon zwei Arme (Laufen) und der Fausthandschragen der Hardevûst vor;
2. das 13. Jahrhundert bringt auch öfter zwei Arme (202), welche, wenn sie einander gefaßt halten, Treuhand heißen (s. Hand) oder mit einer Krone (Berbisdorf) oder Muschel (Mor), ja drei Arme übereinander mit je einer Feder (Federhenne).
3. Im 14. Jahrhunderte folgen der Schwert- und Kolbenarm, worauf dann
4. das 15. Jahrhundert schon eine Menge verschiedener Gegenstände bringt, wie Blumen (im 14. Jahrhunderte nur erst vereinzelt) oder einen Zweig; ferner: Dolch, Hammer, Messer, Morgenstern, Schlüssel, Strahl. Beliebt ist nun der aus einer Wolke herabreichende Wolkenarm und die Armgabel, d. h. 2, 1 je aus der Mitte des Schildes nach dessen Ecken gabelförmig ausgestreckte Arme, welche, wie alle derartigen Gabelbildungen, wohl geeignet waren, den Dreieckschild, welcher freilich schon abkam, gut auszufüllen.

Armbrust (mhd.: arbrost, armbrust; ndl.: voetboog; lat.: arcubalista; frz.: arbalète), war Anfangs (Nib.) nur eine Jagdwaffe, doch diente sie schon im 13. Jahrhunderte den Städtern auch als Kriegswaffe.

Die dazu gehörigen Pfeile, Bolze genannt (mhd.: bolz, bölzelîn; ndl.: bout, quarel, vogelpijl; lat.: jaculum arcubalistae; frz.: flèche d'arbalète; M. H. 27, 6, 7, vgl. Strahl), hatten, wie z. B. die 1, 1, 1 Bolze der Schierstett, bereits im 13. Jahrhunderte einen walzenförmigen Zein (Schaft), unten am Fluge zwei nach Art der Windmühlflügel schräggestellte, nach unten abgerundete Holzspäne und oben eine rautenvierflächige oder auch wohl krönleinförmige Spitze (204).


204


205


206

Zur Darstellung kam die ganze Armbrust nicht, und das Armbrustjoch (der Bogen) (206) (ndl.: krüisboog; lat.: arcus arcubalistae; frz.: arc d'arbalète) erst im 14. Jahrhunderte (Z. W. 90, 277, 544). Es unterscheidet sich von dem einfachen Flitschbogen (205) dadurch, daß es in der Mitte eine Art Schuh hatte, in welchen der Schütz beim Aufwinden der mehr als gewöhnliche Kraftanstrengung erfordernden Bogensehne mittelst der angelegten Armbrustwinde (mit Kurbel und Zahnstange) seinen Fuß stellte. — Die Armbrustsäule endlich (ndl.: armborst-schaft; lat.: scapus arcubalistae; frz.: fût d'arbalète) kommt, wie die zwei der Sainsen, erst im 15. Jahrhunderte vor.

Armleuchter, siehe Leuchter.

Ast, siehe Baumrumpf.

Auerhahn, siehe Vogel.

Auf oder **Eule,** siehe Vogel.

Ausgebrochen, durchbrochen (mhd.: vensterehte; ndl.: geledigh, uitgesneden; lat.: viduus; frz.: vidé, ajouré) heißt die Durchbrechung eines Gespänges in derselben Gestalt, wie das betreffende Wappenbild sich zeigt; also z. B. des Streifes streifförmig, des Kreuzes kreuz-, der Raute rautenförmig, so zwar, daß das ausgebrochene Stück die Farbe des Schildes hat. Beim Seeblatte pflegt die Ausbrechung dreipaßförmig zu sein. Andere Durchbrechungen müssen, als z. B. kreisrund, „durchbohrt" besonders gemeldet werden. Durchbohrt (mhd.: dürkel; ndl.: doorboord; lat.: terebratus; frz.: perforé oder percé en rond) heißt jedes rund ausgebrochene Wappenbild, welches nicht selbst rund ist, wie z. B. eine durchbohrte Raute.

Bachstelze, siehe Vogel.

Badequast, siehe Blatt.

Balken, vielmehr Binde, siehe diese und vgl. Streif.

Ball (mhd.: bal, kûle; ndl.: schijfje, bol, bezant, penning, koeken; lat.: orbis, globus, nummus; frz.: boule, tourteau, bésant) (Z. W. 308, 456; H. M. 10, 21) sind füglich alle sogenannten Billen oder Pillen, Eier, Körner, Kugeln, Münzen oder Pfenninge, Scheiben u. s. w. zu nennen, welche gleichviel ob groß oder klein, erhaben rund oder flach, innerhalb der Schildesfläche eine einmalige kreisrunde Begrenzung haben (207). Bälle, welche einen schwarzen Ring mit einer w. Füllung bilden, übrigens erst im 15. Jahrhunderte vorkommen, heißen Falkenauge (ndl.: valkenoogen; lat.: oculi falconis; frz.: yeux de faucon).


207


208


209


210

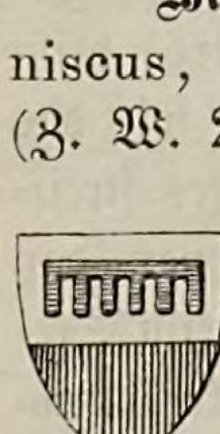
Da jedes Wappenbild in der guten Zeit so groß zu sein pflegt, wie es sein Feld erlaubt, so wird ein Ball, wie z. B. im 12. Jahrhunderte der der Kuenburg, immer groß sein und wie auch die Schildlein geeignet, seit dem 14. Jahrhunderte (Z. W. 306, 370, 371) mit einem anderen Wappenbilde, wie Löwe, Lilie, Bärenhaupt u. s. w. belegt zu werden. Mehrere Bälle dagegen müssen natürlich verhältnißmäßig kleiner sein, wie schon im 12. Jahrhunderte die drei Bälle der Hohenried und die wohl erst später zu 2, 1, 2 gestellten der Sickingen. Diese Mehrzahl stieg bereits im 13. Jahrhunderte so groß, daß man die ganze Schildesfläche fast als „genagelt" ansprechen könnte, wie bei den sechzehn Bällen der Bentheim und den sogar in der Anzahl von 14 bis 21 vorkommenden der Bülow. Gleichzeitig kommt der Federball auf.

Beliebt waren mächtige Bälle, größer als der Helm 208, 209) und dann auch wirklich kugelförmig, als Helmzier (Z. W. 37, 59, 287, 417) bisweilen eigenthümlich gezeichnet, wie der Feheball der Bregenz (127) und der der Fürstenberg, oder auch mit einem Stiele wie ein Ballschlegel (ndl.: balstok; frz.: palette, battoir (210). Ferner kommt im 14. Jahrhunderte die bisher nach der Schildesform vertheilte Mehrzahl von Bällen in der Kreuzstellung vor, z. B. zu 1, 1, 5, 1, 1 im Schilde der Holzheim.

Ballschlegel, siehe Hammer.

Band, siehe Binde und Schrägbinde.

Bank (mhd.: schranne, bank; ndl.: barensteel; lat.: lemniscus, fascia dejuncta inferius pinnata; frz.: lambel) (Z. W. 222), namentlich in den Rhein- und Niederlanden beliebt, ist eine im 13. Jahrhunderte aufkommende Schartenfreibinde (211), von welcher sich die ähnlich gebildete Kirchenfahne durch (drei) längere, herabhängende Lätze unterscheidet, sowie die Schartenbinde dadurch, daß diese beide Seitenränder des Schildes berührt.

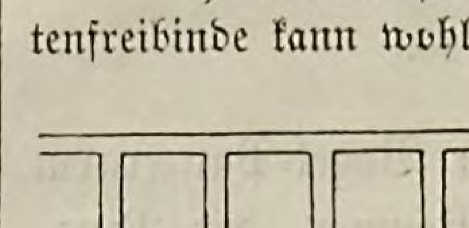

211.

Rüxner 1530, also längst außerhalb des Bereiches der echten Wappenkunst, benennt noch ganz richtig dieses Beizeichen, welches keineswegs ein erbliches Wappenbild war, sondern wie unsere Orden nur ein persönliches Amt- oder Würdezeichen, welches oft noch bei Lebzeiten des Wappeninhabers wieder wegfiel, wenn etwa das Amt aufgehört hatte, so daß dann das Wappen wieder ohne die Bank geführt wurde. Unwissende Afterheraldiker nannten die Bank — Turnierkragen, welcher in der Geschichte der Trachten gar niemals vorgekommen ist und dadurch, daß bis auf den heutigen Tag Einer dem Anderen abschrieb, ist der „Turnierkragen" eine bleibende Figur geworden[31]).

Banner (mhd.: banier; ndl.: banier; lat.: vexillum; frz.: bannière, pennon) (Z. W. 560—87; H. M. 37, 41, 45, 46, 48—50) kommt, sogar auch als Bannerschragen (der Mangold), schon seit der Frühzeit vor, und zwar nicht oft aber doch wiederholt die ganze Zeit hindurch. Es hat entweder eine einfache Stange oder Schaft oder eine Speerspitze obenauf; ferner ein Bannertuch oder den Schwenkel, rechteckig, welcher etwas unter der Speerspitze mit einer seiner Längsseiten angeheftet ist und bereits im Sachsenspiegel an der andern äußeren Langseite zwei- bis dreimal eingeschlitzt. Ist ein Wappenbild darauf, so ist es gegen den Schaft gewendet wie denn die Seite des Schwenkels dem Schafte zunächst als die rechte und die äußere als die linke gilt. Beiläufig war der Bannerschwenkel des königlichen Banners und demgemäß auch der des Reichsbanneramtes gülden mit dem deutschen Adler und sowohl das Erb- wie das Reichserzbanneramt hatte eine solche als Sinnbild. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes erhält der Schwenkel einen dem reichen Style entsprechenden, an seiner oberen wagerechten Seite fortgesetzten schmalen aber langen Wimpel. Uebrigens ist das königliche Banner nicht mit der Reichssturmfahne zu verwechseln, deren zwar schmaler aber desto längerer Schwenkel längsgetheilt war r. g. (wenigstens um 1300 ff.). Der Unterschied von Banner und Fahne ist beiläufig der: Fahne ist der weitere Begriff und kann vielerlei Zweck haben, wie: Kirchen-, Thurm-, Wetter-, Künstler-, Schützenfahne; Banner aber ist in engerer Bedeutung nur eine solche Fahne, welche als Zeichen einer Herrschaft oder bewaffneten Macht dient, wie: Kaiser-, Königs- Herzogs- oder Reiter-, Landsknechtbanner.

Bär, Sinnbild der Tapferkeit (mhd.: ber; ndl.: beer; lat.: ursus; frz.: ours) (Z. W. 250, 320, 371, 443, 474; H. M. 19, 1—8, 10, 30). Seitwärts aufgerichtet, auf den zwei Hinterbeinen stehend (nicht springend, was man zum Raube geschickt zu nennen pflegt), mit langer Spitzschnauze und ausgeschlagener Zunge, fast immer s. in w. oder g., was alles nicht besonders gemeldet zu werden braucht (213). Schon im 12. Jahrhunderte, wo die Erinnerung an den alten, noch nicht vom Löwen verdrängten König der Wälder noch einigermaßen lebendig war, kommt der Bär oft genug vor, aber freilich schon meistens mit einem Halsbande oder einer Kette (Bar, Ber(e), Ursus, Bernburg) und ebenso

[31]) Dem muß auf das Entschiedenste widersprochen werden. Die Schartenfreibinde kann wohl eine Gerichtsbank vorgestellt haben; allein der Turnierkragen ist ein ganz anderes Ding. Schon sein französischer Name lambel zeigt ein Stück Tuch an mit herunterhängenden Lappen, die von den alten Herolden points, tongues (Zungen) genannt wurden. Man findet ihn in England schon im 13. Jahrhunderte. Seine ursprüngliche Form war ein Querstreif mit drei, vier, fünf, auch mehr Lappen (212), welche oft mit weiteren, auch dem mütterlichen Wappen entnommenen Bildern belegt wurden. Erst später erhielt er seine schwebende Gestalt. Beispielsweise trägt der Kleinodlöwe auf dem prächtigen Grabmale des schwarzen Prinzen um den Hals denselben Turnierkragen, der im Schilde vorkommt. Dies wäre unmöglich, wenn dieses Bild wirklich, wie Retberg wollte, eine Bank vorstellen würde. (Die Redaction.)


212


213


214

der Bärenrumpf (214); auch nur die zwei Tatzen (Vintler) und der Tatzenschragen (Hoja) (H. M. 19, 11, 16) welche sich beiläufig von Löwen- und anderen sogenannten Pranken namentlich dadurch unterscheiden, daß sie lange, spitzendige Finger mit r. Waffen haben.

Das 13. Jahrhundert setzte ihm wieder die Krone auf das Haupt (Ursin, Bocwolde) und da nun schon längsgetheilte Schilde vorkommen, erscheint er nun auch (Dargaz) oder die Tatzen (Clüver) in der einen Längshälfte als hervorgehend. Namentlich als Helmzier waren solche emporgereckte Tatzen (Z. W. 464) oder der wachsende Oberkörper oder das Haupt (140, 240, 371, 443) beliebt.

Im 14. Jahrhunderte erscheint der Bär auf einem Berge stehend (Pernvels) oder mit einem Schildlein belegt (Hasart), wobei jedoch nachträglich zu bemerken ist, daß er schon im 13. Jahrhunderte im Schilde der Behr mit drei Schwanrümpfen belegt erscheinen. Ferner kommt der Bärenrumpf nun auch zu zweit (Kyle, Kilone, Gadendorp), ja zu dritt (2, 1: Rabotyse) vor und die Tatzen in der Gabelstellung (Murnhart). Irgend einen Gegenstand mit der einen Tatze fassend, erscheint er noch zur Zeit ververeinzelt (mit dem Fingerringe: Balk).

Im 15. Jahrhunderte aber sogar oft, wie mit einem Kleeblatt, Blumen, Krug, Querstab und sogar einem r. Herzen (Merkelsbach). — Beiläufig war ein Bär das Zeichen des Ordens vom Bär des heiligen Ursus (St. Gallen).

Barbe, siehe Fisch.

Barre, siehe Schrägbinde.

Barte, siehe Beil.

Basilisk, siehe Drachen.

Baum oder vielmehr **Staude** (mhd.: baum, têr; ndl.: boom, struik; lat.: arbor, frutex; frz.: arbre, arbrisseau) (Z. W. 139, 172, 190, 422; H. M. 1—4, 33). **Zweig** (mhd.: ram, rîs, zwîc; ndl.: tak, rijs; lat.: ramus; frz.: rameau, tige),

1. war schon im 12. Jahrhunderte eines der beliebtesten Wappenbilder, sowohl als ganze Staude, wie als **Rone** oder Baumrumpf und Zweig. Die Staude entbehrt in der guten Zeit durchaus einer massenhaften Laubkrone, welche, obwohl alterthümlich genug aussehend, eine viel spätere Zeit (um 1450) hervorbrachte in Gestalt eines gestürzten Trichters (Tanne, H. M. 33, 4, 11, 37), einer Kuhglocke (Linde oder — mit unverhältnißmäßig großen und lebhaft gefärbten Früchten — Apfel) oder eines schrägübergitterten Eies (Birke). Solche geschmacklos plumpe Ungeheuer kennt


215


216


217


218


219

unsere Frühzeit noch nicht; vielmehr hebt sie die eigenthümliche Laubbildung Blatt für Blatt entschieden hervor, und zwar zugleich mit einer oft recht zierlich stylisirten ebenmäßigen Anordnung der Zweige, je mit nur einem Blatte oder Blume. So z. B. in Stauden der uralt geheiligten Linde (215) (Lindenowe, sogar bereits zwischen drei rothen Rosen) und Eiche (217, 218) (Hohenstein, Scheve); auch des derzeit schwer zu unterscheidenden Weines oder der Hüls- oder Steineiche, Stechpalme (Maltzan) und der Salweide (Salis). — Desgleichen ein oder mehrere Zweige (221, 222) der Linde, Eiche, Rose — der erstere mitunter als Zweigschlinge in Gestalt einer oben offenen Ziffer 8. — Der Rumpf eines Baumes,


220


221


222


223

bodenständig oder frei, aber mit drei Wurzeln und entweder ganz abgeästet oder mit nur ein oder zwei Blättern, heißt Baumrumpf oder Rone (220), oder zu zweit überkreuz Baumrumpfschragen (Howora, dann Ronow); ohne Wurzeln und frei: Zweigrumpf und ein solcher an den Aesten brennend: Brand (Wigalois 837).

2. Im 13. Jahrhunderte treten zu jenen ältesten Formen: die Buche, sogar schon mit Vögeln (Buchholz), die Tanne (Tschudi, Heufler), die Rosenstaude (Brüsewitz, Kleinau), Kirsche (Kirschbaum), der Kreken- (Griechen-, Kriechen-) Baum, eine Art Pflaume (Z. W. 422; H. M. 34, 52), Lorbeer (Wolde) und sogar Palme (Keseline). Beiläufig diente die einzelne Staude, also durchaus sinnbildlich, auch zur Bezeichnung eines ganzen Busches („Lohe" Meier Helmbrecht 606, 1391) oder gar Waldes.

Zu den Zweigen kommt der Wein (Stockhausen, Rathenow) und Apfelzweig (Appelfitzthum) und gern bediente man sich namentlich der Lindenzweiglein zum Bestecken von Hörnern und anderer Helmzier, wobei die Blätter jedoch immer an einem geraden Stäbchen liegen; auch solcher Klee- und Schellenstäbchen.

Der Baumrumpf kommt, wie schon früher als Schragen, nun auch zu 1, 1, also übereinander vor (Reckentin), oder von einem Strahle durchbohrt (Quotz), oder zwischen zwei Flügeln (Legendorf); ferner als Brandschragen oder drei Brände auf einem Berge.

3. Wiederum andere Formen brachte das 14. Jahrhundert: u. A. die Birke (Birkicht, Pirkheimer), die Lilienstaude (Zezikoven), das Frauenblümchen (Frauendorfer), den Staudenschragen (Hildemar, Boeken, Bocholt), den belegten Baum, z. B. mit einem Fische, die Eiche zwischen zwei Löwen (Elding), und unter den Zweigen: die der Tanne, Buche, Stechpalme, die verschrenkten Kleestengel.

4. In der Auffassung und Ausdrucksweise des 15. Jahrhundertes endlich lag es, durch Neuheit der Stoffe und ihrer Darstellung so oder so noch mehr hinauszugehen und das Vorige zu überbieten, und da kommen nun die Blumen-, Distel-, Maulbeer-, Oel- und Schlehenstaude auf, sowie allerlei Seitenbilder, wie Muschel, Krebs, der Zweig- und Zweigrumpfschragen, der Baumrumpf mit einer Ringelschlange u. a. m.; der plumpen Trichter-, Kuhglocken- und Eiform wurde schon oben unter 1. gedacht. Uebrigens ist alles dasjenige Zweigwerk, mit welchem nicht allein der Schild, sondern auch das Gespänge in späteren Wappendarstellungen bestreut und belegt erscheint, wohl nur eine ehemalige Damascirung.

Beil, Barte (mhd.: bîl, ackes, barte; ndl.: bijl; lat.: securis; frz.: hache) (Z. W. 333; H. M. 1—4; 37) kommt schon ganz früh sowohl in der Mehr- wie Einzahl vor.

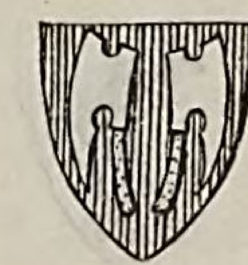
1. Im 12. Jahrhunderte unterscheiden wir zunächst das eigentliche Beil und die Wurfbarte. Jenes (224) mit einem breiten

Eisen hat einen kurzen Stiel, wobei die mit diesem gleichlaufende, also geradlinige Schneide und das obere Stielende nicht über das Oer emporragen, während die erst viel später vorkommende Axt ein länger hervorgestrecktes, aber schmal-keilförmiges Eisen und einen längeren Stiel hat. Ein solches Beil haben die Bilstein; zwei: Adel(ungi)shofen und drei (2, 1) die Stetten.


224

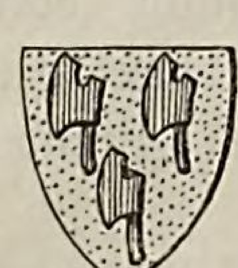

225


226


227

Dagegen die Wurfbarte (225, 231) (mhd.: wurfbarte; ndl.: disselbyl; lat.: dolabra oder vermuthlich francea [nicht framea, welches wohl im Tacitus falsch gelesen worden]; frz.: doloire, fälschlich hameçon à loup), welche auch bei uns, wo nicht schon früher, doch im 16. Jahrhunderte nicht mehr verstanden und demzufolge schon von Rüxner (1530) „Schabeisen" und von Martin Schrott (1576) sogar „Ochsenjoch" genannt wurde. Diese Wurfbarte scheint mir das uralte Frankenbeil (Frankenstein, Stubenberg und zu dritt 1, 1, 1: Stain) gewesen zu sein, ohne feststehenden Styl und mit einem Ringe unterhalb der noch flachrunden Schneide (Z. W. 394; H. M. 36, 38).

2. Im 13. Jahrhunderte zwar galt das Beil nicht für eine ritterliche Waffe; dennoch wurde es noch weiter zu der sogenannten Sturmfeder (Wappenbild der Sturmfeder) ausgebildet, mit einer ebenfalls dem Stiele gleichlaufenden Schneide (226). — Die Barte hat ein bis zur Mitte ihres Rückens erweitertes Oer, so daß die breite Klinge mit mehr oder weniger bogenförmiger Schneide und manchmal auch der hindurchgesteckte Stiel (Z. W. 274: Bartenstain) darüber emporragen (227, 228). — Sodann kam schon


228


229


230

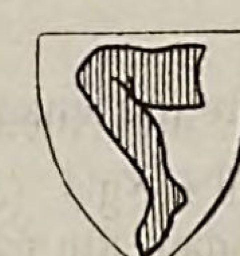

231

derzeit, wie es scheint in Pommern (Stettin, Ilenfelde) die Helmbarte (mhd.: helmbarte; ndl.: hellebaard; lat.: bipennis securis; frz.: hallebarde) (M. Z. 37, 15, 19) auf, und zwar sofort als Helmbartenschragen (zwei überkreuz) je mit langem Stiele, eine Verbindung der Barte mit dem Speere, welche auf der der Schneide entgegengesetzten Seite einen Haken zum Heranreißen des Feindes hat.

3. Im 14. Jahrhunderte begegnen wir öfter auch dem Beilschragen, während bisher nur das nicht überkreuz gelegte einzelne Beil vorzukommen pflegte, sowie der Barte auf einem Berge, Stein (Bartenstein).

4. Im 15. Jahrhundert erhält die Wurfbarte anstatt der bisher flachrunden eine kreisrunde Schneide und anstatt des obenerwähnten Ringes, durch welchen das Wurfseil geschlungen wurde, meistens ein ausgebrochenes Rechteck (230, 231).

Bein (mhd.: bein; ndl.: menschenbeen; lat.: crus; frz.: jambe) (Z. W. 526; H. M. 16, 3, 11, 16, 19), in der Regel gekrümmt, mit dem Fuße unten, bekleidet oder auch gepanzert, war wie beim Arme der „Aermel" nicht sowohl ein wirkliches Bein als vielmehr ein gestücktes Beinkleid, welches aber vor dem 14. Jahrhunderte nicht vorkommt, wenngleich das wappenführende Geschlecht ein höheres Alter haben sollte, wie z. B. die Raubenstein. So auch dürften der Schuhleisten der Le(i)sten und der Holzschuh der Holzschuher, so lange nicht gleichzeitige Abbildungen unsere Zweifel entkräften, kaum so alt wie ihr betreffendes Geschlecht sein, was beiläufig, hier ein für allemal gesagt, auch bei anderen Wappenbildern und Geschlechtern, wo nicht untrügliche Beweise vorliegen (trotz unserer meist nach dem Geschlechtsalter bestimmten Annahmen), immer in Frage bleiben muß. Da nun die Züricher Wappenrolle, unsere älteste Quelle, für das Vorkommen des Beinkleides ist, so ist das 14. Jahrhundert als die früheste Zeit für dieses Wappenbild anzunehmen und hiebei zu bemerken, daß das mittelalterliche Beinkleid lediglich nur ein solches Paar Hosen war, welche später Strümpfe genannt wurden. Diese Hosen oder Strümpfe,


232


233


234

wie noch heute den Fuß mitbedeckend, reichten von unten bis hinauf zum Gürtel und eine jede wurde für sich, spitz und in ein Band auslaufend, an denselben oberhalb des betreffenden Schenkels festgeknüpft. Im Schilde wurden sie zunächst nicht gemalt, sondern gestückt, d. h. an den Ueberzug des Schildes — Pelz oder sonst etwas — festgeheftet. Als Helmzier, welche fast immer nicht flach wie im Schilde, sondern voll-körperlich gebildet war, wurde eine solche Hose ausgepolstert und mit dem offenen Ende über den Helm gestürzt. — Was aber unserem heutigen Beinkleide wenigstens annähernd entspricht, war die etwa unseren Badehosen und Frauenbeinkleidern ähnliche „Bruoch-" oder Hüften- und Oberschenkel-Bedeckung (234) (ndl.: onderbroek; lat.: bracca und frz.: culotte, c. de la hanche), welche von Linnen, „linbruoch", mit ihren weiten Beinlingen, wie bei unseren Schifferhosen, über jene langen Strümpfe bis gegen die Knie herabhing, aber freilich vom Rocke verdeckt wurde, so daß man sie, falls sie nicht in die Strümpfe vorn und hinten eingesteckt war, nicht anders zu sehen bekam, als etwa beim Niederbiegen des Oberkörpers oder dem Entkleiden.

Da nun aber endlich auch in der Züricher Wappenrolle nur einmal ein Beinkleid vorkommt, freilich zugleich als Schildes- und Helmzier — leider unbenannt — und dem Fehe-Beinling in r. 1338 der Erlebach jedenfalls erst später die Krone aufgesetzt wurde, so bleibt uns nur das Wappenbuch des Conrad Grünenberg 1483 als Beweismittel für das nun öfter, ja sogar in der Gabelstellung (ndl.: drie been gaffelswyze geplaatz; lat.: triquetra; frz.: trois jambes posées en pairle) (H. M. 16, 13) vorkommende Panzerbeinkleid (ndl.: geharnast menschenbeen; lat.: ocrea; frz.: jambe armée) (233) und sogar die soeben besprochene doch wohl nur vereinzelt vorkommende Bruchhose des liefländischen Geschlechtes derer von der Pruch, also als ein redendes Wappenbild, welches dem unkundigen Beschauer, wo nicht ganz unerklärt, fast wie eine Kesselpauke erscheinen könnte.

Beiläufig heißen die Beine des Löwen: Pranken, des Bären: Tatzen, des Adlers: Fänge und anderer Vögel: Klauen.

Beizeichen (ndl.: breük; frz.: brisure), zur Bezeichnung einer amtlichen Befugniß oder zur Unterscheidung der Wappen von Söhnen und jüngeren Linien eines Geschlechtes, sind in Deutschland bis auf die Bank (siehe diese), wenigstens in der guten Zeit, höchst selten, wie u. A. die Krone 1298 der Cronenberg, und daher kaum der Erwähnung werth (wie als solche nämlich: die Amselchen,

Lilie, Mond, Ring, Schrägfaden, Sporren, Stern, Vierung). Beiläufig unterscheidet man bei Vergleichung von reinen Wappen mit Wappensiegeln die Beizeichen im Wappenschilde als heraldische und solche außerhalb des Schildes im Siegelfelde als sphragistische. — In Betreff der vorliegenden Geschichte der Wappenbilder nenne ich Beizeichen solche, welche einem Hauptbilde auf=, an= oder zur Seite beigefügt sind.

Belegt mit . . . . (mhd.: beleget, beleit; ndl.: beladen met . . .; lat.: (cum) inscripta (figura); frz.: chargé) Z. W. 33, 54, 80, 83, 262 (271, 306), 310, 314 (370, 371), 395, 396 (413), 416, 455, 488, 516, 530 — also oft genug —) heißt ein Wappenbild, auf dessen Fläche, vorausgesetzt, daß dessen Grenze nicht überschritten wird, die eines anderen Bildes gelegt ist, welches dann oft die Farbe der Schildesfläche hat. Uebrigens ist das Bild, womit ein anderes belegt ist, nach den Grundsätzen der reinen Wappenkunst um desto mehr als das weniger Bedeutende und nur Verzierende zu betrachten, als es wohl in den meisten Fällen aus verziertem Gespänge bestand, wobei jedoch zu beachten bleibt, ob nicht etwa z. B. bei einem belegten großen Balle dieser als Schildesfläche und diejenige, in welcher er vorkommt, als Rand anzusprechen sein dürfte, wie in den obigen eingeklammerten Nummern (Z. W. 271, 306, 370, 371, 413).

Ragt das belegende Bild über die Grenzen des unteren Bildes hinaus, wie z. B. Z. W. 29, 84, 579, und zwar bis an den Schildesrand, so wird dabei gemeldet: „über das Ganze" (ndl.: over allesheen; lat.: translatus oder figura supergrediente; frz.: brochant).

Ist aber endlich nicht das Wappenbild, sondern außerhalb desselben die übrige Schildesfläche mit Bällen, Kleeblättchen, Kreuzchen, Lilien, Schindeln, belegt, so ist bestreut oder besäet (Z. W. 138, 453) zu melden (mhd.: beströuwet, besât, besêwet; ndl.: bezaaid; lat.: constratus, consitus; frz.: semé de . . .

Benestelt (mhd.: in barre wîs, paraweiz, genestelt, stükkeht; ndl.: balketrepen, gedwarsbalkt; lat.: taeniis stragulatum (sc. scutum); frz.: fascé, burèlé) (Z. W. 15, 60, 62, 69, 174, 209, 276, 316, 335, 426, 439, 464, 529, 583) heißt eine zwei= oder mehrmals mit Querstreifen gewechselter Farbe überzogene Fläche, wie es z. B. (Mi. S.) vom thüringischen Löwen im Schilde „von lâzûr" heißt: „rôt unde wîz stükkete von hermin unt von keln" und vom sächsischen Schilde „von zweien stükken (nämlich längsgetheilt) sîn halbes teil stükkete von zobel unt von golde was". Suchenwirt um 1370 sagt „nestel", Mart. Schrot 1576 „striche", Trier 1714 „quergestreift".

Bei Meldung der zwei Farben, z. B. g. in r., gilt die oberste (hier also r.) als die des Schildes und die folgende (hier g.) als die der zwei bis zu sechs Nesteln. Drei verschiedene Farben kommen in der guten Zeit nicht vor, denn die Dreitheilung (siehe diese) des Schildes gehört nicht hieher.

Sind die Nesteln über den Schild schräg gelegt, so ist „schräg=benestelt" zu melden, und wenn die geradlinige Begrenzung irgendwie gebogen oder gebrochen ist, z. B.: „wellenbenestelt", „zackenbenestelt" u. s. w.

Der Zeit nach kommen bereits:

1. im 12. Jahrhunderte die Nesteln in der Anzahl von zwei bis sechs vor und heißen, wenn sie je paarweise näher als die anderen zusammengerückt sind, ein, zwei oder drei Zwillinge. Schon derzeit werden mitunter Amselchen oder Rosen, Schindeln zwischengeschoben und ihre Farbe nicht allein w. oder g., r., b., s., f., sondern auch geschacht (z. B. w. r. in g.: Mollenark) oder mit Rauten belegt (w. in b. des 9. Feldes: Almelo) oder 2, 1 Rosen (w. in r. des g. Feldes: Alvensleben). Als gebrochen erscheinen derzeit zuerst meistens drei Zacken=, Zinnen= oder Scharten=nesteln. Im längsgetheilten Schilde ist natürlich nur so und so viel „Halb=benestelt" (236) zu melden (Z. W. 324)



235



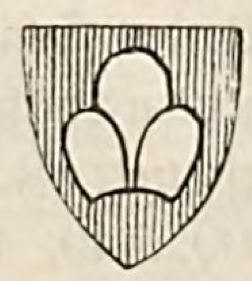
236

2. Im 13. Jahrhunderte kommen zu den früheren Formen noch das zwei= oder dreimal „wellen= oder gegenzinnen=" oder „wechselzinnen=benestelt" und

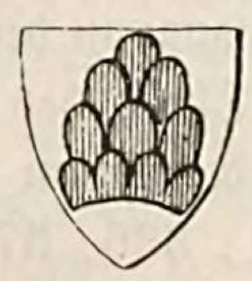
3. im 14. Jahrhunderte, namentlich am Rheine, dem reichen Style entsprechend, die Netz=, Rauten=, Riefen= und Saumnesteln auf.

Andere als die vorerwähnten Formen scheinen in der guten Zeit nicht vorzukommen.

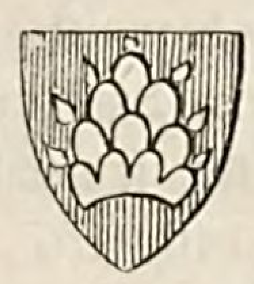
Berg (mhd.: berc, stain; ndl.: drietoppig bergje, heuveltje; lat.: colliculis triceps; frz.: tertre (de trois coupeaux) wird entweder aus dem Schildesfuße empor (selten schräg, Z. W. 204) wachsend oder frei als Freiberg[32]) (237) dargestellt, und zwar mit (zwar nur vereinzelt) zwei (Z. W. 112) oder drei[33]) oder — zur Unterstützung stehender Vierfüßer — vier Hügeln oder Büheln[34]), welche keineswegs peinlich abgezählt wurden, wie denn die alten Wappenkünstler überhaupt noch nicht so genau wie neuere Silbenstecher mit Zählerei und Zirkelei sich befaßten, sondern künstlerisch frei ihre „Visirung", d. h. Eintheilung und Zeichnung, gestatteten. Uebrigens besteht der einfache Berg immer nur aus einer Reihe von Büheln neben einander; zwei bis vier Reihen schuppenförmig übereinander sind als Doppelberg[35]) (238) und mit



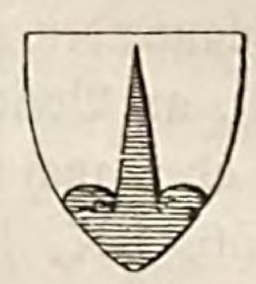
237



238



239



240

Flammen an den Seiten (347) Flammendoppelberg (239) zu melden, während beiläufig der einfache Flammenberg, z. B. der zwar uralten Auer von Prennberg, erst im 16. Jahrhunderte, also in der guten Zeit noch nicht vorkommt, sowie auch nicht ein oder mehrere natürlich gezeichnete Felsen, welche als Berg (z. B. 474: Berenfels) oder allenfalls als Zackenfuß oder Zackenschrägfuß (211: Hirsey) vorgestellt werden.

Eine eigenthümliche, dem schon im 12. Jahrhunderte vorkommenden Geschlechte der Tannberg[36]) angehörige Form, ist der Spitzberg (240) mit einer aus der Mitte des Berges emporsteigenden Spitze.

---

[32]) Z. W. 74, 415, 452, 457, 505, 512.

[33]) Z. W. 43, 54, 55. 71, 80, 93, 190, 207, 244, 272, 274, 299, 320, 388, 422, 430, 474, 478, 523, 525; auch 2, 1 Berg: 497. Erst gegen das Ende des 16., uns also hier nichts mehr angehenden Jahrhundertes (1585), nennt Wig. Hund den Berg „drei pühle" und seit der Zeit ist die ganz unnöthige Benennung „Dreiberg" aufgekommen.

[34]) W. Z. 39, 40, 72, 74, 163, 165, 415, 452, 457, 505, 512. Im Siegel der Abensberg, 1240, hat der Berg sogar fünf Hügel.

[35]) Z. W. 152, 210, 438, 466, 467.

[36]) Was eine Entstehung des Spitzberges aus einer Tanne auf dem Berge vermuthen lassen könnte.

Beiläufig kommen Stein oder Berg (denn ihre Zeichnung ist eine und dieselbe) gar oft als „redende" Wappenbilder vor, wie — auf Stein — in den Schilden der Uffenstain (112), Langenstain (54), Bartenstein (274), Tierstain (305), Grifenstain (74), Helfenstain (40), Hornstain (274), welche alle nur einen zwei-, drei- oder vierhügelig einreihigen Stein haben, mit Ausnahme zwar der Salenstein (438) mit einem vierreihigen Doppelberge.

Noch viel größer ist die Anzahl der redenden Wappen auf Berg, wie: Ebersberg (163), Offenberg, Landsberg, Ramensperg (72), Ringenberg (71), Roetenberg (152), Blattenberg (311), Flegelberg (299), Freundsberg, Winterberg (497), Wünnenberg (210), Tannberg, Tierberg (165), Sparnberg, Spiegelberg (55), Schellenberg (62), Schwarzenberg (466), Kalenberger, Gerstenberg, Kurberg (407), Grünenberg (467), Heiperger, Henneberg (43), Hertenberg, Hirsberg (39), Hornberg (93), Hoberg (Hochberg).

Vereinzelt begegnen uns bereits im 14. Jahrhunderte der soeben genannte ganz hügelfreie, nur flachrunde Berg der Kurberg (407), die drei Blätterberge nebeneinander der Blattenberg (311) und der bereits oben im Bilde vorgeführte Flammendoppelberg des S. Viner.

Beutelstand, vielmehr Bischofsmütze, siehe diese.

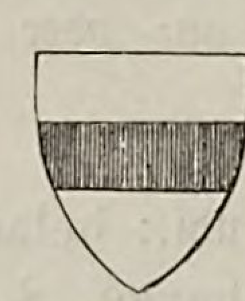
Biber (mhd.: biber; ndl.: kastoor; lat.: castor; frz.: castor) (Z. W. 294; H. M. 21, 24, 28, 29) ist eines unserer ältesten Wappenbilder, aber selbst in der Züricher Wappenrolle noch so unverständlich gezeichnet, daß er ohne den beigeschriebenen Namen nicht zu erkennen wäre[37]).



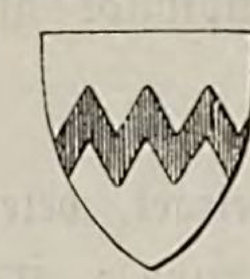
241

Binde (mhd.: bar, binde, vasch; ndl.: faes, veesche, später dwarsbalk; lat.: fascia; frz.: fasce) heißt ein von zwei quer gleichlaufenden Linien begrenztes Gespänge in der Mitte des Schildes (242), an Breite gleich dem dritten Theile des Längendurchmessers, bald aber auch schmäler, je nachdem der Raum es gestattete (Z. W. 17, 56, 107, 136, 146, 157, 171, 336, 376, 400, 440, 462, 510, 514; H. M. 10, 6, 7, 8, 13, 14, 18, 36).

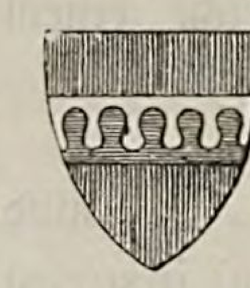
Wie nun aber überhaupt eine deutliche Fachsprache nur für wenige Bilder festgestellt war und die Dichter, namentlich des 13. Jahrhundertes, unsere Hauptquellen, mehr oder weniger weitläufige und doch im Banne des Reimes oft nur unklar andeutende Umschreibungen liebten, so schwankte auch die mhd. „bar" zwischen der Schrägbinde Ulrich's von Liechtenstein (seinem eigenen Wappenbilde) und der Binde, welche dann im 14. Jahrhunderte von Peter Suchenwirt (3, 139, 177; 6, 209) ebenfalls „di par" genannt wird, sowie entsprechend bindenweise „parr(a)weiz" (1, 178; 3, 172; 6, 206, 209; 11, 301; 13, 213); doch nennt dieser Zeit- und Wappendichter (13, 212; 16, 194) die Binde auch „fasch", also nicht etwa Balken, sondern Binde. Beiläufig nennt sie Rüxner 1530 „Strich", also schon nicht mehr bekannt mit der älteren Wappensprache, und nur erst vereinzelt bei Staufenberg und Auffeß „Balken", worauf Hoppenrod 1570 folgt, Wigul. Hundt aber (180; 2, 317) 1585 „Straße" meldet oder „Mitterstraße" und wiederum nur vereinzelt bei Waldeck „Balken", welcher dann aber Letznern [Dassel. Chron.] 1594 schon ganz geläufig ist. Gleichwohl meldet Micrael [Pommerland] 1639 noch den „Strich" und J. D. Köhler 1734 [zu Sibm. Wappenb.] „Band". Seitdem aber auch Trier 1714 sich für den „Balken" entschieden, sind seine Nachfolger daran hängen geblieben. Da nun aber in unserer Geschichte der Wappenbilder, welche nicht einmal den Anfang des 16. Jahrhundertes



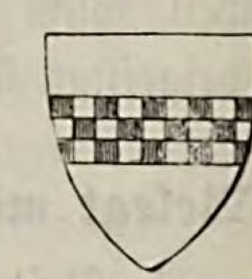
242



243



244



245

erreicht, von allen späteren Ausdrücken selbstverständlich keine Rede sein kann, so bleibt uns nur die alte „bar", „binde" und die „vasch" übrig, und weil der österreichische Bindenschild als solcher Sprachgebrauch geworden ist, so melden wir „Binde" und nehmen, der früheren Quelle Ulrich's v. L. folgend, dessen „bar", seinem eigenen Schilde entsprechend, als Schrägbinde (siehe diese)[38]).

Die Binde kommt schon in frühester Zeit,

1. im 12. Jahrhunderte in allen Hauptwappenfarben vor, als: w., g., r., b. und s.; auch
   1. als Netz- und Stückbinde, sowie im längsgetheilten Schilde als Halbbinde. Mehrmals wellenförmig abwechselnd ein- und ausgebogen heißt sie Fluß (s. d.) und mehrmals spitz- oder rechtwinkelig gebrochen, nach der Art des betreffenden Bruches: Zacken- (243) (Z. W. 117, 291, 328, 557), Zinnen- und Wechselzinnenbinde, welche später manchmal aus dem Flusse entstanden sind;
   2. manchmal ist sie belegt mit Fisch (Z. W. 314, 516), da sie dann als Fluß zu verstehen ist, Kreuz, Rose, Stern oder manchmal (mit kleinen Bällen) genagelt;
   3. manchmal überhöht von einem Schräghaupte, Rose, Stern (331) oder unter ihr ein Berg, oder die untere Schildeshälfte gestreift;
   4. manchmal oben und unten begleitet von Bällen, Lindenblättchen, Löwen, Ringen;
2. im 13. Jahrhunderte kommt
   1. zu den Farbenbinden die Fehebinde und Buntfehebinde (Matlar, Bastheim) (244);
   2. zu den besonders gezeichneten: die Kuppel-, Saum-, Schach- (245), Scharten-, Stückel-, Wecken-, Wolken- (Buntfehe-) und Gegenzinnenbinde;
   3. zu den Belegbildern Buchstaben, Kleeblätter, Lilienstäbe, Lindenblätter, Löwen, Mannsfüße, Muscheln, Rindshäupter;
   4. zu den überhöhten Bildern (wachsend oder frei): Adler, Bälle, Bank, Fisch, Katze, Lilien, Rabe, Rose, Schragen, Staude, Sterne;
   5. zu den Begleitbildern: Adler, Bälle, Eberhäupter, Füchse, Kleeblätter, Lilien, Lindenblätter, Löwen, Monde, Rauten, Seeblätter, Spangen, Sterne, Strahleisen, Widderhäupter; auch durchstochen (von einem Ankerrumpfe:

---

[37]) Hingegen findet man im Minoritennekrologe ein prächtiges Beispiel eines Bibers; wir geben darum eine Abbildung desselben (241).

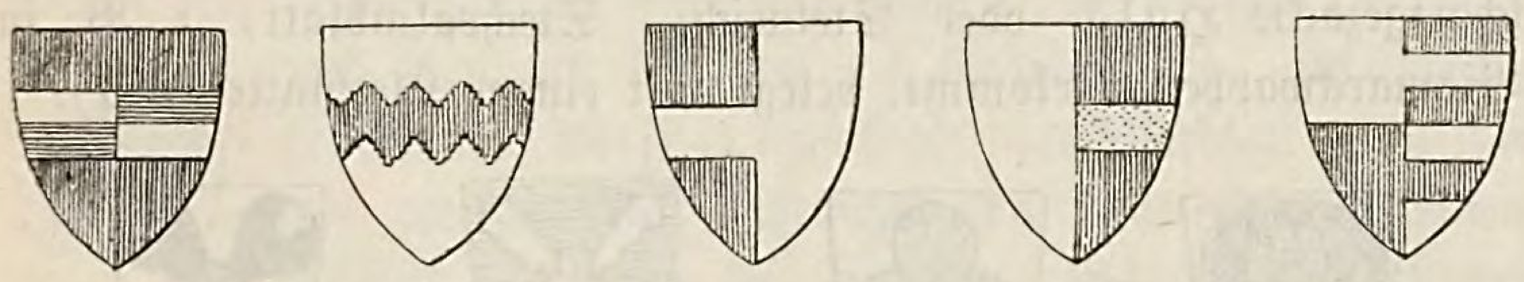
Die Schriftleitung.

[38]) Bei dieser Gelegenheit sei hier ein- für allemal bemerkt, daß, namentlich für Sprach- und Geschichtsforscher bestimmt, unsere Wappenbilder auch so viel wie möglich mit ihren gleichzeitigen Benennungen zu bezeichnen waren, um bei Benützung mittelalterlicher Denkmäler das Nachschlagen zu erleichtern.

Vorbeck, später Lettow) kommt die Binde zu Ende des 13. Jahrhundertes vor.

3. Das 14. Jahrhundert erweitert das Gebiet der Binde im Ganzen nicht wesentlich, doch mit allerlei Zusätzen:

1. zu der Fehebinde kommt die Hermelinbinde (Holthausen);
2. zu den früher gemeldeten Formen die Geviertbinde (146) der Buol oder Büla (Z. W. 336) und die Stufen-Gegenzinnenbinde, giebelförmig (247) ausladend (Euren); sodann



246 247 248 249 250

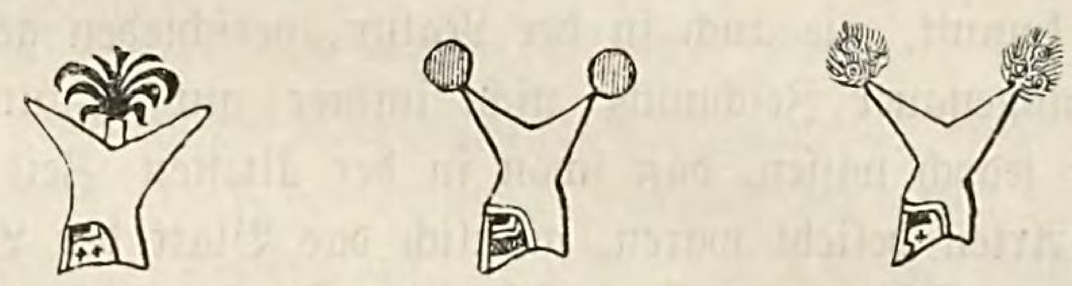
die Seitenbinde oder Bindenseite, welche oft mit einander verwechselt werden (Donner- oder Dornstein). Genauer würde man etwa durch Voranstellung der rechten Seite oder ihrer Halbbinde unterscheiden: Seitenbinde, wenn die rechte Seite des Schildes ohne Bild und dieses in der linken Seite; dagegen Bindenseite (248), wenn die Halbbinde vorn vorgestellt ist und die linke Seite frei bleibt. Dabei ist jedoch wohl zu bemerken, daß sowohl die Seitenbinde wie die Bindenseite allemal mit einander die gleiche Farbe haben; hat aber die Halbbinde eine andere Farbe als diejenige Längsseite des Schildes, aus welcher sie hervorgeht, so ist z. B. zu melden: längs w. und Halbbinde g. in r. (249) oder aber: Halbbinde g. in r. längs neben w. Auch beginnt schon derzeit eine gewisse Spielerei damit, daß (Z. W. 578) in einem quergetheilten Banner (Wirzburg) zwei Seitenbinden gewechselter Farbe übereinander vorkommen (250);
3. zu den Belegbildern: Bachstelzen, Bälle, Kette, Königshäupter, Lilienrad, Mühlsteine, Ringe, Sicheln, Weinzweig, drei Würfeln, drei Zinnengiebeln;
4. auch wird die Binde am obern Rande mit Vögeln besteckt oder überhöhet von zum Theile wachsenden, zum Theile freien Bildern, als: drei Amselchen, zwei Bärenrümpfen, drei Blätterbergen (Z. W. 311), Doppelmond, Löwe, Mond und Stern (351), Schnalle;
5. zu den Begleitbildern oben und unten: Amselchen, Eichenblätter, Flügel, Krüge, Löwen, Mäuse, Mühleisen, Muscheln, Ringe, Schachroche, Schindeln.

4. Im 14. Jahrhunderte kommen:

1. in der Farbe keine neuen Erscheinungen mehr vor;
2. was die Zeichnung betrifft, so tritt nun eine mehrfach reichere Verzierung auf, wie die Schachsaumbinde, und die einfache Binde mit einem Zackensaume. Oefter als bisher kommen nun die Seitenbinde und Bindenseite vor, sowie die nach und nach erblich werdende Bank und die meistens aus drei aneinander geschobenen Rauten gebildete Rautenbinde. Dazu kommen die längsgetheilte Binde auf und der Bindenstreif, d. h. eine von einem gleichfarbigen und gleich breiten Streifen unterstützte Binde (ndl.: dwarsbalk ondersteund door een paal van't zelfde; lat.: fascia per palum ejusdum coloris sustentata: frz.: potence);
3. zu den Belegbildern kommen u. A. die Burg und der Greif, namentlich aber in ihrer Mehrzahl: drei Adler, Brackenhäupter, Kelche, Schlüssel und der Mond zwischen zwei Sternen;
4. unter den überhöhten Bildern werden nun, wie auch überhaupt die Schellen mehrfach beliebt, wie u. A. unter den
5. Begleitbildern, zu denen Granatäpfel, Hiefhörner, ja ganze Schachtafeln hinzukommen. Auch dienen nun nicht mehr bloß gleichartige, sondern auch verschiedenartige Bilder zur Begleitung der Binde, wie z. B. oben ein wachsender Eber und unten 2, 1 Sterne.

Biene (mhd.: bîe, bîn; ndl.; honigbij; lat.: apis; frz.: abeille). Dieses Thier dürfte das Wappenbild der thüringischen Bünau sein, das, wohl mißverstanden, jetzt als Löwenhaupt, unterstützt von Lilie angesprochen wird[39]).

Bischofsmütze (mhd.: infele, bischofskrône; ndl.: myter; lat.: infula, mitra; frz.: mitre), namentlich in der Züricher Wappenrolle oft (H. M. 39, 45, 47) als Helmzier vorkommend



251 252 253

selbst auf dem Haupte eines Mannsrumpfes (530) und gewöhnlich in Schildesfarben, auch besteckt wie andere Hüte, war, wenigstens ursprünglich, ein Sinnbild der Schirmvogtei über anvertrautes Kirchengut.

1. Im 13. Jahrhunderte war sie von oben herab niedergebunden, zwei emporragende Zipfel zu beiden Seiten bildend, oder halbmondförmig, auch bereits zweischnabelig, jedoch so niedrig, daß der Querdurchmesser größer war als die Höhe.

2. Im 14. Jahrhunderte wird sie höher und ausgeschweift und in ihrer Nachbildung als Helmzier wie ein Kissen (siehe dieses) ausgepolstert mit dem offen gebliebenen Ende über den Helm zugleich als dessen Decke herabgezogen, zum Theile nur die Farbe des Wappenbildes wiederholend (130, 131, 145), zum Theile und noch öfter das ganze Bild in Malerei oder Stickerei (33, 107, 141, 142, 146, 174, 390, 466); an den zwei emporgerichteten Zipfeln aber je mit einem Ball (130, 131, 136, 141), Federbüschel (135, 145, 174, 466), Pfaubusch (33, 107, 146) oder einer Rose (142) besteckt; oder ein Federbusch (380, 390) wurde zwischen beiden in der Mitte befestigt.

Mayer in seinem „heraldischen A-B-C-Buch 1857, welches — Ehre, dem Ehre gebührt! — zuerst in unsere bereits seit dem Ende des 16. Jahrhundertes eingetretene und noch heute herrschende heraldische Finsterniß ein entschiedenes und entscheidendes Licht geworfen hat, nennt die Helmzier in Gestalt einer Bischofsmütze „Beutelstand“ und dieses eigenthümliche Wort für eine ebenfalls eigenthümliche Gestaltung könnte man anstatt „heraldische Bischofsmütze“ wohl gelten lassen; wenn der geehrte Verfasser

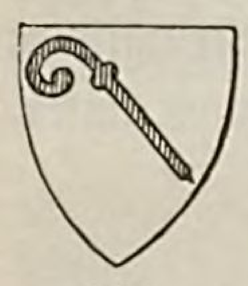
[39]) Merkwürdig ist nur, daß auch im englischen Wappen eine der Bünau'schen „Biene“ sehr ähnliches Bild vorkommt, eine durch ein Löwengesicht gesteckte Lilie, die „jessant de lys“ heißt.

Die Schriftleitung.

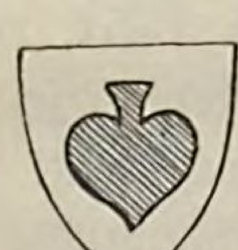
es aber (Seite 154) einen „altheraldischen Kunstausdruck" nennt, so wäre denn doch wohl dieses Vorkommen vor allem erst einmal für den strengen Sprachforscher an seiner Stelle gehörig nachzuweisen, da mir das Wort vor Herrn von Mayer niemals vorgekommen ist und selbst Männer wie Schmeller, Benecke, Grimm, Lexer, Oscar Schade nichts davon wissen.

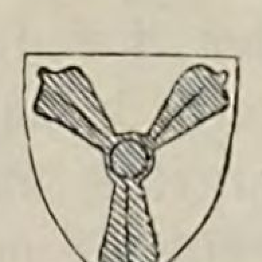
3. Im 15. Jahrhunderte, namentlich unter Kaiser Friedrich III., viel höher als früher, diente die Bischofsmütze nicht mehr in der früheren Gestalt als Helmzier, sondern nur noch als wirkliche, kirchliche Kopfbedeckung, aus welcher hinten zwei Bänder herabhängen, besetzt mit Kreuzen und rothen Wimpern.

Bischofsstab (mhd.: bischofstap; ndl.: bisschopsstaf; lat.: pastorale, virga pastoralis; frz.: crosse), war zwar von jeher einer derjenigen Gegenstände, an welchen die Künstler ihre Meisterschaft zu zeigen suchten; als Wappenbild jedoch hat er meistens nur die ursprünglich einfache Hirtenstabkrümmung mit einem Knopfe darunter und einem Dorne am Fußende (254).


254

Blatt (mhd.: loup, loubel; ndl.: blad; lat.: folium; frz.: feuille), kommt, wie auch in der Natur, verschieden gestaltet vor, doch bei ungenauer Zeichnung nicht immer gut zu unterscheiden; wenn wir jedoch wissen, daß schon in der ältesten Zeit namentlich nur vier Arten beliebt waren, nämlich das Blatt der Linde (255), das Seeblatt, Hüls- oder Steineich- (oder Stechpalm-) und Kleeblatt, welche doch nicht leicht zu verkennen sind, am ersten noch mitunter das Linden- und Seeblatt, so wird man nicht leicht irren. Dabei ist zu bemerken, daß der Stengel in der Regel unten ist oder doch, wenn er fehlt, gedacht wird; ist er dagegen oben oder so gedacht, so heißt das Blatt „fallend". Blätter und auch Blumen, welche man nicht zu benennen weiß, werden nach der Zahl der Läppchen angesprochen als Vier- oder Fünfblatt. Zwei Blätter überkreuz heißen „Blattschragen; drei Blätter, 2, 1, so gestellt, daß sie aus der gemeinschaftlichen Mitte des Schildes je nach einem der Winkel derselben gerichtet sind, „Blattgabel" (256), und wenn man sie näher bezeichnen kann und will, Lindengabel, Kleegabel u. s. w. Besonders eigenthümlich unterscheidet sich von den übrigen mannigfach gebrochenen Linien (wie der Lilien-, Spitzen- und Rachenschnitt), so auch der freilich erst im 14. Jahrhunderte aufkommende Blattschnitt, welcher entsteht, wenn 1, 1 oder 2, 1 Linden- oder Kleeblätter (257, 258) mit ihren einander zugewendeten Stengeln einerseits verbunden werden und die letzteren je nach der entgegengesetzten Seite einer S-förmig geschweiften Linie folgen. In solcher Weise kommen namentlich bei 1, 1 Blättern die Schräg- und bei 2, 1 die Quertheilung vor und man meldet z. B. klee- oder linden-


255


256

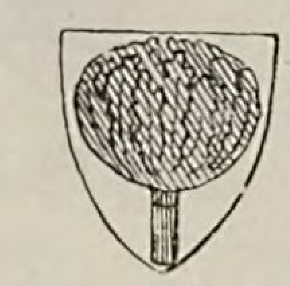

257


258

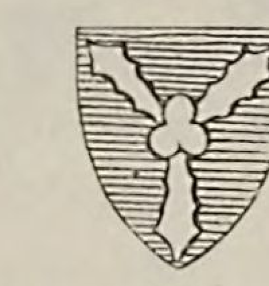
schräg zu 1, 1 oder kleeblattquer zu 2, 1. — Ferner mag hier schon vorläufig bemerkt sein, daß eine Art Blattschnitt auch vom Haupte oder Schräghaupte herab- oder vom Schildesfuße empor-gehend vorkommt, wovon später bei den betreffenden Hauptbildern die Rede sein wird. — Zusammengebundene Blätter an einem Stiele dienten als Geräthe beim Baden und hießen „Quast", „Badequast" (Su. 39, 14) (259).

Was nun die verschiedenen Blattgebilde nach der Zeit betrifft, so begegnen wir:

1. Im 12. Jahrhunderte dem herzförmigen, unten etwas zugespitzten Lindenblatte mit oder ohne kurzem Stengel (Z. W. 97, 98, 273, 279, 392, 416; H. M. 33, 15, 36, 40); dem kurz und breit rundlichen Seeblatte mit einer ebenfalls rundlichen Einbiegung am Ansatze des Stengels (H. M. 33, 7, 8, 25, 29) sowohl in Gestalt der Schragen- wie der Gabelstellung; dem dreipaßförmig rundlichen Kleeblatte (260) (H. M. 34, 45) und bereits der Klee(blatt)gabel, in welcher Gestalt auch schon das scharfgezackte Hüls- oder Steineich-, Stechpalmblatt, z. B. im Bismarckwappen vorkommt, belegt mit einem Kleeblatte (261).


259


260


261


262

2. Im 13. Jahrhunderte belegte man gern jene Linden- (H. M. 23, 43), Seeblatt-, Kleeblatt- und Hülsgabel (wie soeben erwähnt mit einem Kleeblatt) mit einem Ring oder Ball, namentlich aber noch öfter mit einer Rose. In derselben Gestalt tritt nun auch neben dem randgezackten Rosen- das Eichenblatt auf, länglich und zugleich abwechselnd ein- und ausgebogen, etwa wie 1, 2, 2 zusammengeschobene Kleeblätter (Z. W. 139). Schließlich mag hier noch nur als beiläufige Bemerkung erwähnt sein, daß das sogenannte Nesselblatt, welches mit einem natürlichen Blatte gar nichts gemein hat, lediglich als mißverstandener und nach und nach immer mehr verunstalteter Zackenrand eben nicht hieher, sondern dort hingehört.

3. Im 14. Jahrhunderte, wo fast jede Blattform in der Gabelstellung (und auch belegt) vorkommt, welche vereinzelt von einem Löwen oder einer Krone überhöht ist, treten zu den bisher erwähnten Blättern das lange und schmale Weiden- und das kürzere und breitere Eschenblatt, das unten rundliche oben aber zugespitzte Pappel- und das dreilappige, je dreigezackte Weinblatt (Z. W. 368; H. M. 33, 41, 42, 45). Besonders eigenthümlich sind aber dem 14. Jahrhunderte folgende vier Blattformen:

1. nachdem bisher nicht leicht mehr als drei Blätter vorkamen, wächst nun die Anzahl, z. B. sechs Lindenblätter, 3, 2, 1;
2. die Unterstützung z. B. eines Kleeblattes durch einen Berg;
3. der dreipaßförmige Ausbruch des Seeblattes (262), was später Rüxner ein „Ortband" nennt, und
4. der bereits im Eingange besprochene Blattschnitt.

4. Im 15. Jahrhunderte kommt nicht allein der Berg als Fuß eines Blattes oder Zweiges vor, sondern auch der Fluß mit z. B. einem wachsenden Seeblattschragen; ferner das Vierblatt und eine noch mehr als bisher gesteigerte Anzahl, wie z. B. von neun Blättern 4, 3, 2 oder 3, 3, 2, 1, so daß diese schon dem Gebiete der besäeten Schilde nahe kommen, nur daß ihre Anordnung nicht so regelmäßig zu sein pflegt.

Des in diesem letzten Zeitraume aufkommenden Badequastes wurde schon zuvor gedacht.

Blitzstrahlen (mhd.: blicze; ndl.: bliksemschicht; lat.: fulmina; frz.: foudre) sind als Wappenbild vor dem 16. Jahr-

hunderte wohl kaum oder nur vereinzelt vorgekommen, wie die Blitzstrahlgabel, w. in b., belegt mit g. Sonne der Blix(en) in Pommern 1239; doch konnte, wie es nicht selten vorkommt, dieses Bild auch als redend nach Anleitung des Namens erst in späterer Zeit angenommen sein, wie auch die drei aus einem (wolkenbedeutenden) Fehehaupt auf einen Berg herniederzuckenden Flammen der Donnersberg, welche wenigstens, verglichen mit den pfeilspitzenendigen Zackenlinien der Afterheraldik, ein gutes Stylgefühl bekunden.

Blume (mhd.: bluome; ndl.: bloem; lat.: flos; frz.: fleur) kommt mit Ausnahme der Lilie und Rose (s. diese) fast nur noch, und zwar erst seit dem 14. Jahrhunderte, als stylisirte sogenannte Mispel Fünfblatt oder Vierblatt (263) vor mit weiden- oder eschenähnlichen Blättern und einem meisten g. Butzen (Z. W. 236, 384). Ohne Butzen, so daß in der Mitte die Schildesfarbe sich zeigt, ist ein Rad (siehe dieses) zu melden. Sodann kommt zwar auch noch eine mehr natürliche Glockenblume (422) vor, doch meist erst gegen den Anfang des 15. Jahrhundertes.


263

Bock, Steinbock (im Hochlande) (mhd.: boc, steinboc; ndl.: bok, steenbok; lat.: hircus, capricornus; frz.: bouc, bouquetin, capricorne), häufig als Wappenbild zu Namen auf: Berg, Bock, Fels, Schroffen, Stein, wird zwar, namentlich in süddeutschen Wappen, meistens als Steinbock (H. M. 24, 25) dargestellt, welcher sich durch seine am Oberrande eingekerbten Hörner unterscheidet, während die des gemeinen Bockes (Z. W. 202; H. M. 24, 11) glatt sind; doch genügt für beide (zumal


264


265


266

Angesichts nicht seltener Verwechslungen in Siegeln und Wappen) die Benennung Bock, wie denn auch die Gemse (mhd.: gamz; ndl.: gems; lat.: ibex, dama; frz.: chamois) hieher zu rechnen ist, deren Hörner rückwärts umgebogen sind und deren gewöhnliche Stellung „auf der Lauer" als solche nicht gemeldet zu werden braucht. Vom Widder, welcher zwar auch gekerbte Hörner hat, unterscheidet der Steinbock (265, 266) sich dadurch, daß die seinigen nicht so aufgerollt sind und durch ein nur kurzes Schwänzchen, während der Schwanz des Widders lang, dick und gewellt ist. Der Steinbock, meist s., doch auch w. oder r., immer rechts gewendet,


267


268


269

wird stehend (Z. W. 65, 114, 424) oder kletternd, d. h. aufrecht (372) oder nur der Rumpf (66) oder die Hörner, und zwar unten quer abgeschnitten (196, 231, 410), oder kleeblattendig (214, 230, 363) dargestellt, namentlich aber als Helmzier wachsend (65, 114), Rumpf (301, 372) oder Hörner, und zwar ledig (60, 196, 230) oder besteckt mit Federbüscheln (231, 363), Lindenzweigen (23), paarweise wie Rindshörner (23, 60) oder wie beim Steinbocke selbst (196), auch auf einem Hute mit den Kerbseiten zugewendet (230) oder endlich einzeln, und zwar vorwärts oder rückwärts gebogen (231, 363), und auch wohl mit der Helmdecke überzogen und mit einem Federkamme besteckt (322). Wie beim Rinde, Widder, Hirsch, wechselte man auch hier gerne mit der Farbe der Helmzier, indem man dem Horne die Farbe des Schildes, nicht aber des Bildes im Schilde gab (214, 372).

Besondere Bocks- und Steinbocksgebilde sind namentlich der Bockadler und Ziegenhahn (vgl. Ungeheuer).

Ueber das Vorkommen in den verschiedenen Zeiträumen sind nur wenige Bemerkungen mitzutheilen: Zu dem einfachen Bocksrumpfe oder Steinbocke gesellte sich im 13. Jahrhunderte auch der Gemsenrumpf und der Bock wird bereits auf einem Zackenfuße (Felsen bedeutend) dargestellt, auch zu weit übereinander, also 1, 1 oder zu dritt 2, 1; im 14. Jahrhunderte erscheint er mit einem Gurte oder gekrönt, auch wachsend und im 15. Jahrhunderte selbst rennend.

Bogen (mhd.: boge; ndl.: handboog; lat.: arcus; frz.: arc) (H. M. 37, 1) heißt kurz der einfache Flitzbogen; hat er aber in seiner Mitte einen sogenannten Schuh, so ist er als Bogen oder Joch der Armbrust (siehe diese) anzusprechen. Mit aufgelegtem Flitze ist er als Strahl- oder Flitzbogen zu melden; doch bleibt es in einigen Wappenzeichnungen unsicher, ob diese und ähnliche Figuren nicht etwa einen Sporn bedeuten sollen.

Der erste in der Wappenkunde vorkommende Bogen g. in b., auch zu dritt 1, 1, 1 vorkommend, ist der der alten Grafen von Bogen (Arco) in Baiern und zu Ende des 13. Jahrhundertes erscheint auch der Flitsbogen (der Redbag); im 15. Jahrhunderte dann auch ein aufgelegter Bolzen.

Der Regenbogen (mhd.: regenboge: ndl.: regenboog; lat.: iris; frz.: arc-en-ciel) wird als Bogenbinde dargestellt naturfarbig in w. oder b.


270

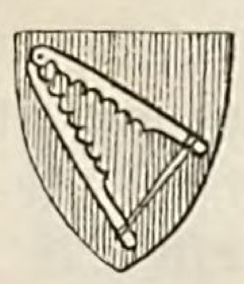
Zwei solcher Bögen aber, einfarbig und X-förmig von einander abgewendet, je auf das Ende gestellt, sind als Radfelgen (siehe Rad) anzusprechen, auch dann, wenn sie nicht frei, oben in die oberen Schildeswinkel auslaufen (270).

Bottich, siehe Gefäß.

Bracke, Spürhund, siehe Hund.

Brand, siehe Baum.

Bremse (mhd.: bremse; ndl.: paarden-neusknijper; lat.: oestrus; frz.: morailles) (H. M. 38, 59) ist ein seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes auftretender, an seinen inneren Seiten gezackter oder gezahnter Nasenzwicker oder eine Klammer für unbändige Pferde, um sie durch Zusammenziehen mittelst einer Schnur oder Kette unter dem Kinne zu bändigen. Bei der Aehnlichkeit mit der zuckerzangenförmigen Wolfsangel muß man beide wohl unterscheiden; diese pflegt nämlich, wenn sie nicht zusammengebogen in ein Stück Fleisch eingedrückt, also frei gelassen ist, nicht so stark angespannt zu sein und hat auch keine inneren Sägezähne, sondern die Strahleisenförmigen Widerhaken, unten, wo sie in den Köder eingedrückt wird, sowie die ebenfalls ähnliche Flachsbreche keine Schnur oder Kette (271, 272).


271


272

Beiläufig bildeten Bremsen und Herzen die Kette des Schwanenordens in Brandenburg.

Brotweck (mhd.: kipfe, wecke; ndl.: witte kock; lat.: panis; frz.: pain) kommt vereinzelt als redendes Wappen vor, z. B. bei den steirischen Hauslab, den nürnbergischen Semler u. s. w.

Bruchhose, siehe Bein.


273

Brücke (mhd.: prugge; ndl.: broeken; lat.: pons; frz.: pont) wird, wie z. B. im Innsbruckwappen, als über zwei im Grundrisse gezeichnete Schiffe gelegte Binde dargestellt (273); auch als Steg, wie im Wappen der Steger von Ladendorf.

Brunnen (mhd.: bronnen; ndl.: fontein; lat.: fons; frz.: puits, fontaine) kommt zwar dem Namen nach schon früher vor (Ottinghusen zum Brunnen, Schönprunn, Born, Brunner u. s. w.), doch ist zu vermuthen, daß das Wappenbild nicht vor dem 16. Jahrhundert angenommen worden.

Buche, siehe Baum.

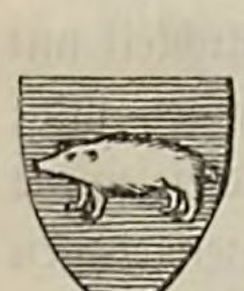
Buchstaben (mhd.: buochstap; ndl.: letter; lat.: litera; frz.: lettre) erscheinen in Orts- und Bürgerwappen schonzeitig, doch scheinen sie bei Althann z. B. erst später angenommen worden zu sein.

Burg (mhd.: burc; ndl.: kasteel; lat.: castellum; frz.: château) (Z. W. 2, 119, 327, 407; H. M. 35, 22, 23, 38) kommt im 13. Jahrhunderte wohl nur in (namentlich Städte-) Siegeln vor; doch lassen Namen wie Lenzburg, Bebenburg, Pogrel, Völturns auf ein noch höheres Alter und zugleich einen entsprechenden Wappenschild schließen, obwohl, nach der Züricher Wappenrolle zu urtheilen, die Zeichnung viel einfacher und weniger ausgeführt als in den Siegeln sein mag: nämlich eine Mauer mit einer oder zwei Zinnen und an den Seiten emporragenden zwei Thürmen und unverhältnißmäßig großem Zinnenkranze. Uebrigens kommt im 14. Jahrhunderte (Z. W. 119) schon sogar eine ganze solche Burg als Helmzier vor.


274

Bürste (mhd. bürste; ndl.: vager, borstel; lat.: penicillus; frz.: brosse), vor dem 14. Jahrhunderte schwerlich vorkommend, würde auch derzeit z. B. in der Helmzier der Burst (Z. W. 416) kaum als solche zu erkennen sein, wenn nicht der Name darauf hindeutete. Im 15. Jahrhunderte wird die Bürste ähnlich wie unser Mauerquast gezeichnet (275). (Vgl. den ähnlichen Feuerwedel.)


275


276


277

Dachs (mhd.: dahs; ndl.: das; lat.: taxus; frz.: taisson) ist in der älteren Zeichnung wenig deutlich, so daß man oft meist aus dem Namen (Dachsperg, Dachsbeck) das Thier erkennen kann (276, 277).

Delfin, siehe Fisch.

Dogge, siehe Hund.

Drache (mhd.: trache; ndl.: draak; lat.: draco; frz.: dragon) (Z. W. 445; H. M. 27, 2), das Wappenbild der uralten Drachenfels, Hardenberg in Westphalen, Wormsdorf, Wurmberg (dann Wurmbrand) und zu zweit der Grafen von Schwerin seit 1217 (M. S.) wird als geflügelte Eidechse oder Schlange, also mit oder ohne Füße dargestellt, mit hornförmigen Spitzohren, auch wohl flammenspeiend und mit einem Büschel oder Stachel am Schwanze (278).


278


279

Besondere Drachenbildungen sind namentlich der Jungferndrache (lat.: chimaera; frz: chimère) und der Hahndrache oder Basilisk (mhd.: basiliske) (Z. W. 495), ein, später auch flammenspeiender, Hahn und später wie auch der Drache mit Flughaut, Krallenbeinen und Drachen-, bezüglich Stachelschwanz (279).

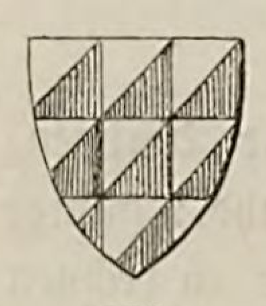
Der ungeflügelte Drache heißt Wurm, Lintwurm, Lintrache.

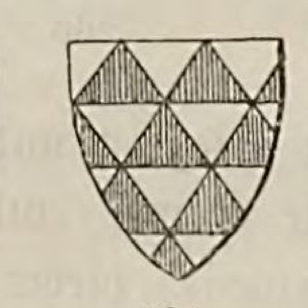
Ein Drache mit Kreuz auf dem Rücken war das Zeichen des Ordens vom umgestürzten Drachen.

Drachenkamm, siehe Kamm.

Dreiberg, siehe Berg (Anmerkung).

Dreieck (mhd.: drîspiz; ndl.: driehoek; lat.: triangulum; frz.: triangle) ist immer als auf einer seiner Seiten stehend zu denken, während es auf eine Spitze gestellt (wenigstens schon bei Rüxner 1530) Spickel oder Speidel heißt (mhd.: kîl. zwickel; ndl.: omgekeerd driehoek; lat.: spiculum, cuneus, triangulum in- oder eversum; franz.: triangle renversé). Bisweilen ist es ausgebrochen (ndl.: delta; lat.: triangulum viduum; frz.: triangle (vidé), was jedoch, wie das einzelne Dreieck überhaupt, erst im 15. Jahrhunderte vorkommt, die Seiten eingebogen und die Ecken mit Lilien oder sonstwie besteckt; dagegen schon im 13. Jahrhunderte begegnen uns durch zusammengeschobene kleine Dreiecke gewechselter Farbe gebildete Nesteln, welche gestückelt genannt werden (mhd.: gestückelt; ndl.: gedriehoekt; lat.: triangulis distinctum (sc. scutum); frz.: trianglé), da denn zu melden ist: 2 oder 3 benestelt und gestückelt, etwa g. in s. (Rorbach 1202). Will oder muß man die Art einer solchen Nestelung genauer anzeigen, so werden die durchlaufenden Hauptlinien gemeldet; z. B.: 2 längs-, 2 quer- und 5 schräggetheilt (280) oder 3 quer-, 3 schräg- und gegenschräg getheilt (281).


280


281

Dreigetheilt (mhd.: endriu; ndl.: in drieën; lat.: tripartitum; frz.: tiercé) heißt der in drei ungefähr gleiche Theile, deren jeder seine besondere Farbe hat, getheilte Schild, nämlich:

längs-dreigetheilt (lat.: sectio tripartita palaris; frz.: tiercé en pal).

quer-dreigetheilt (lat.: sectio tripartita transversa; frz.: tiercé en fasce).

schräg-dreigetheilt (lat.: sectio tripartita diagonalis; frz.: tiercé en bande [oder barre]).

gabel-dreigetheilt (lat.: sectio tripartita per lineas in medio concurrentes; frz.: tiercé en pairle).

sparren-dreigetheilt (lat.: sectio tripartita cantheriis distincta; frz.: tiercé en chevron).

strudel-dreigetheilt (lat.: sectio tripartita per lineas cochlearis; frz.: tiercé en girons arrondis et joints en abîme).

Dreschflegel, siehe Kolben.

Drillgatter, siehe Gatter.


282

Drudenfuß (ndl., lat. und frz.: pentalpha), auch wohl Albenkreuz genannt, ist ein gleichseitiges Fünfeck mit derart über beide Enden verlängerten Seiten, daß sie zusammentreffend je ein gleichschenkliges Dreieck bilden und im Ganzen ein fünfstrahliger Stern entsteht (282). Höchst selten und erst seit dem 14. Jahrhunderte vorkommend, ist er s. in g., namentlich das Wappenbild der Ingersleben.

Eber (mhd.: ëber, wiltëber; lat.: aper; frz.: sanglier) (Z. W. 163, 181, 241; H. M. 20, 1—8, 10, 11). Wie die Wölfe und Raben Wotan's, der Bock Donar's, der Adler und die Hirsche der Weltesche und der Schwan der Schwanjungfrauen u. s. w., so war auch der goldborstige Eber des Sonnengottes Frô von uraltheidnischen Zeiten her das ganze Mittelalter hindurch[40]) in gutem Andenken geblieben, so daß er in unserem Norden nicht allein bis auf unsere Tage seine Ehrenstelle an und unter den Tannenbäumen des Julfestes (Weihnacht) behauptet hat, sondern auch als Wappenbild ebenso wie die zuvor erwähnten in großen Ehren stand und ungemein beliebt war. Mit gespaltenen Hufen, emporragenden Rückenborsten, herabhängendem gewellten Zagel und steil aufgerichteten Waffen (Hauern) kommt er schon im 12. Jahrhunderte öfter vor (Berswort, Ebersperg, Eberstein, Hinderholzer, Honstet, Recke, Sinching): stehend (Z. W. 163), grimmig (springend) oder nur der Rumpf (181, 241); als Helmzier meistens der Rumpf (181) oder wachsend; der Borstenkamm andersfarbig. Obwohl meist schwarz[41]) mit weißem Borstenkamme, kommt er doch auch u. A. roth vor und schon im 13. Jahrhunderte auch hervorgehend (Quale 1226); vor einer grünen Staude jedoch erst im 15. Jahrhunderte.

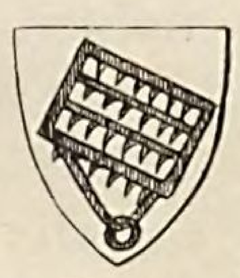

283


284

Ecker, Eichel, siehe Früchte.

Egge (mhd.: egede, eiden; ndl.: egge; lat.: occa, erpica; frz.: herse [de labour]) (H. M. 38, 10), obwohl erst im 15. Jahrhunderte vorkommend, hat doch Anfangs eine mehr stylisirte Zeichnung, wie u. A. einen ausgebrochenen Spickel innerhalb eines ausgebrochenen Dreieckes oder einen Schragen oder Sparren mit zwei Querriegeln verschrenkt (285); doch schon 1428 zeigt sie sich als natürliches Ackergeräthe (286)[42]).


285


286

Ei, siehe Ball.

Eiche, siehe Baum.

Eichel, siehe Früchte.

---

[40]) Obwohl durch die christliche Lehre längst in den nebelgrauen Hintergrund gedrängt.

[41]) Meleranz 8160: von Zobelpelz geschnitten.

[42]) In den Niederlanden kommt eine Art mißverstandene Egge unter dem Namen »hamaïde« vor, welche als drei Freibinden übereinander dargestellt wird. (Die Schriftleitung.)

Eichhörnchen (mhd.: eichurne, eichorn; ndl.: eekhoorn; lat.: sciurus; frz.: ecureuil) (H. M. 21, 20) kommt, obwohl das Wappenbild der Westense in Holstein, schon im 12. Jahrhunderte genannt, nach den vorhandenen Siegeln und Zeichnungen doch wohl kaum vor dem 14. Jahrhunderte vor, zunächst aufgerichtet, doch schon in der Züricher Wappenrolle (478, 550) gekrüpft und dabei nicht etwa roth, sondern schwarz oder grün mit einem r. oder g. Apfel oder Nuß, frei oder auf einem Berge (287).


287

Eidechse (mhd.: egedëhse; ndl.: hagedis; lat.: lacerta; frz.: lézard), das Zeichen der Rittergesellschaft gleichen Namens kommt ziemlich selten in Wappen vor.

Eimer, siehe Gefäß.

Einhorn (mhd.: einhürn(e), monîcirûs; ndl.: eenhoorn; lat.: monocerus; frz.: licorne) (Z. W. 58, 149, 256, 288, 414, 457, 502; H. M. 1, 3; 2, 3; 3, 3; 4, 3; 22 p. 31 bis 33; 23, 1—4; 27, 6 vgl. Crône 18131 und Ulr. v. L. 482, 25) — ist im 14. Jahrhunderte (Z. W.) meist w. in r. oder b. (wie z. B. das Wappen von Aiste um 1181 (Mi. S.), seltener r. in w. oder b. in g., im Allgemeinen wie ein Steinbock ohne Bart gebildet, mit einem kurzen Schwänzchen, gespaltenen Klauen und einem langen, geraden, oberhalb gekerbten oder gewellten Horn vor der Stirne, sowie auch das Genick bis zur Schulter gekerbt oder gehackt zu sein pflegt; die Stellung steigend (Z. W. 149) wie die des Löwen, doch mit weniger gestreckten, etwas weniger gekrümmten Vorderbeinen und schwanhalsförmig gekrümmtem Halse, so daß das Haupt nieder- und angedrückt und das Horn stark geneigt ist; oder stehend mit allen Vieren auf einem Freiberge (457); auch nur als Rumpf (414, 502) oder zwei Rümpfe abgewendet (58, 288); so auch (414) oder wachsend die Helmzier (149, 256, 288, 457, 502), manchmal mit einem Fächerkamm (502), und zwar mit Federbüschcheln besteckt.


288


289

Im 15. Jahrhunderte wird die Zeichnung noch schwunghafter, aber auch manierirter: der Hals nicht mehr so eingebogen, und demzufolge das Horn wagerecht, die gespaltenen Klauen etwas auseinander gespreizt, an den Beinen ein hakenförmiger Schnirkel und der Schweif lang mit flammenartig abgewendeten Haarbüscheln.

Eisenhut, siehe Helm.

Eisenhüte, siehe Farbe, Fehe (Anmerkung).

Elefant (mhd.: olifant [Crône 18106], hëlfant; ndl.: olifant; lat.: elephas; frz.: éléphant) (Z. W. 40; H. M. 26, 16, 19, 23—26, 28, 30), hat im 13. und 14. Jahrhunderte w. in r. auf einem g. Berge (Helfenstein) noch keine Ohren, zwischen den Augen, den angelförmigen Rüssel entlang, die Haut gefältelt, die Klauen gespalten und am herabhängenden Zagel einen Haarbüschel (290). Dagegen im 15. Jahrhunderte ist die Zeichnung schon mehr der Natur nachgebildet, mit zwar noch kurzen Ohrlappen, und der Zagel ohne Haarbüschel. Auch erscheint er nun (Helfikan) mit einem Gurt und einen Thurm tragend.


290

Enden, siehe Hirsch.

Engel (mhd.: engel; ndl.: engel; lat.: angelus; frz.: ange) (H. M. 16, 21, 27) werden, obwohl selten, doch schon im 14. Jahrhunderte (Engelhart 1330) erscheinend, in priesterlicher Kleidung dargestellt, von vorne jugendlich, fast mädchenhaft mit gelocktem Haupte, welches dem Beschauer zugewendet ist und Flügeln an den Schulterblättern. Auch das Engelshaupt, geflügelt, kommt zu Ende des 14. Jahrhundertes vor (Parsenow 1393). Dergleichen bildeten die Kette des Ordens von Veßra und Halbengel, Räder tragend, die des Martinsordens in Mainz.

Ente, siehe Vogel.

Esel (mhd.: esel; ndl.: ezel; lat.: asinus; frz.: âne) (Z. W. 252, 447; H. M. 22, 34; 23, 5—13) wird in alten Siegeln und Wappen vom Maulthiere nicht unterschieden, welches dem Rosse ähnlich, nur längere Ohren hat und daher leicht mit einer Hündin verwechselt werden kann, die jedoch nie gezäumt vorkommt, was beim Maulthiere meistens der Fall ist (447, 252); auch ist sie meistens gelb, das Maulthier aber w. in r. oder b., seltener b. oder s. in w. oder g., und zwar fast immer nur als Rumpf (291); ebenso oft kommt aber auch das bloße Eselshaupt vor und schon im 13. Jahrhunderte mit drei Distelblättern im Maule (Riedesel 1269). Als Helmzier hat der Rumpf des Maulthieres oder dasselbe wachsend einen andersfarbigen Zaum als im Schilde. Später kommen die Langohren sogar am menschlichen Haupte vor, doch wohl nur im Verlaufe des 15. Jahrhundertes.


291

Eule, siehe Vogel.

Fackel (mhd.: vackel, torze; ndl.: fakkel; lat.: fax torchia; franz.: torche) findet sich bereits in der Züricherrolle (Nr. 374, Faklastein) vor. Sie ist deutlich unterschieden von dem Brand.

Falke, siehe Vogel.

Fallgatter, siehe Gatter.

Fahne, siehe Banner.

Dritter Theil.

Sachwörterbuch.

(Schluß.)

Farbe (mhd.: var (farbig); ndl.: (wapen-) kleur; frz.: émail) werden in der Wappenkunde genannt folgende acht:

1. weiß oder silbern;
2. gelb oder golden;
3. roth, Mennige oder Zinnober;
4. blau, Lazur oder Ultramarin;
5. schwarz, Kienruß;
6. grün, Grünspan (selten);
7. Hermelin;
8. Fehe.

Bei den einzelnen Farben ist nun zu bemerken:

1. Weiß oder silbern (mhd.: blanc, harm, mergrieß, perla, wîz, blanc-wîz, snêvar, wîzgevar, harm-, liljen-, saben-, silber, snê-wîz; ndl.: zilveren; lat.: argentum; frz.: d'argent) wird durch eine besondere Zeichnung nicht, sondern nur durch Freilassung des betreffenden Raumes unterschieden. Im Mittelalter war anstatt der weißen Farbe besonders die Stückung durch Weißblech oder Hermelinpelz beliebt.

2. Gelb, golden (mhd.: gêl, swêbelvar, gamillenvar; ndl.: gouden; lat.: aurum; frz.: d'or), ursprünglich Schwefel- oder lichtes Chromgelb, wurde erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes, dem derzeitigen reichen Style gemäß, durch gestücktes Goldblech oder Goldstickerei ersetzt. (In der Zeichnung wurde erst viel später zur Andeutung der Farbe die Punktirung eingeführt, welche freilich die alte Wappenkunst nicht kannte[43]) und die daher streng genommen auch gar nicht hieher gehört.)

3. Roth (mhd.: von këln rot, von zinopel oder sinopel (rother Eisenocker, vgl. 6. grün; ndl.: keel, van kele rood; lat.: coloris rubei; frz.: de gueule) wurde mit Mennige aufgetragen, zumeist aber durch Stückung von prächtig roth gefärbtem Thierkehlen-Pelzwerk. (In der Neuzeit wurde, um die rothe Farbe auch in der Zeichnung anzuzeigen, eine senkrechte Strichelung gebräuchlich[43]).)

4. Blau (mhd.: blâw, blâ, lâzûr oder von lâzûre blâ, auch saffirvar oder weitîn; ndl.: azuur, blaauw; lat.: caeruleus; frz.: d'azur) wurde auch aus der Weidepflanze gewonnen.

(Zeichnung später durch wagrechte Strichelung)[43]).

5. Schwarz (mhd.: swarz alsam ein kol, bëch-, raben-var, von Zobel, zobelswarz; ndl.: van zobel, swart; lat.: niger; frz.: de sable), mittelst Kienruß, meistens aber durch Stückung mit Zobelpelz, wie z. B. der brabantische Löwe g. in s. („von zobel swarz gevar" Mi. S.).

(Spätere Zeichnung: Kreuzstriche)[43]).

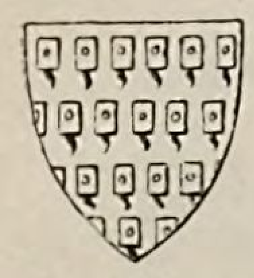
6. Grün (mhd.: grasevar, smaragd, grüëne, gruone; ndl.: groen oder (den Franzosen entlehnt) sinopel; lat.: viridis; frz.: de sinople, was eigentlich roth war, s. oben 3).

(Spätere Zeichnung: Schrägstriche gebandet, d. h. von oben rechts nach unten links)[43]).

---

[43]) Die Andeutung der Farben durch Strichelung brachte erst 1638 der Jesuit Silvester a Petra sancta auf. Sie empfiehlt sich für neuere Wappenbücher und Zeichnungen, nach welchen das Wappen soll in Farben gesetzt werden können. Im Mittelalter gab es dergleichen papierene Bedürfnisse noch nicht; doch unterschieden die alten Stempelschneider Bild und Feld oft genug durch Damascirung des einen oder andern, nicht aber beider zugleich. Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß man schon zu Anfang des 14. Jahrhundertes (1300) — ob versuchsweise oder nach festgestellten Gesetzen, bleibe noch einer weiteren Forschung überlassen — in Siegeln anstatt der Farbe ein Sinnbild derselben, z. B. anstatt des w. einen Stern einrückte, anstatt r. eine Rose und anstatt blau eine Lilie, wie in einem Siegel mit halblängs weiß-roth und quer blau getheilten Wappen des Eberh. v. Schaumberg. Mitgetheilt von F. K. in seinem sphragistischen Album 171.

7. Hermelin (mhd.: harm, haerme, hermîn; ndl.: hermelyn; lat.: hermionicus; frz.: hermine) (Z. W. 127; H. M. 21, 25, 42, 44—46) wurde nicht gemalt, sondern gestückt, wie z. B. über Fehewammen ein Hermelinstreifen im Wappenschilde von Bregenz (Z. W. 127). Auch als Helmzier dienten die Schwänze (wie bei Ems 66), doch wurden sie wohl, da das Thier zu klein dazu war, nur größer nachgebildet, indem man etwa zwei Rindshörner mit weißem Pelze überzog und diesen an den Enden schwarz färbte. — Wenn man später das Hermelin zu zeichnen beliebte wie einen schwarzen Strahl, besteckt mit einem Kleeblättchen, so war das eine der vielen afterheraldischen Spielereien, welche hier nicht beachtet werden können. — Im 15. Jahrhunderte wurden auch wohl die Hermelinschwänzchen mit viereckigen Goldplättchen (292) befestigt[44]).


292


293

8. Fehe oder Kürsch, Kürsen (mhd.: vêhe, vêch; ndl.: vair, gevarieert; lat.: pellitus; frz.: de vair) (Z. W. 28, 37, 91, 127, 143, 174, 248, 470, 508, 556; H. M. 21, 37—41, 48), ist als graues Pelzwerk (grâ) zu verstehen (293), welches, wie als Pelzunterfutter der Oberkleider, z. B. im hortus deliciarum der Herrad von Landesberg um 1175, auch in Wappenschilden in ältester Zeit ziegel-, wellen- oder wolkenförmig, im 12. und 13. Jahrhunderte aber entschieden vorherrschend in der letzten Gestalt gezeichnet wurde mit den abwechselnden Farben b. und w., was als das gewöhnliche Vorkommen nicht besonders gemeldet zu werden braucht, während zwar dieselbe Zeichnung, aber mit anderen Farben, z. B. g. r., wie im Rande des Oettingen-Schildes als Buntfehe (bunt) zu melden ist.

(Wie sehr das Fehe beliebt war, davon gibt uns die Züricher Wappenrolle eine ziemlich breite Uebersicht, z. B. als Schildesfarbe (127) und einzelne Fehewammen (248), beneſtelt (143), namentlich in r. (174, 508), als Binde (556), Schrägbinde (470), Schrägkreuz (91), Schildesrand (37), als Kamm der Helmzier (143), ja sogar als ganzer gestückter Adler (28).)

Zur Zeit des reichen Styles, 1350 — 1400, wurde sodann der Feheschnitt mehrfach verkünstelt, wie z. B. in Gestalt von Glockenblumen im Feheschilde eines Nopper-Siegels von 1368; namentlich aber, indem die rundliche Wolkenform (ähnlich wie die altdeutsche Rundschrift in die keineswegs deutsche Mönchsschrift) in's Gebrochene und Eckige gezogen und dermaßen in das sogenannte Hut-Fehe umgebildet wurde, was aber nicht als solches, so wenig wie das des reinen Styles als Wolkenfehe gemeldet zu werden braucht, da Fehe immer Fehe bleibt und die Zeitveränderungen auch bei anderen Formen, wie Adler, Löwe u. s. w. sich von selbst verstehen, so daß es keinem Kundigen einfallen kann, ein Hut-Fehe-Siegel oder -Schild der Zeit des reinen Styles zuzusprechen und umgekehrt ein Fehewappen des reinen Styles in Gestalt des eckigen Fehe zu zeichnen. — Uebrigens vermehrten sich zur Zeit des reichen Styles und dann namentlich des Verfalles nicht allein die verschiedenen Schnitte des Fehe, sondern wurden als solches schon im 15. Jahrhunderte gar nicht mehr verstanden, wie denn z. B. bereits im Grünenberg aus dem Oettingen'schen Buntfeherande ein r. Schild mit einem g. Hut-Fehekreuze, belegt mit einem b. Schildlein geworden ist. Sodann spricht Rüxner (Wappen der Cronberg) nur noch von „Hüten“[45]).

Manchmal wechseln zwei Farben mit einander ab, wie beim beneſtelt, schrägbeneſtelt, gestreift, geschacht, gerautet, geweckt, gesparrt; da sich hier aber die Abwechselung von selbst versteht, so wird sie neben der Angabe der Farben, z. B. „gestreift s. in w.“, nicht gemeldet. Wenn aber der Schild mit zwei Farben längs-, schräg- oder quergetheilt ist und ein oder mehrere Wappenbilder in den verschiedenen Feldern je die andere Farbe haben, so werden sie als „gewechselter Farbe“, ndl.: van't eene in't andere; lat.: tincturis permutatis, alternis vicibus; frz.: de l'un en l'autre gemeldet, z. B. Schrägbinde gfb. in schräg r. g., d. h. die Schrägbinde ist im rothen g. und im gelben r.

Wappenschilde, welche keine Theilung oder Bild enthalten und nur mit einer einzigen der oben genannten Farben bedeckt sind, heißen Farbenwappen (Z. W. 498, 507, 540, 564).

Uebrigens waren die Schild- und Bildfarben unter den fränkischen Königen und Staufen (bis 1273) noch schwankend, weil die „Hoffarbe“ vom Fürsten willkürlich bestimmt wurde, und auch die Lehensmannen einem jeden Wechsel unterworfen waren. Erst mit dem reichen Style, gegen die Mitte des 14. Jahrhundertes, wurden die Farben bestimmter geregelt, und nun stellt sich das Verhältniß der Schildesfarben ungefähr so, daß auf 1 Feheschild und ein grünes 11 schwarze kommen, sowie ferner: 15 blaue, 23 gelbe, 24 rothe und 39 weiße.

Feder (mhd.: vëder; ndl.: veder; lat.: penna; frz.: plume), diente einzeln oder in mehr oder weniger großen Büscheln zum Bestecken anderer Gegenstände, namentlich als Helmzier, und es wurden ursprünglich vor Allen die gerade Spitzfeder, die gebogene Hahn-, Fasan- (vasantvëder, H. M. 30, 22, 23) und Spielhahnfeder und die „pfâwenfëdere“ (namentlich oft der Vasallen)


294

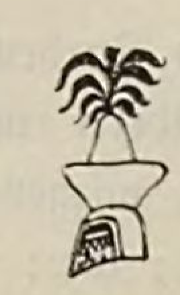

295


296


297


298


299


300


301

unterschieden, während z. B. die seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes (Su. 16, 268) beliebte Straußfeder (H. M. 30, 12 fg.) in früherer Zeit nicht vorkommt. Aus jenen aber wurden im 15. und 14. Jahrhunderte, wie die Züricher Wappenrolle in einer Menge von Beispielen beweist, mächtige „Quaste“ (S. 3, 151; 11, 295—304; 16, 192, 205; 17, 176) gebunden, oder Feder- und Stangenwedel, mhd.: wadel, wedel[46]) (H. M. 39, 35, 40) und mit straffen Kurzfedern namentlich auch die Feuer-

[44]) Wie im uralten Volkersdorf-Schilde (Grü. 194).

[45]) Und nennt das alte Rundfehe, wie im Fürstenbergwappen, „blau und weiße Wolken“, woraus der Beweis hervorgeht, daß ihm das Verständniß des Fehe bereits gänzlich abhanden gekommen war. Wiguleus Hundt, 1585, folgt ihm sodann bereits (S. 100 und 2, 159, Pappenheim) mit seinen „Eisenhütln“ und diesem wieder J. D. Köhler, 1734, im Texte zum Weigelchen (ursprünglich Siebmacher'schen) Wappenbuche.

[46]) Helmzier von Sachsen: ûz eines pfâwen zagel zwo . . . stangen bestekket unt behangen mit golde licht unt edele bis an die zwêne wedele. — Die Stangen „geschrenket in kriuze wîs“ (Mi. S.).

wedel und beliebten Federbälle (s. Ball) besteckt, welche mit eigenen Ballschlegeln geschlagen wurden.


302


303


304


305

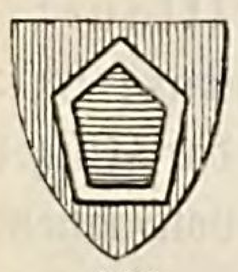
Im 15. Jahrhunderte wurden die Federbüsche „lustiger" mit einer flatternden Binde umknüpft, was dann überhaupt vielfach beliebt ist.

Federball, siehe Ball.

Federbusch, siehe Helmzier.

Feh, siehe Farbe.

Felsen, siehe Berg.


306

Fenster (mhd.: venster; ndl.: venster; lat.: fenestra; frz.: fenêstre). Die Züricher Wappenrolle enthält unter Nr. 418 ein Wappen, dessen Bilder wohl als drei Fenster anzusehen sind (306).


307

Feuerstahl (mhd.: viurstahel; ndl.: vüürstaal; lat.: chalybs igniarius; frz.: briquet) (H. M. 38, 49), meistens mit zwei zugewendeten Krümmungen, wie sich dieses Bild auch als Kettenglied des goldenen Vließordens zeigt. Da jedoch dasselbe Bild als „redendes" Schurfeisen vorkommt, so dürfte diese Ansprache vorzuziehen sein (307).


308

Feuerbock, besser Kesselstand (ndl.: haardijzer; lat.: sustentaculum lebatis; frz.: chenet), ist z. B. das uralte Wappen der Plesse in Niedersachsen (308).

Feuerhaken, siehe Haken.

Feuerleiter, siehe Leiter.

Fiedel oder Geige (mhd.: videle; ndl. vedel, viool; lat.: vidula; frz.: violon (Z. W. 212, 465; H. M. 36, 26, 27), ist als das Wappenbild der Schenken und Truchsessen von Alzei schon sei dem 13. Jahrhunderte bekannt und durch den Fiedelbogen des herrlichen Volker von Alzei (im Nibelungenliede) durch alle Welt berühmt und zugleich in ihrer älteren Gestalt, wie sie die Züricher Wappenrolle uns aufbewahrt hat, ein die Dreieckschildesfläche vortrefflich ausfüllendes Bild (309).


309

Fingerring, siehe Ring.

Fisch (mhd.: visch; ndl.: visch; lat.: piscis; frz.: poisson) (Z. W. 30, 35, 108, 123, 218, 396, 423, 508, 516; H. M. 31), Sinnbild des Fischereirechtes, wird meistens w. oder g. in r. dargestellt, mit dem Haupte aufrecht oder „steigend", und zwar paarweise abgewendet (Z. W. 30, 108, 123), seltener einzeln (423) oder nur mit der oberen Hälfte als Fischrumpf (218).

Der Fisch, in der guten Zeit nicht (etwa als Barbe, Forelle, Häring, Hecht, Karpfe, Kaulbars, Salm) unterschieden und einfach als Fisch oder Fischrumpf gemeldet, kommt oft schon


310


311


312


313


314


315

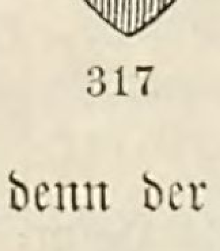

316

1. im 12. Jahrhunderte vor als Wappenbild von Bar, Forcheim, Hukingiswage, Muffel, Mümpelgart, Pfirt, Salm, Schauenstein, Seidlitz, Sture, Tann — zu zweit abgewendet oder zu dritt übereinander, 1, 1, 1, und sogar schon der fliegende Fisch (H. M. 32, 8, 16), der Truchtlaching (314, 311, 316);
2. im 13. Jahrhunderte erscheint er bereits gekrönt, und
3. im 14. Jahrhunderte als Belegbild, z. B. einer Binde, welche dann einen Fluß bedeutet (Z. W. 396, 516), gestürzt und namentlich als Helmzier schwimmend (508) oder gestürzt (35); auch erscheint vereinzelt im Norden der „halpvisch" oder die Butte (Butgen), und besonders beliebt wird nun die Fischgabel (ndl.: drie vischen gaffelswyze geplaatst; lat.: tres pisces concurrentes; frz.: trois poissons en pairle), wobei drei Fische zu 2, 1 aus der gemeinschaftlichen Mitte des Schildes mit den Köpfen oder Schwänzen gegen die Winkel desselben gerichtet sind, — eine für den Dreieckschild sehr passende Form;
4. im 15. Jahrhunderte, wo man mit Vorliebe das Neue und Auffallende suchte, wurden die verschiedenen Arten der Fische mehr als früher unterschieden, wie z. B. als Forelle halbbogenförmig gekrümmt, Barbe mit Bart, Häring mit ausgeschnittener Kehle u. s. w., wozu nun auch der Delfin (312) kam (H. M. 32, 3), gekrümmt, mit Drachenkamm und Elefantenrüssel, mit oder ohne Hauer, und das Gerippe des Fisches (Fischgrat). Ferner wurden die Fische zu einem „Fischschragen" überkreuz gelegt, ja sogar der Fisch mit einem Leibgurt oder von einem Strahle durchbohrt stellte sich ein, sowie allerlei absonderliche Ungeheuer (s. diese) mit einem oder zwei Fischschwänzen.

Beiläufig waren „Fisch und Falke" die Zeichen der gleichnamigen Turniergesellschaft am Bodensee, im Allgau, Argengau, Linzgau und Hegau.

Fischerhaken, siehe Stecher, Angel.

Fischotter (mhd.: otter; ndl.: vischotter; lat.: lutra; frz.: loutre (H. M. 21, 32, 34), kommt im 13. Jahrhunderte, wie es scheint zuerst um 1230, in Norddeutschland (Otterstedt) vor, im Ganzen aber selten, s. und mit einem Fische im Rachen, was nicht besonders gemeldet zu werden braucht. Mitunter ist das Haupt nicht leicht von dem des Löwen zu unterscheiden, da denn der Fisch die Benennung bestimmen wird (317).


317

Fischreuse, siehe Gefäß.

Fischschragen, siehe Fisch.

Flachsbreche, siehe Bremse.


318

Flachsschwinge. Die in dem Wappen 253 der Züricherrolle abgebildeten bisher unerklärten Gegenstände sind als Flachsschwingen anzusprechen (318).

Flamme (mhd.: vlam, louc, lohe; ndl.: vlam; lat.: flamma; frz.: flamme) (Z. W. 26, 347) kommt, meist roth als drei gewellte Spitzen dargestellt, als selbständiges Wappenbild erst im 15. Jahrhunderte vor, dagegen gelegentlich als Beiwerk zur Bezeichnung des Zornes und der Wuth in Rachen und Ohren des wüthigen Stieres und Drachen, oder aus einem Flammenberge, Fackel, Brand hervorbrechend. Gestürzte Flammen, g. oder w., sind als Blitze, schwarz als Hermelin anzusprechen.

Flammenberg, siehe Berg.

Flasche, siehe Gefäß.


319

Fledermaus (mhd.: lêderswal, rodemûs, vledermus; ndl.: vledermuis; lat.: vespertilio; frz.: chauvesouris), ein selten vorkommendes Thier, das oft abenteuerlich aufgefaßt, zu einem Ungeheuer umgestaltet wurde. Die Egern (Grünenberg 336) und die Flans in Türingen führen eine Fledermaus (319).

Flegel, siehe Kolben.

Flügel (mhd.: vedrach, vlue, vlügel; ndl.: vleugel; lat.: ala; frz.: demi-vol) der Vögel (H. M. 1—4, 28, 29, 31), beiläufig oft als Vasallenwappen vorkommend, und paarweise als (Su. 15, 212) sogenannter Flug (mhd.: vëtech oder zwêne flüge; ndl.: vlügt; lat.: alæ; frz.: vol), wird u. A. in der „Crône" 181.760 erwähnt. Das Beingerüst (der Rücken) heißt die „Sachse" und die großen äußeren Federn an der Seite gegenüber die Schwungfedern. Dagegen sind die Drachenflügel, welche übrigens gleich den Flügen der Strahle und Bolze selbstständig nicht vorkommen, nicht gefiedert, sondern häutig wie bei der Fledermaus und im Umrisse mehrfach ausgekehlt und auch wohl an den ausladenden Zacken mit Knöpfen oder Häkchen, Krallen versehen. Uebrigens werden auch andere Wesen geflügelt dargestellt, wie Engel, fliegender Fisch, Flügelroß. — Der Flügel ist eines der ältesten, schon

1. im 12. Jahrhunderte vorkommenden Wappenbilder, wo freilich an eine Vererbung kaum schon zu denken ist, wie nur erst nach und nach bei den ganz großen Geschlechtern, anfangs wohl nur gestückt, d. h. in Wirklichkeit aufgeheftet, etwa als Beute einer glücklichen Jagd. Dabei waren die Sachsen oben und die Schwungfedern nach unten gerichtet (Z. W. 44, 67, 77, 193, 295, 515, 531); auch kam nach und nach als Hafte der Kleebügel in Aufnahme.


320


321


322

2. Besonders beliebt waren solche Flüge von jeher auch als Helmzier und vor Allem in solchen Gegenden wie Tirol, wo es eben viele Adler zu jagen gab. Gleichwohl wurden sie schon im 13. Jahrhunderte durchaus nicht immer wie in der Regel das Rindshorn der Natur entnommen, sondern in Holz- oder Blechtafeln nachgebildet, oft nur im allgemeinsten Umrisse, ohne Ausladung der einzelnen Schwungfedern (Hefner-Alteneck 2, 68). Dabei kommen hier wie dort allerlei Anhängsel vor; die beliebteste und gewöhnlichste Form der Ausschmückung war aber das Belegen oder bezüglich Benageln der bemalten Fläche mit allerlei kleinem Spangenwerke in Gestalt von g. oder w. Klee- oder Lindenblättchen, Rinken, Halbmonden, Kreuzchen, Schindeln. Solche Flüge wurden je zur Hälfte an den Seiten des Helmes in eine Tülle eingesteckt und so die Helmdecke zugleich mit festgehalten. Andere Helme hatten auf dem Scheitel einen Dorn zum Aufstecken oder Aufschrauben eines einzigen querüber gelegten Flügels, und an wiederum anderen Helmen (Z. W. 270, 284) diente zur Vermittlung des Federschmuckes ein zuvor aufgesetzter Hut mit einem Flügel oben oder zweien an den Seiten. — Sodann ist hier noch der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes aufkommenden und

3. im 14. Jahrhunderte schon nicht mehr seltenen Flügelklaue[47]) (ndl.: gevleugelt arendsbeen; lat.: unguis alatus; frz.: main d'aigle) (vergl. Greif) zu gedenken, wobei der Flügel mit seinen nach oben gerichteten Schwungfedern von einem Vogelbeine unterstützt ist (421, 322). Ferner kommen im 14. Jahrhunderte 2, 1 Flügel vor, und namentlich auch in der Gabelstellung — „Flügelgabel". Die Sachsen sind fast immer, wie bisher, noch nach oben gerichtet, es kommen jedoch auch schon die Schwungfedern nach oben vor (323). (Z. W. 270, 281.)


323


324

4. Im 15. Jahrhunderte werden die Flüge der Helmzier oft mit einem fliegenden Bande umbunden; auch derzeit die eigenthümliche Form mit einem Adlerhaupt an der einen Seite der Sachse eingeführt (324); im Allgemeinen aber unterscheiden sie sich von denen des 14. Jahrhundertes dadurch, daß dort die Zeichnung viel ruhiger und einfacher, hier aber namentlich die Sachsen gewaltsam zusammengebogen sind und wie gebrochen erscheinen. Auch kommen nun die überkreuz gelegten Flügelklauen — Flügelklauen-Schragen — vor.

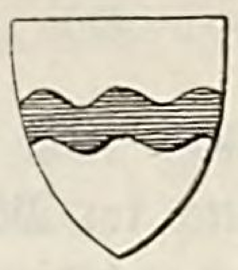
Wenn man übrigens von Seiten neuerer Heroldsämtler und Schulmeister einen Unterschied zwischen dem geschlossenen (mit aufeinander gelegten Flügeln) und einem offenen oder ausgebreiteten, beiderseits ebenmäßigen Fluge hat machen wollen, so muß bemerkt werden, daß beide in der Wappenkunst eine ganz gleiche Bedeutung haben und es lediglich Sache des Wappenkünstlers war und noch heute ist, in Bezug auf Raumausfüllung, Stellung von Helm und Schild u. s. w. eine passende Wahl zu treffen und nicht etwa einen geschlossenen Flug auf einen von vorn gezeichneten Helm zu setzen, oder auf einen von der Seite einen offenen Flug.

Flugbereit endlich oder „zum Fluge geschickt" (mhd.: vlücke; ndl.: opvliegend; lat.: evolans; frz.: essorant oder prêt à

[47]) Vergl. Greif.

s'envoler) heißt die gewöhnliche und deshalb nicht besonders zu meldende Haltung des in der Regel zugleich rechts schauenden Adlers, indem er beide Flügel von sich streckt, wobei die Schwungfedern senkrecht herabhängen und erst gegen das 15. Jahrhundert fächerartig aufgerichtet sind.

Fluß (mhd.: vluz, vlûm; ndl.: golvend dwarsbalk; lat.: flumen; frz.: fasce ondée) (Z. W. 182; H. M. 35, 5) heißt eine Binde, welche mit dem Wellenschnitte begrenzt ist (325). So auch der Schrägfluß (326) (mhd.: vluz; ndl.: golvend schüinbalk; lat.: balteus undulatus, flumen diagonalis; frz.: bande (barre) ondée) und der Wellenfuß (ndl.: golvend schildvoet; lat.: per scutarius undulatus; frz.: champagne ondée), alles Sinnbilder von Fluß und Bach, Beke, auf welche letztere denn auch gar viele Namen endigen. Im Ganzen war namentlich der Schrägfluß schon im 12. Jahrhunderte die am meisten beliebte Form, während der Querfluß oft auch durch die einfache Binde ersetzt wurde, namentlich die mit zwei oder drei Fischen belegte.


325


326

Dieses Belegen (mit Hiefhörnern, Fröschen, Fischen) kommt sodann im 14. Jahrhunderte auch bei dem Schrägflusse öfter vor. Schon im 13. Jahrhunderte erscheint der Fluß in Begleitung (z. B. von zwei Löwen: Wittenbach), namentlich aber liebte das 15. Jahrhundert dergleichen Vermehrung, wie zwischen zwei Sternen oder Lilien, auch Sternen und Zweig u. s. w.

Kommen im Schilde mehr als ein Fluß oder Schrägfluß vor, so ist 2 oder 3 (4) wellenbenestelt oder wellenschrägbenestelt zu melden.

Beiläufig nennt Rüxner (1530) den Schrägfluß: „Bach über die Eck" (z. B. bei Onolzbach und Redwitz), dann Mart. Schrot „ein grünes Wasser".

Fönix, siehe Vogel.

Forelle, siehe Fisch.

Framea, vielmehr **Francea,** siehe Beil.

Frankenbeil, siehe Beil.

Frau (mhd.: vrouwe; ndl.: vrouw; lat.: femina; frz.: femme) kommt als Wappenbild vor dem 14. Jahrhunderte, und selbst dann noch nur selten (Z. W. 135) vor (327); doch dienen einigermaßen zur Unterstützung unserer Kenntniß davon die Frauensiegel, daher hier weniges darüber mitzutheilen ist.


327

1. Unter den Staufen (1137—1273). Verbindungswappen getheilt und das männliche und weibliche Wappen je zur Hälfte zusammengeschoben (1222 fg.). Das Wappen als Gegensiegel des Bildsiegels (1265[48]).

2. Unter den Habsburgern (1273 — 1350). Schild mit Wappen des Mannes, darüber Sinnbild des Taufnamens, z. B. Lamm (Agnes), oder das weibliche Wappen des Mannes Schild umgebend. Weibliche Gestalt (versteht sich in der Kleidung ihrer Zeit) zwischen zwei Wappenschilden stehend oder knieend, sitzend, sie haltend, also bereits als Schildhalterin. Beide Schilde auch schon mit Helmzier. Sitzend, Schild des Mannes zur Seite, Helm desselben haltend. Schild des Mannes mit Helmzier der Frau. Bisweilen über zwei Schilde nur ein Frauenhaupt (keine ganze Gestalt) 1334. Figur mit Schild des Mannes auf der Brust, die der Eltern in den Händen, 1308 u. f. Kaiserin Elisabeth, 1330, ist thronend dargestellt, der Adler im Rankenmuster der Grundfläche[49]).

3. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes. Wappen des Mannes, darüber anstatt des Helmes das Wappenbild der Frau. Frau stehend, mit den Händen das Wappen des Mannes und ihr eigenes haltend. Schild belegt mit den zwei Wappen des Mannes und der Frau.

In Wappenschilden erscheinen derweil — wenigstens nach dem Alter des betreffenden Geschlechtes zu urtheilen — zunächst nur in Siegeln:

1. Im 13. Jahrhunderte: Jungfrau mit Kranz und Blumen, Königin mit Bischofsmütze und Königinrumpf mit zwei Speeren[49]). Sodann auch als Wappenbild.

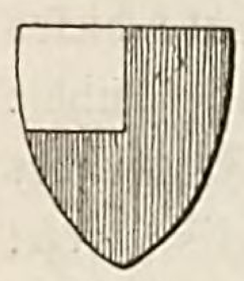
2. Im 14. Jahrhunderte: Frauenhaupt[50]), wachsende Jungfrau[51]), Königinhaupt in einem Rosenkranze, Königinrumpf unterstützt von einer gestürzten Krone; Mohrin- und Mohrenköniginrumpf.

3. Im 15. Jahrhunderte sogar eine auf einem Wolfe reitende Frau.

Frauenblümchen, siehe Baum.

Freiberg, siehe Baum.

Freiviertel (ndl.: vrij kwartier; lat.: quadrans honorarius; frz.: franc-quartier) (Z. W. 365) heißt jedes einzelne Viertel eines gevierteten Schildes, wenn es eine andere Farbe als die drei anderen zusammen hat. Ohne weiteren Zusatz wird aber immer dasjenige oben rechts gemeint (328). Bei geringerer als Viertel-Schildesgröße heißt es „Vierung".


328

Schon im 12. Jahrhunderte vorkommend (Runkel, Mareit, Lanzendorfer), tritt es doch erst im 14. Jahrhunderte im linken Oberwinkel als linkes Freiviertel auf, und erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes erscheint es belegt mit zwei Rauten, zwei Löwen u. s. w.

---

[48]) Siegelbilder des 12. und 13. Jahrhundertes: sitzende Frau, um 1150: Markgräfin Margaretha v. Meißen; sitzende Frau mit zwei Schilden, um 1200: Gräfin Agnes von Nassau; stehende Frau, um 1230: Beatrix von Savoyen, Herzogin von Kärnten; sitzende Frau mit zwei Bannern zwischen zwei Löwen, um 1230: Rixa von Braunschweig: stehende Frau mit Brustadler, mit Schild und Helm, um 1240: Elisabeth, Herzogin der Slaven; reitende Frau mit Falke, 1248: Maria von Brabant, Gemahlin Otto IV.; stehend auf einer Burg, um 1250: Magdeburg.

[49]) Frauenideal (Suchenwirt 25, 167—222; 24, 152; 28, 25) des 14. Jahrhundertes manierirt genug: kleiner weißer Fuß mit hohlgebogenem Rist, daß sich unter ihm ein Zeisig verbergen möchte; weißes Seidenkleid mit Gold und Edelgestein, der Körper nicht zu lang, schlank und zart; Hände weiß mit langen Fingern, Hals und Nacken rund und blendend, im Kinn ein Grübchen, Lippen glühend, Zähne weiß, Wangen weiß und roth; Nase nicht hoch und wenig gebogen, Augen und Brauen braun, Haar goldig, kraus, mit Band von Gold, Perlen und Edelgestein. Uebrigens tadelt auch Suchenwirt in seinen „Sieben Todsünden" (40, 46) gehörig das enge Schnüren, Ausstopfen mit Baumwolle, Schminken, falsches Haar und Schnabelschuhe; demnach kam auch das alles schon vor.

[50]) Als Helmzier, Z. W. 64.

[51]) Als Helmzier, 385, 461; öfter jedoch ein armloser Rumpf: 186, 275, 295, 381, 387, 460, 463, 468, 473, 500, 531.

Friedenstaube, siehe Vogel.


329

Frosch (mhd.: vrosch; ndl.: kikvorsch, kikker; lat.: rana; frz.: grenouille) (H. M. 32, 30) kommt als Wappenbild vor der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes vor (329), doch als Belegbild eines Schrägflusses allerdings schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes. (Frosch 1378.)

Früchte sind hier zur bequemeren Uebersicht ihres Auftretens in der Wappenkunst zusammengestellt, da denn die Garbe als Sinnbild der Landwirthschaft (mhd.: garbe; ndl. schoof; lat.: merges; frz.: gerbe (H. M. 34, 48) meist g. und zu 2, 1 gestellt, wohl das erste Vorkommen derart, schon im 12. Jahrh. ist.

Im 13. Jahrhunderte folgen, meist jedoch nur vereinzelt: Die Aehre (mhd.: äher; ndl.: koornaar; lat.: spica; frz.: épi) (H. M. 34, 39), meist zu drei nebeneinander auf einem Berge. Die Eichel[52]) oder Ecker (mhd.: ackeran; ndl.: eikel; lat.: glans; frz.: gland), bereits zu dritt gabelförmig gestellt — Eckerngabel Knoblauch (mhd.: knobelouch: ndl.: knoflook; lat.: allium; frz.: ail) (H. M. 34, 44), eine Zwiebel, welche mit den Wurzeln zu Dritt überkreuz gelegt und so eine Knoblauchgabel bildend, einartiges Wappenbild abgibt. Auch die Rohrkolben (mhd.: rôrchkolbe; ndl.: ristkolf; lat.: typha; frz.: masse de roseau) (H. M. 34, 35) kommen zu Ende dieses Zeitraumes (1292) auf, sowie die Rande oder Rübe (330) (mhd.: rappe, ruobe; ndl.: raap; lat.: rapum, rafanum; frz.: rave) (Z. W. 427, 523; H. M. 34, 38, 40, 41), welche in der Züricher Wappenrolle eigenthümlich auch als Helmzier behandelt ist. Endlich der schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhundertes vorkommende Tannzapfen der Truchseß von Waldburg zu 2, 1 (ndl.: pijnappel; lat.: nux pinea; frz.: pomme de pin), nicht mit Biberschwänzen zu verwechseln, wie im Wappen der Biberau.

Im 14. Jahrhunderte begegnen uns zwar die zwei Aepfel der Holzapfel 1311 (H. M. 33, 23, 33), doch kommt diese Frucht in der Regel nur am Baume vor. Später, gegen Ende dieses Zeitraumes (1371) erscheint die Distel (H. M. 34, 46) (mhd.: distel; ndl.: distel; lat.: carduus; frz.: chardon). Ferner der Krautkopf (331) (mhd.: kôl; ndl.: kool; lat.: caulis; frz.: chou) (Z. W. 361; H. M. 34, 34, 43), dargestellt als birnförmig stylisirter Kopf, dessen zwei krausgewellte Deckblätter einen eiförmigen Kern umschließen. Sodann der Mohnkopf (332) (mhd.: mânkopf; ndl.: monkop; lat.: codion; frz.: tête de


330


331


332


333


334

pavot (Z. W. 542; H. M. 34, 33) ist ein gestreifter Ball mit einer zackigen Butzenkrone und einem runden Knopfe oben am Stengel. Die Weintraube endlich (mhd.: wîntrûbe; ndl.: wyndrüif; lat.: uva; frz.: grappe de raisin) kommt derzeit zu Zweit, später (15. Jahrhundert) auch zu 2, 1 vor.

Das 15. Jahrhundert bringt endlich noch zwei recht ansprechende Formen in dem Granat- oder Margramapfel (333), der Wyler und dem Kraute der Wirsing; jener (ndl.: granaatappel; lat.: malum punicum; frz.: pomme de grenade) (H. M. 33) hat eine breite, mit Kernen gefüllte Längsspalte und ein aufgesetztes Krönlein und die Blätter je drei spitz ausladende Läppchen, und der Verschkohl oder Wirsing erscheint als eine vortrefflich stylisirte Zusammensetzung von 2, 1 Kleeblättern mit artigem Rankenwerk (334).

Fuchs (mhd.: vohe, vuhs; ndl.: vos; lat.: vulpes; frz.: renard) (Z. W. 116, 572; H. M. 29, 12—26, 29) ist immer roth bis zum 15. Jahrhunderte, wo er auch gelb vorkommt, und unterscheidet sich dadurch von dem ähnlichen Wolfe (vergl. diesen), welcher immer blau oder weiß ist. Später, wo die Zeichnung bestimmter wird, hat der Fuchs in der Regel den Rachen geschlossen

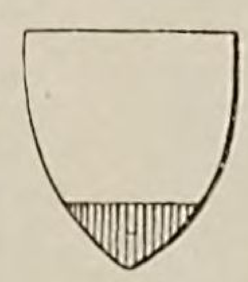

335


336

und die Lunte herabhängend (335, 336). Im 14. Jahrhunderte erscheint er auch mit einem Kleeblatte im Maule, mit einem Hahnenschwanze (Leipziger 1348), und man bediente sich des Fuchsschwanzes als Helmzier anstatt des gewöhnlichen Hornes. Das 15. Jahrhundert brachte auch in der Darstellung des Fuchses verschiedene neue Veränderungen: als wachsend, auf einer Schrägbinde, mit einem Gürtel und einer Gans, mit einer Weintraube, an einer Staude mit einem Zaune. Von dem Fuchse oft kaum zu unterscheiden ist das Zobelthier.

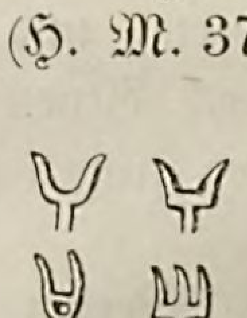
Fünfblatt, siehe Blume.

Fuß, Schildes- (mhd.: spiz; ndl.: schildvoet, punt; lat.: pes scutarius; frz.: champagne, terrasse, pointe de l'écu) heißt der unterste durch eine wagerechte Linie abgegrenzte andersfarbige Theil eines Schildes, dessen unterer Rand zugleich der des ganzen Schildes ist (337). Ist die Grenzlinie schräg gezogen, so


337

heißt der Fuß „Schrägfuß". Verschiedene Spitzfindigkeiten, welche die Afterheraldik mit dem Schildesfuße verband, müssen hier selbstverständlich unerörtert bleiben, doch dürfte der im 14. Jahrhunderte schon öfter vorkommende Zackenschrägfuß (Z. W. 211, 249, 326) hier wohl zur Sprache kommen, weil er als Fels zu verstehen ist (vgl. Berg).

Gabel (mhd.: gabel; ndl.: gaffel; lat.: furca; frz.: fourche) (H. M. 37, 28), schon im 12. Jahrhunderte vorkommend (Stromer, Waldstromer 1198), ist — unserer Speisegabel natürlich nicht zu gedenken — meist eine sogenannte Jagd- oder Stellgabel zum Stellen der Jagdnetze (ndl.: jagersnetvork; lat.: furca plagarum; frz.: forceau) mit zwei nach Außen etwas umgebogenen Zinken, welche auch schon im 13. Jahrhunderte nur als Gabeleisen (der Gabelentz 1221) vorkommt. Zu gleicher Zeit (13. Jahrhundert) begegnet uns bereits die Heugabel (Gabelkover 1223) und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes die dreizinkige Gabel (der Hopfgarten 1268) (338).

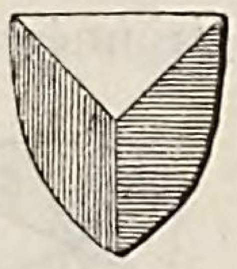

338

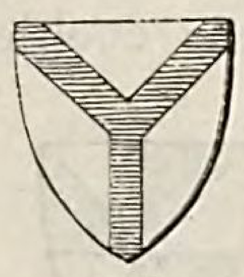
Gabeldreigetheilt (mhd.: gabeleht, zwißeleht; ndl.: gaffelvormig gespleten; lat.: tripartitum per lineas concurrentes; frz.: tiercé en pairle), in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhun-

[52]) Beiläufig ist, wie später auch so manches andere Wappenbild, die Eichel, namentlich der Eichelzweig der Khevenhüller aus Keverfüll, d. i. Kerbel, entstellt.

dertes aufkommend (Walch 1267), heißt die dem Gabelstreifen entsprechende Dreitheilung des Schildes, wobei also die Theilungslinien aus der Mitte des Schildes nach dessen drei Ecken gezogen sind: dabei folgen die Farben in der Ordnung von oben herab nach unten rechts und unten links. (339).

Die umgekehrte oder Göpeldreitheilung (ndl.: omgekeerd gaffelvormig gespleten; lat.: in forma literae Pythagoricae eversae sectum (scutum); frz.: tiercé en pairle renversé), wobei die Theilungslinien aus der Mitte nicht nach den Ecken, sondern nach der Mitte der Seiten des Schildes gezogen sind, kommt erst bei den unten breiter gewordenen Schilden, also nicht vor dem 15. Jahrhunderte vor.


339


340

Gabelkreuz, siehe Hafte.

Gabelstreif (mhd.: zwisele; ndl.: gaffel; lat.: litera Pythagorica; frz.: pairle), im Mittelalter selten, doch schon im 13. Jahrh. vorkommend (Sydow 1259), ist aus drei gleichfarbigen Streifen zusammengesetzt, welche aus der gemeinschaftlichen Mitte des Schildes in dessen Winkel gezogen sind (340). Oefter dagegen kommen schon früh in dieser Gabelstellung verschiedene andere zu 2, 1 in der Mitte zusammengeschobene kleinere Wappenbilder vor, wie Arme, Beine, Blätter, Fische, welche dann zu Vermeidung einer weitläufigen Umschreibung kurz als Arm-, Bein-, Blatt-, Fischgabel gemeldet werden, und wenn sie in ihrer Mitte einen Ring, Rose, Spickel umschließen, entweder „um Ring, Rose" oder als etwa Lilienspickel u. dgl.

Gabelweihe, siehe Vogel.

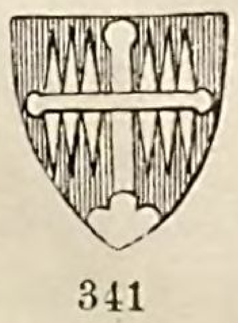
Gaisbock, siehe Hirsch.

Gans, siehe Vogel.

Garbe, siehe Früchte.

Gartenlilie, siehe Blume.

Gatter (mhd.: gater; ndl.: tralie (werk); lat.: pali annexi, clathri; frz.: palissade, estacade) (H. M. 36, 12), nicht zu verwechseln mit dem Gitter, welches zum Gespänge gehört, kommt


341


342

zunächst, schon im 12. Jahrhunderte, nur als Fallgatter vor (mhd.: slagegater, schōztor, slegetor; ndl.: valdeur; lat.: cataracta; frz.: herse sarasine), und zwar in Norddeutschland (Schele, Levetzow) (H. M. 36, 1), welches manchmal oben mit drei Ringen versehen ist; sodann im 13. Jahrhunderte ebenfalls im Norden als Drillgatter (341) (Hasberger 1241) und Gatterthür (Haxthausen und 1280) (ndl.: traliepoort; lat.: fores clathratae; frz.: porte à treillis (342).

Gefäß (mhd.: ampulle, gevaeze; ndl.: vat; lat.: vas, ampulla; frz.: vase) kommt schon

1. im 12. Jahrhunderte in verschiedenen Gestalten vor, als:
Butte, Bottich, Zuber, Kübel (mhd.: biute, botege, kuofe, kübel, gelte; ndl.: tob(be), küip; lat.: lacus, cupa, cubella; frz.: cuve, cuvier, baquet) (Z. W. 225, 156; H. M. 38, 64; 39, 5) (343).

Becher, Kelch (mhd.: becher, barël, kelch, coph; ndl.: beker, kelk; lat.: scyphus, calix; frz.: coupe, calice) (Z. W. 227, 378; H. M. 38, 40, 44), offen mit einer Knopfsäule, beiläufig Sinnbild des Reichserz- (Böhmen) oder Erbschenkenamtes (Limburg, Erbach)[53] (334, 345).

Fischreuse (mhd.: riuse; ndl.: fuik- (net); lat.: nossa, sagena; frz.: nasse.

Kanne, Krug (mhd.: kanne, kandel, kruoc, kruse; ndl.: kan, kruik; lat.: cantharus, amphora, crucibulum; frz.: cruche, pignate) (H. M. 39, 19). (356.)

Topf, Hafen, Grapen (mhd.: haven, tëst; ndl. pot; lat.: olla, lecythus, testa; frz.: pot) (H. M. 38, 56). — Sodann folgen

2. im 13. Jahrhunderte:
Doppelscheuer, Doppelkopf oder -Kelch (mhd.: schiure; ndl.: dübbelnap; lat.: bini scyphi; frz.: gobelet double (Z. W. 110, 487; H. M. 38, 50), ein Napf mit oder (später) ohne kleinem Oehr, auf welchem ein zweiter Napf als Deckel gestürzt ist (347, 348).

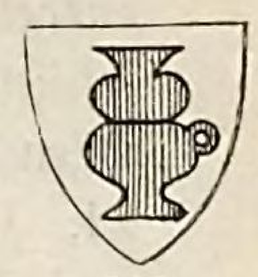
Tiegel (mhd.: tëgel; ndl.: kookpot; lat.: tegula; frz.: marmite), mit zwei Henkeln und drei Füßen.


343


344


345


346


347

Blumentopf, wie u. A. die Kanne mit drei Glockenblumen als Zeichen des aragonischen Greifen- oder Kannenordens. — Auch waren schon im 13. Jahrhunderte

Körbe (mhd.: korp, banier; ndl.: korf; lat.: corbis; frz.: corbeille, panier) und

Köcher (mhd.: kochoere, tärkis; ndl.: (pyl-)koker; lat.: pharetia; frz.: carquois), als Helmzier beliebt, weil sie nicht allein selbst leicht ausführbar, einen zusammenhaltenden Raum für einen reichlichen Federschmuck darboten, sondern auch eine Fläche zur Stückung oder Bemalung, von Blech, leichtem Reifholz, Weidengeflecht, Leder und in Gestalt kleiner Kübel, Fächer und eingeschachtelter Fächer, eines gestürzten Hutes u. s. w., wie man denn auch mitunter die aufgeschlagene Krempe des Spitzhutes dazu benützte, um Federn hineinzustecken (Z. W. 40, 45, 58, 88, 276, 279).

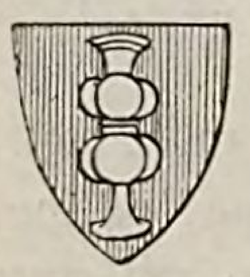
3. Im 14. Jahrhunderte begegnen wir der
Schale, Schüssel, Becken (mhd.: schal; ndl.: schaal; lat.: patena; frz.: patène, écuelle), dem Sinnbilde des Erztruchsessenamtes (Pfalz) und bezüglich der Erbtruchsessen Waldburg, Höfingen, Walsperg und Weilerswalden, dem

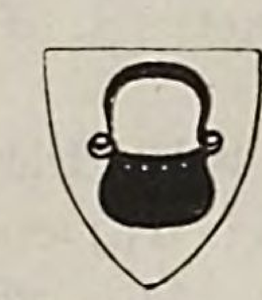
Deckelkelche, Pocal (lat.: poculum; frz.: bocal).

Kessel (mhd.: kezzel; ndl.: ketel; lat.: lebes; frz.: chaudière) (Z. W. 188; H. M. 38, 56), mit zwei Oehren und einem Henkel (349). Das uralte

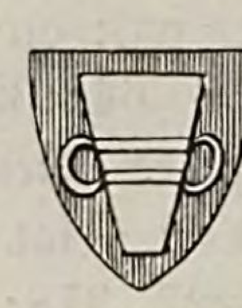
[53]) Erst eine spätere Sinnbildnerei gab den Kelch dem Glauben und nannte den Kelch mit einem Decktuche einen Opferkelch.

Trinkhorn (mhd.: trinchorn; ndl.: drinkhoorn; lat.: cornu in modum poculi; frz.: corne à boire) (Z. W. 161) ist bisher zwar nicht als Wappenbild oder wenig-


348


349


350


351


352

stens Helmzier vorgekommen, doch erscheint es nun bereits in einer so ausgebildeten Gestalt, daß dieser ohne Zweifel eine einfachere vorangegangen sein wird. Um es nämlich aufrecht stellen zu können, gab man ihm einen Gürtel mit zwei Löwenpranken daran, welche zugleich mit einem Knauf am spitzen Ende eine sichere Stütze bildeten. Wenn man nun aber den Knauf abschraubte und den Gürtel zurückschob, so hatte der Ritter auch ein Hiefhorn (ja deren vielleicht sogar zwei), welches er von den Dornen seines Helmes leicht abheben konnte (348).

4. im 15. Jahrhunderte ging aus jenem Horne wieder ein neues Gebilde hervor, nämlich der

Spitz, Stutz oder „Trink mich aus" (mhd.: stouf, stutze, mîol; ndl.: kelkje zonder voet; lat.: ciathus; frz.: verre sans patte), eine zwar namentlich erst im 16. Jahrhunderte ungemein beliebte Becherform, wie unsere Sectgläser, doch ohne Fuß, so daß dieser Spitz, wie in der Urzeit, sofort ausgetrunken und dann gestürzt werden mußte (349). Um ihn bei seiner, namentlich für Frauen bestimmten Kleinheit besser fassen zu können, hatte auch er wie das Trinkhorn des 14. Jahrhundertes einen Gürtel, aber daran statt der Füße zwei Henkel; gleichwohl behielt man auch derzeit die Form mit den Füßen bei, und bei der so bedeutend vorgeschrittenen Kunstfertigkeit der Goldschmiede wurden die prächtigsten Gefäße derart mit Greifenklauen und oft kostbarst verzierten Deckeln zu Tage gefördert. — Die Doppelscheuern des 13. Jahrhundertes wurden nun mehrfach birnen- und zwiebelknollenförmig getrieben und als neue Wappenbilder traten auf:

Die Flasche (mhd.: vlasche, vlesche, angster; ndl.: flesch; lat.: ampulla, angustrum; frz.: flacon, bouteille.

Legel, Fäßchen (mhd.: laegel; ndl.: vat; lat.: lagena, barillus; frz.: baril).

Mörser (mhd.: morsaere, morsel; ndl.: mortier; lat.: mortarium; frz.: mortier).

Eimer (mhd.: eimber; ndl.: emmer; lat.: situla; frz.: seau) (H. M. 38, 52). (852),

Truhe (mhd.: truhe, arke; ndl.: kast, kist; lat.: cista; frz.: bahut).

Geier, siehe Vogel.

Geige, siehe Fiedel.

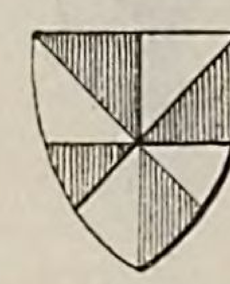

353

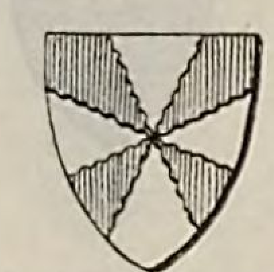
Geisel (mhd.: geisel; ndl.: geesel; lat.: flagellum; frz.: fouet) findet sich schon früh vor; z. B. im Wappen der steierischen Eibiswald (353).

Gemse, siehe Bock; vgl. Hirsch.

Gerautet, siehe Raute.

Gehre, Gegehrt (mhd.: gêre; ndl.: geer, gegeerd; lat.: pinnula, scutum pinnulatum; frz.: giron, gironné), Sinnbild der Forstwirthschaft, keilförmig, heißt jedes der acht gleichen, aber verschieden gestellten Dreiecke eines gegehrten Schildes, und hat demnach $^1/_8$ Schildesgröße. Gegehrt aber heißt ein Schild, wenn er zugleich geviertet und schräggeviertet ist, und so im (rechteckig gedachten) Schilde acht gleiche Dreiecke um eine gemeinschaftliche Mitte entstehen, wobei zwei verschiedene Farben, die eine um die andere wechseln. Die Gehrung zu je vier ist die gewöhnliche und wird daher nur einfach und kurz „gegehrt" genannt (354); bei mehr oder weniger als je vier Gehren muß die Anzahl gemeldet werden, wie je 3 oder 5, 6, 8, und wenn die Linien krumm sind strudelgegehrt (ndl.: met rond-geeren gegeerd; lat.: scutum pinnulatum per lineas cochleares; frz.: gironné-courbé.


354


355

Auch schräggegehrt kommt namentlich früher vor, nämlich wenn der Schild nicht geviertet und schräggeviertet, anstatt dessen aber zweimal oder gegenschräggeviertet ist mit vierfacher Schrägkreuzung, was im Deutschen ganz gut Gehrkreuz (355) zu nennen ist (ndl.: oudermetsch gegeerd: lat.: crux pinnulata; frz.: écu gironné à l'antique).

In der Züricher Wappenrolle kommt beiläufig die Gehrung überhaupt nicht vor. In späterer Zeit war sie bei Namen auf „Wald" beliebt. Uebrigens kommt es nicht selten vor, daß der Stützpunkt der Gehrung von der Mitte des Schildes nach dem Haupte oder einem der Seitenränder des Schildes verlegt ist (vgl. Spitze).

12. und 13. Jahrhundert. In Betreff der Zeitfolge kommt die Gehrung, namentlich am Rheine, schon in frühester Zeit (Bassenheim) vor zu je drei oder vier, ja zu acht, auch mit einem Mittelschildlein belegt oder strudelgegehrt, dann

im 14. Jahrhunderte zum Haupt oder zu Seite gegehrt und dann

im 15. Jahrhunderte mit Zahnschnitt.

Gertel, siehe Messer.

Gespalten, siehe längsgetheilt.

Gespänge, siehe Schild, Wappenbild.

Gesparret, siehe Sparren.

Gestänge, siehe Hirsch.

Gestreift, siehe Streif.

Gestückt, siehe Schach.

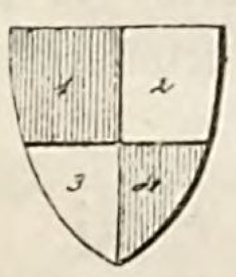
Getheilt, besser quergetheilt, siehe dieses.

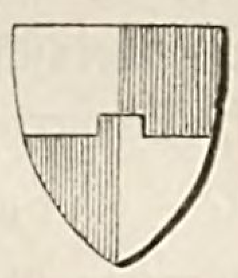
Geviertet (mit) (mhd.: gevieret, quartiert; ndl.: gevierendeeld, gekwartileerd; lat.: quadripartitum [scutum]; frz.: écartelé); (beiläufig bei Mart. Schrot 1576 „s. und w. versetzt gegen einander" und bei Köhler zu Weig. Wpb. 1734 „gleich gespalten und gleich getheilt") (Z. W. 31, 36, 41, 158, 280, auch 99, 137; H. M. 10, 24, 25, 34) heißt die Schildestheilung durch einander rechtwinklig kreuzende Längs- und Quertheilung, so zwar, daß (unter der hergebrachten Voraussetzung, daß die Schildfläche rechteckig gedacht wäre) vier gleiche rechtwinklige Felder oder Viertel

(mhd.: quartier; ndl.: kwartier oder vierendeel; lat.: quadrans; frz.: quartier und einzeln: un écart) entstehen. Dasjenige oben rechts heißt das erste Feld, oben links das zweite, unten rechts das dritte und unten links das vierte.

Hat eines dieser Viertel eine andere Farbe als die drei übrigen zusammen, so heißt es Freiviertel, s. d. bezüglich linkes, unteres und unteres linkes Freiviertel. Ist aber dasselbe kleiner als das gewöhnliche Viertel, so heißt es Vierung (mhd.: vierunge; ndl.: schildhoek, vierkant; lat.: quadratum; frz.: canton, carreau) mit der entsprechenden Unterscheidung einer unteren linken oder linken unteren, nicht zu verwechseln mit Würfel (welchen u. A. J. D. Köhler zu Weig. Wpb. 1734 „Vierung" nennt) und Herz, da die Vierung immer mit einer Seite den rechten oder linken Seitenrand deckt. Uebrigens haben die Felder 1 und 4 gewöhnlich gleiche Farbe und Bild und desgleichen 2 und 3. Wenn daher gemeldet wird 1 . . . 2 . . ., so ist unter 1 allemal das schräg entgegengesetzte vierte, und unter 2 das dritte mitzuverstehen. Haben jedoch die einander entsprechenden Viertel ungleiche Farben und Bilder, so müssen auch 3 und 4 oder beide besonders angesprochen werden; also z. B. geviertet: 1 . . . . 2 . . . 3 . . . 4 . . . oder aber 1 . . . . 2, 3 . . . . 4 oder 1, 4 . . . 2 . . . 3 . . . Tritt der Fall ein, daß die vier Felder nur verschiedene Farben, aber keine Bilder enthalten, so sagt man kurz bei drei Farben z. B. Bt. r. w. w. s. oder bei vieren: Bt. r. w. g. s.

Eigenthümliche Geviertungen des Mittelalters sind — abgesehen vom Schräggeviertet, s. d., und späteren Verkünstelungen der Afterheraldik — das Zinnengeviertet (ndl.: gekanteeld- oder kanteelig-gevierendeeld; lat.: pinnis quadripartitum; frz.: écartelé-crenelé), wobei die sonst geraden Linien zinnenförmig gebrochen sind, und das Strudelgeviertet (ndl.: krom- oder met rundgoren gevierendeeld; lat.: quadripartitum per lineas cochleares; frz.: écarteté en girons arrondis et appointés en coeur), wobei die vier Geviertlinien gekrümmt und strudelförmig um ihre gemeinschaftliche Mitte gedreht sind.


356


357


358

Das einfache Geviertet, eines unserer ältesten Wappenbilder kommt schon im

1. 12. Jahrhunderte in verschiedenen Farben vor, wie w.-r. (Castell), w.-b. (Kuenring), w.-s. (Boineburg, Welsperg), s.-w. (später w.-s. Zollern) und s.-r. (Voitsperg, Askeburne, Eschborn, dann Kronberg).

2. Im 13. Jahrhunderte begegnet uns bereits das dreifarbige Geviertet, als: r.-w.-w.-s. der Zinzendorf und auch schon, obwohl noch öfter, im folgenden Zeitraume das Strudelgeviertet.

3. Im 14. Jahrhunderte kommt zum Geviertet ein anderes farbiges Haupt oder Schildesfuß; auch tritt im ersten und vierten Felde anstatt der reinen Farbe eine Beneftelung oder ein Kantenkreuz ein und die Querlinie des Geviertet wird in der Mitte mittelst einer Zinne gebrochen (357).

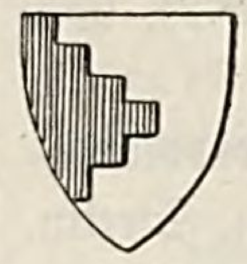
4. Nach diesem Vorgange werden im 15. Jahrhunderte alle vier Linien der Geviertung, und zwar mehrfach gezinnt (Liechtenstein), woraus dann bald das Zackengeviertet hervorgeht (358).

Gewechselter Farbe, siehe Farbe.

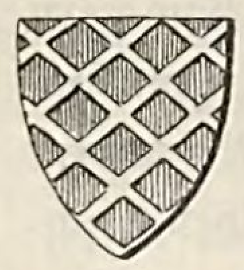
Geweckt, siehe Raute.

Gewürfelt, Schach, siehe dieses.

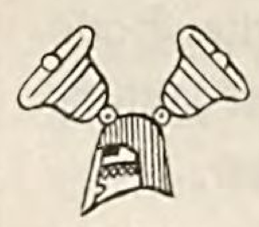
Giebel (mhd.: gëbel, gibel; ndl.: trapvormig gevel; lat.: pinna; frz.; pignon) ist der im Mittelalter gewöhnliche und deshalb als solcher nicht besonders zu meldende Stufengiebel, welcher entsteht, wenn mehrere rechtwinklige Stufen vom Rande des Schildes stiegen- oder treppenförmig zum Längendurchmesser aufsteigen und dann ebenmäßig unter demselben Winkel wieder abwärts geführt werden. Solche Giebel kommen schon im 12. Jahrhunderte in Nord- und Süddeutschland vor (Niendorp, Stainach), ja sogar schon im 13. Jahrhunderte gestürzt (Proser), schräg und quer gestellt (Pilichdorf) (359) (ndl.: trapvormig dwarsgevel; lat.: pinna gradibus transversa; frz.: pignon couché.


359

Gitter (ndl.: tralie; lat.: clathri; frz.: grille, clathre) heißt ein vorherrschend am Niederrheine beliebtes Gespänge, entstanden durch Kreuzung von Längs- und Querstäbchen; während wir nach geschehener Schräg- und Gegenschrägkreuzung das Wappenbild als Schräggitter oder Netz (360) anzusprechen haben (mhd.: netze; ndl.: netwerk, latwerk; lat.: reticulum; frz.: frette), beiläufig ein uraltes Wappenbild (Neufville, von der Horst), welches dann im 14. Jahrhunderte auch als Flechtnetz (Z[i]evel) vorkommt.


360

Glocke (mhd.: glocke; ndl.: klok; lat.: campana; frz.: cloche) (Z. W. 101; H. M. 38, 41), in Norddeutschland schon im 12. Jahrhunderte vorkommend (Ludinghausen), ist gleichförmig gebildet (361), mit einem Klöpfel, während die Schelle (mhd.: singozzel, glöckelin, zimbel, klenke, schelle; ndl.: belletje; lat.: tintinnabulum, cimbalum; frz.: grelot, grillet) kugelrund ist und von oben nach unten einen Spalt hat.


361

Glockenblume, siehe Blume.

Granatapfel, siehe Früchte.

Greif (mhd.. grîf[e]; ndl.: griffioen; lat.: gryphus; frz.: griffon) (Z. W. 74, 134, 242, 352, 449; H. M. 27), Sinnbild weit ausgebreiteter Herrschaft (beiläufig auch „Roch" genannt), gehört zu den sogenannten Ungeheuern (s. d.), zusammengesetzt vorn aus einem halben Adler mit jedoch spitzgeohrtem Haupte, mit geschlossenem Schnabel, Flügeln und Krallen (auch mit sogenannten Hosen) und dem Hintertheile eines Löwen, mit dessen Pranken und einem (oft glatten) Zogel, mit oder ohne Knopf und in eine herzförmige Spitze oder einen Büschel endend (362). In der Regel in der Stellung des Löwen aufrecht und flugbereit (Z. W. 134, 242,


362


363

352, 449) oder schreitend; oft als Helmzier, entweder nur der Rumpf, etwa mit Pfauenspiegeln besteckt (238) oder wachsend mit Flügeln (242, 352), dabei die Waffen vorstreckend (449) oder sogar in ganzer Gestalt (74).

Gleichzeitig kommt auch nur eine einzelne Klaue vor, die *Greifenklaue* (363) (mhd.: grîfe-klâ; ndl.: arendsbeen; lat.: unguis gryphi; frz.: membre de griffon) (199; H. M. 1, 2, 3, 4, 28, 29); aus dem linken Schildesrande hervorgehend und auf dem Helme gestürzt, beiläufig oft als Vasallenwappen. Eine solche Klaue geflügelt heißt *Flügelklaue* (s. d.) und eine gabelförmig mit zwei Lilien besteckt *Lilienklaue* (s. Lilie) (Z. W. 282). Der Greif tritt zuerst gegen das Ende des 12. und

1. im 13. *Jahrhunderte* auf, am meisten in Norddeutschland, als Wappenbild von Mecklenburg, Rostock, Pommern, Stettin, Rügen, schon um 1200 unter Borwin I. von Mecklenburg, und zwar bald wachsend oder als Rumpf, mit einem Drachenkamme oder gar einem Mohrenhaupte am Genick (Salhausen um 1208), bald beneftelt (Wenden, Wolgast), bald auf einem Freiberge (Greifenstein) Z. W. 74, oder mit einem Schwerte oder Mühlraderumpfe. Die Greifenklaue hervorgehend und auch schon zu zweit überkreuz — Greifenklauenschragen. Auch *ungeflügelt* (Z. W. 20, 492, 493) kommt der *Greif* vor schon seit 1203, und zwar anstatt des wüthigen Stieres (von dem sogenannten „Panter", einer Ausgeburt erst der Afterheraldik des 17. Jahrhundertes (Micraels Pommern 1639) kann hier natürlich keine Rede sein). Endlich kommt im 13. Jahrhunderte auch bereits der *Meergreif* oder *Meerwurm* vor (Puttkammer 1212), welcher anstatt eines Löwen- einen Fischleib hat.

2. Im 14. *Jahrhunderte* hat der Greif mitunter einen Bart und anstatt der hinteren Löwenpranken auch hier Vogelkrallen und drei Greifenklauen erscheinen in der Gabelstellung (Gamerschwang).

3. Im 15. *Jahrhunderte* ist der Schnabel weit aufgebrochen mit hervorgestreckter *Zunge*, hinten gespaltene Bocksfüße, der Zagel mehrfach zerschlitzt, die Flügel mitunter andersfarbig und zwei Greife erscheinen von einander abgewendet.

Greifenklaue, siehe oben.

Greif ohne Flügel oder **Stier,** siehe Ungeheuer, Rind.

Gugel, siehe Hut.

Gürtel, Wehrgehänge (mhd.: gurt, gürtel, balderich, swërtvezzel; ndl.: gordel, draagbond; lat.: cingulum, c. militare; frz.: ceinture) (H. M. 39, 20), mit Schnalle und Hafte, ist das


364


365

uralte Wappenbild der Bellersheim, dann im 14. Jahrhunderte auch der Berne und einiger Geschlechter des 15. Jahrhundertes (364, 365).

Hacke (mhd.: hacke, houwe, krage; ndl.: houweel; lat.:


366


367

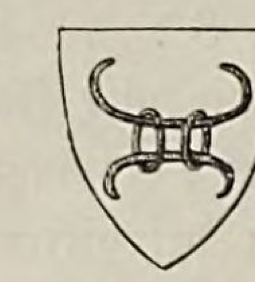
ligo; frz.: houe, hoyau) (H. M. 38, 6) hat ein ähnliches Eisen wie die gewöhnliche Axt, aber nicht wie bei dieser mit einer senkrechten, sondern gegen den Stiel winkelrecht gestellten Schneide. Sie kommt um die Mitte des 13. Jahrhundertes auf. Eine g. Hacke mit w. Stiele war beiläufig das Zeichen des Ordens von der „alten Hacke" zu Liegnitz.

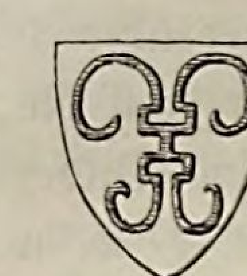
Hafen, siehe Gefäß.

Hafte, Rinke, Spange, Schnalle (mhd.: hispe, vürspan; ndl.: gesp; lat.: fibula; frz.: fermail, anille à l'antique) (Z. W. 118, 296; 189). Wie das Gespänge[54]) dazu diente, den ganzen Schild mit seinen Rändern zusammenzuhalten, so dienten zum Theile dieselben Bilder, wenn sie frei, d. h. vom Rande abgelöst, ins Innere zurückgezogen waren, und zum Theile andere, welche ohnehin nur frei vorkommen, als Nagelköpfe und Haften, um an einzelnen Theilen der Schildesfläche eine Verstärkung oder Verzierung darzubieten. Die Nägel wurden durch das Holz des Schildes eingeschlagen, auf dessen innerer Seite vernietet und mit zierlichen Köpfen in Gestalt eines oder mehrerer Bälle, Kleeblättchen, Kreuzchen, Rauten, Rosen, Lilien, Schindeln rc. versehen. Die Haften aber, welche wenigstens nicht unbedingt regelmäßig mit


368


369


370

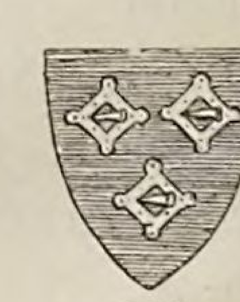

371

Stiften zum Einschlagen in das Holz versehen waren und meistens wie die Busennadeln unserer Frauen auf ihrer Rückseite eine Gelenknadel hatten, dienten vorzugsweise dazu, gestückte Bilder an dem Leder- oder Pelzüberzuge des Schildes anzuheften. Solche haben nun meist

1. eine mauerankerförmige Gestalt — *Doppelhafte* — (368 bis 371);
2. eine gabelstreifförmige Gestalt — *Gabelhafte* (372) — wozu auch alle kleineren Bilder zu zählen sind, welche zu 2, 1 gabelförmig gestellt, einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben, wie z. B. die Fischgabel, Schwertergabel u. s. w.;
3. eine kreuzförmige Gestalt — *Kreuzhafte* — (373);
4. eine spickel- oder rautenförmige Gestalt, welche namentlich im 15. Jahrhunderte oft ausgeschnitten sind und dann *Rinken* oder *Schnallen* (374) heißen (H. M. 39).


372


373


374

Alle die vorstehend genannten Haften haben wieder je ihre besondere Gestalt, wie z. B., um nur aus den am meisten vorkommenden Kreuzhaften einige Beispiele hervorzuheben, das Anker-, Ankerschlangen-, Ballen-, Gabel-, Klee-, Lilien-, Rauten-, Tatzenfrei- und Wiederkreuz.

Auch die Rinken, deren Dorn meistens sichtbar ist (Z. W. 189), haben Ball-, Kleeblatt- oder Lilienknöpfe an ihren Ecken;

---

[54]) Dazu gehören: die Binde, Bindenseite, Fuß, Gitter, Haupt, Hauptkappe, Hauptschrägbinde, Hauptsparren, Hauptstreif; ferner: Kreuz, Netz, Rand, Schrägbinde, Schrägkreuz, Seitenbinde, Sparren, Streif, Streifgabel oder vielmehr Gabelstreif.

ist aber der Dorn etwa versteckt, so mag man es als „Schnalle ohne Dorn“ melden.

In Betreff der Zeitfolge sollen hier wenigstens die Hauptformen hervorgehoben sein.

Im 12. Jahrhunderte das einfache Freikreuz (ndl.: verkorte kruis; lat.: crux dejuncta; frz.: croix alésée); das Ankerkreuz (ndl.: ankerkruis; lat.: crux anchorata; frz.: croix ancrée) (H. M. 36, 20), welches an den Enden schwalbenschwanzförmig gebildet ist. Auch kommen schon mehrere Kreuzchen vor, wohl als Nagelköpfe, u. A. 3, 2, 1 Kleeblattkreuzchen unter einem Schildeshaupte.

Im 13. Jahrhunderte kommt in Altpreußen, Masovien u. s. w. das von einem Hufeisen unterstützte Kreuzchen vor[55]). Ferner das Lilienkreuz (ndl.: gelelied kruis; lat.: crux liliata, florida; frz.: croix fleurdelisée, fleuronnée). Das lockenförmig gebogene Ankerkreuz, Mauerankerkreuz, Kreuzhafte (ndl.: krutkruis; lat.: crux circinnata oder in circulos terminata; frz.: croix recercelée) (Z. W. 118, 296), wozu auch das schlangenköpfige (ndl.: duppel slangenkopkruis; lat.: crux anchorata anguinea; frz.: croix gringolée) gehört.

Im 14. Jahrhunderte erscheint anstatt der eben erwähnten Kreuzhafte (Eschibach 296) auch ein Gabelkreuz (mhd.: zwiseleht, ndl.: vorkkruis; lat.: crux furcata; frz.: croix fourchettée), zum Beweise, daß man die Formen der Haften keineswegs kleinlich-peinlich unterschied und wir im Ganzen mit der allgemeinen Meldung: Doppel- oder Gabel-, Kreuzhafte oder Schnalle ganz gut werden ausreichen.

Kreuzweise aneinander geschobene Bälle oder Rauten könnte man nöthigenfalls Ball- oder Rautenkreuz nennen.

Im 15. Jahrhunderte veränderte sich natürlich die Ordnung mehrerer Nagelköpfe oder Hafte mit der veränderten Schilderform und derzeit, da die Schilde rechteckig und unten abgerundet wurden, traten anstatt 2, 1 oder 3, 1, 1 — 2, 1, 2 solcher Haften auf. Auch erhielten die Schnallen die Form jener neuen Schilde, versteht sich ausgebrochen, wobei die Spitze des Dornes meistens auf die Rundung zu liegen kam. Solche Schnallen dienten namentlich zum Umgürten der Wehrgehänge und Gürtel aller Art. Eine Kette solcher Schnallen war das Zeichen des Fürspängerordens in Franken.

Uebrigens dürfte auch noch Schild und Wappenbild zu vergleichen sein.

Haken (mhd.: hâke; ndl.: haak; lat.: hamus; frz.: crochet) (Z. W. 63, 285, 301, 377; H. M. 38, 17) tritt in der Wappenkunst zuerst schon

1. im 12. Jahrhunderte als Steig- oder, wenn man lieber will, Kesselhaken auf, welche beide einen kurzen, geraden Schaft hatten und an dem einen Ende einen stecherförmigen Widerhaken, am anderen Ende aber an der Rückseite einen eben solchen, ungefähr in Gestalt eines **Z**, beide also ursprünglich einander ganz ähnlich und nur in der Größe und Stärke verschieden, so daß der kleinere Kesselhaken (mhd.: hâhel; ndl. schoornsteenhaal; lat.: uncus; frz.: crémaillère), wie noch in spätester Zeit in norddeutschen Bauernhäusern, als ein Mittelglied zwischen der aus dem Rauchfang herabhängenden Kette und dem Kessel diente und durch Einhängen in ein oberes oder unteres Kettenglied nach Belieben hoch oder nieder gehängt werden konnte. Wollte man aber etwa zwei Kessel nebeneinander aufhängen, so diente dazu beiläufig noch ein anderes Geräthe, die Kesselzange (376) (ndl.: keteltang; lat.: forceps lebetis; frz.: crémaillère en forme de tenailles) (Z. W. 535). Später wurde jener einfache Kesselhaken mehr verfeinert, indem eine Eisenstange, oben mit einem Ringe zum Aufhängen versehen, unten aber gamshornförmig umgebogen, mittelst zweier Schieber mit einer auf- und nieder zu schiebenden Zahnstange verbunden wurde, welche unten eine der vorigen entgegengesetzte Krümmung zum Aufhängen des Kessels hatte (377) (H. M. 38).

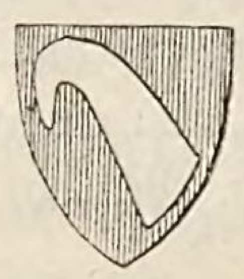

375

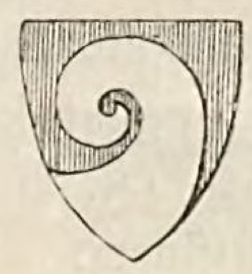

376


377

Dagegen wurde der viel stärkere und völligere Steighaken (375) (ndl.: weerhaak; lat.: uncus; frz.: crampon) einerseits mit einer Strickleiter behängt, etwa mit einer langen Stange auf die feindliche Schutzwehr gehoben, so zwar, daß sie daselbst mit dem andern Haken eingriff und durch das Gewicht der Sturmleiter und etwa schwerer Anhängsel festgehalten wurde. Beiläufig war Rüxner 1530 der erste, welcher bereits ohne alles Verständniß der Form diesen Steighaken „Wolfsangel“ nannte, welche er ebenfalls nicht in Wirklichkeit gekannt haben kann. Ihm folgte dann 1596 Letzner in seiner Dassel'schen Chronik (179) bei dem Namen Hagen, trotzdem daß dieser ganz deutlich auf einen redenden „Haken“ weist.

2. 13. Jahrhundert. Vielleicht ebenso frühe wie der Steig- und Kesselhaken mag der Krummhaken (378) (ndl.: kromhaak; lat.: hamus curvatus; frz.: crochet courbé) vorgekommen sein, welcher wie ein Gemsenhorn umgebogen ist. Ebenso wie ein solcher Krummhaken gebildet, jedoch mit einer in gerader Verlängerung des Schaftes emporragenden scharfen Spitze versehen, kommt schon frühe, und zwar bereits in der Gabelstellung, also zu 2, 1, der Feuerhaken (380) (ndl.: brandhaak; lat.: harpago; frz.: croc) (H. M. 39, 10) vor, sowie der Schürhaken (ndl.: rakelyzer; lat.: hamus igniarius; frz.: râble, crochet), welcher meist zu dritt, 1, 1, 1, später verkannt in Brände ausartete. Er hat eine scharfe Spitze und, ähnlich dem Kreuel, an der einen Seite entlang drei ebenfalls scharfe Seitenarme übereinander.


378


379


380

3. Im 14. Jahrhunderte kommt der Krummhaken wie Halbstrudel (379) gebildet vor, so daß er wohl kaum als ein wirklicher Haken zu erkennen sein würde, wenn er nicht als redendes Bild (des Emekin Hake 1330 und noch mehr gekrümmt 1368) beglaubigt wäre. Sodann stellt sich auch der Schließhaken ein, wie er an unseren Thürschlössern sich zeigt, und Feuer- und Schürhaken werden öfter zu Zweien überkreuz gelegt, auch von einem Sterne überhöhet u. dgl. m.

Hammer (mhd.: hamer; ndl.: hamer; lat.: malleus; frz.: marteau) (H. M. 38, 34), das uralte Sinnbild Donar's und der Heiligkeit aller Verträge, so daß noch heute unser Sprichwort „unter den Hammer bringen“ gilt, von Eisen mit einem hölzernen, andersfarbigen Stiele kommt meist zu dritt vor, 2, 1; schon

[55]) Dies gehört dem altpolnischen Wappenwesen an und hat wie dieses einen von dem deutschen durchaus verschiedenen Ursprung.

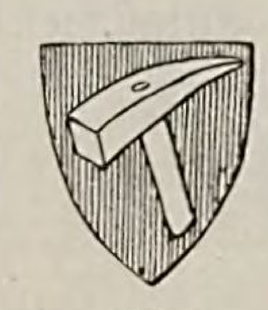
(Die Schriftleitung.)

1. im 12. Jahrhunderte (Stein, Hammerstein (382).

2. Im 13. Jahrhunderte wird er zu Zweit überkreuz gelegt — Hammerschragen, und daneben erscheint der Schlegel (381) (mhd.: blinwel, bleuel, klüpfel, sloge, slegel; ndl.: klophamer; lat.: pavicula, tudites, martellus; frz.: maillet) (H. M. 38, 29, 46), ein starker, eckiger Holzklotz oder walzenförmiger Kolben mit einen Stiele nach der Quere oder Länge desselben, immer in sich nur einfarbig.



381



382

Beiläufig mag auch hier der scheibenförmigen Ballschlegel gedacht sein (ndl.: balstock; frz.: palettte, batoir) (Z. W. 78, 515), welche zwar in sich einfarbig, aber zu Zweit nebeneinander, namentlich als Helmzier verschiedenfarbig zu sein pflegen.

3. Im 14. Jahrhunderte begegnet uns auch nur das Hammereisen und im

4. 15. Jahrhunderte erscheinen 2, 1 Schlegel auch im Freiviertel.

Hahn, siehe Vogel.

Hand (mhd.: hant; ndl.: hand; lat: manus; frz.: main) (H. M. 15, 18) mag wohl ursprünglich nur ein gestückter Handschuh (383) gewesen sein (mhd.: hantschuoch; ndl.: handschoen; lat.: chirotheca; frz.: gantelet) (H. M. 39, 37), welcher als mittelalterliches Rechtssinnbild eine große Bedeutung hatte. In der Regel zeigt sich uns die innere Seite mit der Richtung der Finger nach oben, doch kommt schon im 12. Jahrhunderte in Sachsen die Panzerhand vor (Roden).



383

Im 13. Jahrhunderte gedenkt schon Meler, 6976, 9057 zweier einander gefaßt haltender Hände mit oder ohne aus den Schildesseiten hervorgehenden Armen, der sogenannten Treuhand (ndl.: twee ineengeslagen handen; lat.: manus fidei; frz.: foi) (H. M. 15, 23).

Im 14. Jahrhunderte begegnen uns zwei Handschuhe angeschoben (Chamisso); auch bereits eine Hand, welche einen Schlüssel hält und die sogenannte Schwurhand (ndl.: hand, waarvan de twee vingers opgestoken zyn; lat.: manus juris, jurandi; frz.: main jurante) (Z. W. 584; H. M. 15, 19) mit erhobenem Zeige- und Mittelfinger.

Im 15. Jahrhundert endlich erscheint der Handschuh belegt mit einem kleinen Tatzenkreuze.

Hahndrache, siehe Drache.

Handschuh, siehe Hand.

Harfe (mhd.: harpfe; ndl.: harp; lat.: chelys; frz.: harpe) (H. M. 38, 21, 39) kommt zwar in der Züricher Wappenrolle noch nicht vor, doch bereits auf Grabdenkmälern der Landschaden in der Kirche zu Neckarsteinach bei Heidelberg 1369, 77 (H. A. 2, 53, 55) und bei dem hohen Alter dieses altrheinischen Geschlechtes wohl schon viel früher (384).



384

Häring, siehe Fisch.

Harke, Rechen, siehe diesen.

Harpun, Stecher, siehe Angel.

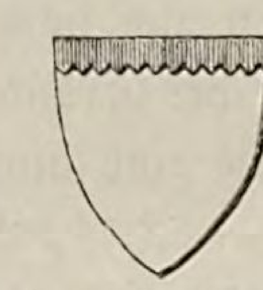
Hase (mhd.: hase; ndl.: haas; lat.: lepus; frz: lièvre) (H. M. 21), das uralte Wappenbild der tirolischen Hassenried, sowie dann auch das Stammwappen der Haßenkop (385) in Mecklenburg 1221, welches gegen das Ende des 13. Jahrhundertes dem Stammwappen der Maltzan (einer Stechpalmstaude) zugesellt wurde, kommt im 14. Jahrhunderte (Z. W. 226, 329) als Helmzier sogar stehend in ganzer Gestalt vor.



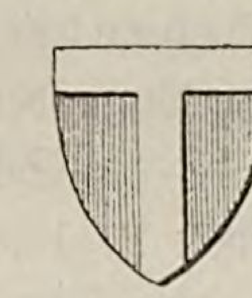
385

Haube, siehe Helm.

Haupt, Schildes- (mhd.: houbet; ndl.: schildhoofd; lat.: caput, cephalus; frz.: chef), heißt der oberste Theil eines quer drei- oder mehrgetheilten Schildes, andersfarbig als dieser, welcher dann als „unter Haupt" zu melden ist, wie z. B. 2, 1 Bälle g. in b. unter Haupt w. (Z. W. 456). Die älteste Form des (Schildes)hauptes schon im 12. Jahrhunderte ist das Spitzen- oder Zackenhaupt (386) (Mistelbach, Sulz, Wickrat, Z. W. 45, 269) und schon im 13. Jahrhunderte kommt der Hauptstreif (387) (ndl.: hoofd-paal; lat.: palus lutinatus oder capiti adglutinatus, capitium; frz.: chef-pal) (Z. W. 381) u. a. der Mendorf vor, d. h. ein Haupt unterstützt von einem gleichfarbigen Streifen. Gleichzeitig, schon um 1210, die Hauptkappe (der Schenken v. Riedeg) oder Kappe unter dem mit ihrer Spitze gleichfarbigen Haupte (ndl.: schildhoofd ondersteund door en punt van't zelfde; lat.: caput cephalus per cuspidem ejusdem coloris sustentatum; frz.: chapé et surmonté d'un chef de la pointe oder au chef de . . . et chapé).



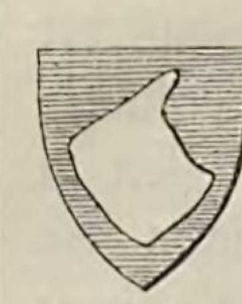
386



387

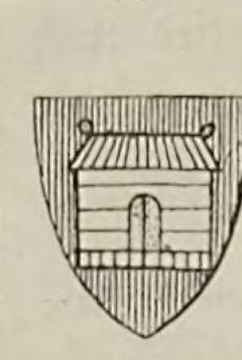
Darauf folgen im 14. Jahrhunderte die Hauptschrägbinde (ndl.: schildhoofd ondersteund door een schuinbalk van't zelfde; lat.: lutinatus balteus; frz.: chef-bande (barre) (Z. W. 567, 580) und der Hauptsparren (ndl.: hoofd-keper oder hoofd ondersteund door een keper van't zelfde; lat.: lutinatus cantherius; frz.: chef-chevron), d. h. je unterstützt von einer gleichfarbigen Schrägbinde oder Sparren (z. B. Tragauner). Uebrigens kommt das einfache Haupt (456) nur selten vor; desto öfter aber belegt mit einem Adler wachsend oder sinkend (155, 187), Bank (222), Hirschstange (448), Löwe schreitend oder wachsend (167, 338; 143, 192, 425). Rauten (359), Rosen (221), Schach (263), Stern (382), Stier wachsend (493).

Hauptbinde, besser **Haupttuch** (mhd.: houbetbant, gebende; ndl.: hoofdwrong, -dock; lat.: vitta; frz.: tortil, écharpe) (Z. W. 463) zuerst im 14. Jahrhunderte als ausgebreitetes Tuch (388), meist als Stirnbinde eines Mohrenhauptes und später auch in Gestalt einer rund oder eckig gezogenen Schlinge (vgl. Mann).



388

Haus (mhd.: hûs, kâse; ndl.: huis; lat.: domus, casa; frz.: maison) (Z. W. 549), kommt wohl nur vereinzelt, jedoch zugleich auch als Helmzier in der Züricher Wappenrolle, also schon um 1300, vor (389).



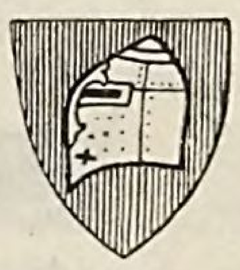
389

Heilige (lat.: sancti; frz.: saints) kommen in der Wappenkunst nicht vor, mit alleiniger Ausnahme des heiligen Georg mit dem Drachen im Wappen der Schorsch, Schweiz, zu Ende des 13. Jahrhundertes und im Pfalzgerichtswappen der adeligen Erbfälzer zu Werl in Westphalen (Sibmt. 3, 21, 7).

Helm[56]) (mhd.: helm, beckenhûbe; ndl.: helm; lat.: galea [Lederhelm], cassis [Eisenhut]; frz.: casque) (Z. W. 106; H. M. 37, 39), wird namentlich unterschieden als lederner, ringsum geschlossener Stechhelm mit nur zwei wagrechten Augenschlitzen und als breitgerandeter Eisenhut (M. M. 39, 29, 42); welcher nur das Haupt oberhalb der Stirne bedeckte. Uebrigens bildeten (bei späterer Ausgestaltung) der Helm und seine Decke und Zier (oder sogenannte Kleinod) ein zusammengehöriges Ganze, das „Oberwappen" (ndl.: schilddecking; frz.: timbre).

Die ältesten Formen des Helmes lehrt uns zwar die Geschichte der Trachten kennen, in der Wappenkunde aber kann erst

1. im 13. Jahrhunderte davon die Rede sein. Seit der Zeit wurden zwei Helme übereinander getragen, namentlich die eiserne, eigentlich schützende (Becken-)Haube und darüber der nur verhüllende[57]) und mit seinem Spangenwerke die gegnerischen Schwerthiebe abschwächende lederne Topfhelm (390, 391), oben



390



391

flach, vorne vierflächig mit einem eisernen Kreuzbande und zwei Augenschlitzen, unten bis zum Kinn, aber bald bis auf die Schultern reichend, mit den Wappenfarben bemalt, mit einfachem Helmtuche und, obwohl noch immer selten, seit 1230 mit Helmzier (H. A.[58]) 1, 63). Gegen das Ende des 13. Jahrhundertes kommt über der Haube anstatt des Topfhelmes auch die bereits um 1280—1220 in der Moritzcapelle des Constanzer Domes (H. A. 1, 5) erscheinende Eisenhaube mit abstehendem Rande vor (Kloſt. Heilsbronn, H. A. 1, 6).

2. Im 14. Jahrhunderte: Haube (Su.[58]) 9. 198; 14, 63) zuckerhutförmig über der Panzerkappe, vorn offen, bis an die Ohren reichend, gegen 1340 aber über die Ohren. Merkwürdigerweise diente diese Beckenhaube im 14. Jahrhunderte zwar niemals als Turnierhelm, öfter aber als Helmzier. Außerdem ein breitrandiger beckenartiger Eisenhut. Der Topf- oder Stechhelm von Leder, nur mit Eisenblech beschlagen, über den Schultern etwas ausgeschnitten (Z. W. 106), oben zugeschrägt und gewebt, mit oder ohne die noch immer einfache und nur einmal gerade geschlitzte Helmdecke (H. A. 2, 146), aber mit der vollständigen Helmzier, mit Augenschlitzen und dem „Lipeisen" zum Schutze des Mundes. Am Halsstücke kleine Athemlöcher (H. A. 2, 50, 149). In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhundertes Kessel- oder Beckenhaube (oben zugespitzt) mit Ohren- und Nackenschirm und Trinkklappe oder Visier, nun Kriegshelm, „Helmlin" genannt. Nebenbei auch der Eisenhut.

Stechhelm, jetzt nur Turnierhelm, bis auf die Schultern reichend, walzenförmig oder geradflächig oder von vorn ausgebaucht, auch schon mit Nase (übrigens nicht zu verwechseln mit dem früheren Naseneisen), mit eingebogenem Hals, doch die Halsöffnung noch so weit, daß das Haupt hindurch konnte; mit mäßig gezackter oder ziegelförmig ausgeschnittener Helmdecke. Am Halsstücke kleine Athemlöcher.

3. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhundertes (1400—1440) Beckenhaube (Kriegshelm), an der Helmbrünne befestigt. Eisenhut rund mit breitem Rande. Stech- und Turnierhelm, nach dem Halse zu eingebogen, mit mehr ausladender Nase und schon mit hervorgetriebenem Augenschlitze und Augengitter; noch immer von Leder, mit Blechbändern beschlagen. Die Zatteln der Helmdecke werden langgespalten. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes, unter Kaiser Friedrich III. (1440—1493), treten mehrere verschiedene Formen neben einander auf, nämlich anstatt der Beckenhaube die Sturmhaube mit Kamm und zwei Schirmen, die Schelern mit Augenschlitz, hinten lang geschweift; die Schallern mit Nackenkrebs und Klappvisir nebst Barthaube und der Eisenhut. Zum Gestech: der Stechhelm seit etwa 1465 ganz von Eisenblech, noch schwer in der Gestaltung, doch tritt bereits das Stirnstück weit zurück hinter das Nasenstück, und das Halsstück hat keine Athemlöcher mehr. Ferner kommt der ausgebildete Spangen- oder Gitterhelm (für das Schwert- und Kolbenturnier) auf, vorne und hinten am Halsstücke mit Fortsätzen zum Anschrauben; die Halsöffnung noch weit.

Die weitere Ausbildung des Helmes geht unsere alte, echte Wappenkunst nichts mehr an; doch mag zur Vermittlung mit der nun eintretenden allgemeinen Zierkunst, von welcher die Wappenzierkunst nur noch einen untergeordneten Theil bildete, anhangweise kurz bemerkt sein, daß aus dem „Haersenier", d. h. der gepolsterten Unterhaube und der Schallern das spätere Helmlin entsteht (welches mit dem früheren des 14. Jahrhundertes keineswegs verwechselt werden darf), mit weiter Halsöffnung, auch mit einem sogenannten „Habichtsgesichte"; dagegen der Burgunderhelm (bourguignon) mit einem kurzen und engen Halse. Der Stechhelm endlich wird leichter an Gewicht und künstlerischer Behandlung, oft reich verziert mit einer mächtigen, lang und vielfach laubförmig gezattelten Helmdecke und Kleinod, der Augenschlitz mit starker Ausladung, das Halsstück eingebogen. Dieser Stechhelm wurde hinten und vorne am Plattenharnische festgeschraubt.

Schließlich bleibt zu einer genügenden Besprechung des Oberwappens noch Einiges über die Helmbinde, Helmdecke und Helmzier beizufügen.

Helmbarte, siehe Beil.

Helmbinde oder Wulst, Pausch, Helmloer (von lorum = Riemen) (mhd.: crinâle; ndl.: wrong; lat.: lorum, crinale; frz.: bourlet) dient, meistens in Schildesfarben seilförmig gedreht, in Ermangelung einer ursprünglich und in der Zeit des reinen Wappenstyles nur dem höchsten Adel zukommenden Helmkrone, den Helm unterhalb der Helmzier (s. d.) zu umkränzen und deren Befestigung zu verdecken.

Helmdecke (mhd.: chobertewer, Su. 14, 340; ndl.: dekkleed; lat.: laciniae; frz.: lambrequins) (H. M. Taf. 1—4), ursprünglich und noch um die Mitte des 14. Jahrhundertes ein einfaches viereckiges Tuch über dem Helme, und wenn eine Helmzier dabei war, durch diese mit befestigt, war oft nur eine Fort-

[56]) Mit den Angaben über den Helm kann sich die Schriftleitung nicht einverstanden erklären, und verwahrt sich daher gegen einen diesbezüglichen Vorwurf.

[57]) An die uralte Hehl- oder Nebelkappe erinnernd. Daß man die Hehlkappe als den ganzen Menschen unsichtbar machend dachte, war wohl nur eine oft willkommene und nutzbare poetische Freiheit.

[58]) H. A. = v. Hefner-Alteneck, Trachten; Su. = Suchenwirth, 14. Jahrhundert.

setzung des Stoffes, mit welchem jene bekleidet war, und mußte demgemäß wenigstens außen dieselbe Farbe haben und ebenso auch innen, wenn sie nicht gefüttert war, da denn hier eine andere Farbe (als Futter), namentlich im 15. Jahrhundert willkommen schien, um die Erscheinung farbiger zu machen. Andere Decken, deren Farbe



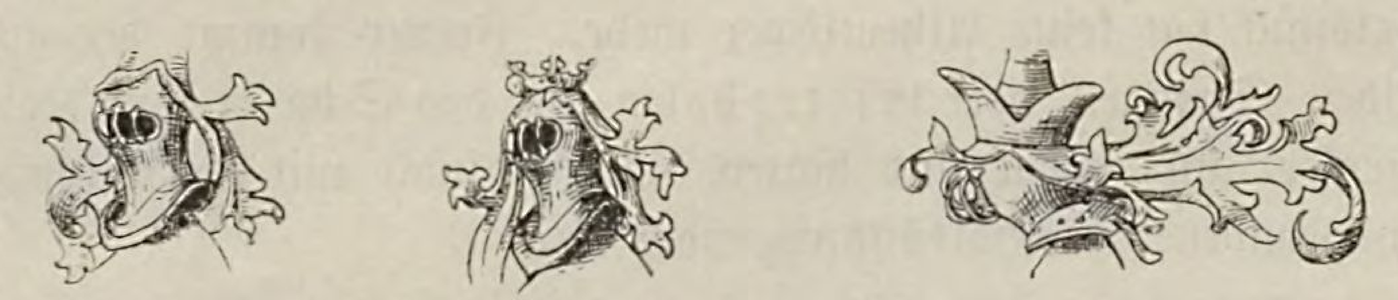
392 393 394 395 396



397 398 399 400 401



402 403 404 405 406



407 408 409



410 411

nicht durch das Kleinod gefordert erschien, erhielten die Schildesfarben, in der Regel jedoch nur zwei. Da nun die Schildesfarben zur besseren Trennung, aber durchaus nicht immer, w. oder g. auf einer der anderen Farben oder umgekehrt waren, so erhielt auch die Decke solche zwei verschiedene Farben, und zwar ganz nach Gutdünken, ob w. oder g. die Außen- oder Innenseite schmücken sollte.

Helmzier oder **Kleinod** (mhd.: kleinôt; ndl,: helmteeken; lat.: cimerium; frz.: cimier) (H. M. 1—4 ꝛc.) bestand ursprünglich (13. Jahrhundert), wo sie übrigens noch nur persönlich war, in einer Bemalung des damals gebräuchlichen Topfhelmes (welcher zum Schutze der darunter getragenen Beckenhaube diente), und zwar in Schildesweise (H. A. 1, 94); dann befestigte man an oder auf dem Helme allerlei an sich nicht zu schwer lastende Gegenstände wie Blätterstäbchen, Fähnlein, Flügel, Hörner, Köcher u. s. w., oder aber ausgestopfte Menschen-, Thier- oder andere Bilder, welche keineswegs auch im Schilde gestückt (aufgeheftet) oder gemalt zu sein brauchten; sodann bemalte man solche sogenannte Helmkleinode oder Zierden, so weit es thunlich war, ganz oder theilweise mit Schildesfarben und Bildern, und es kamen zu bequemerer Wiederholung des ganzen Wappens, namentlich die Scheibe und das Schirmbrett, in allerlei Gestalt: viereckig, auch die Seiten ausgekehlt, wedel-fächerförmig auf.

Wo die aufgesteckte oder genietete, geriegelte, geschraubte oder sonstwie befestigte Helmzier mit dem Helme unschön oder mangelhaft vermittelt erschien, nahm man ein Helmkissen als Unterlage oder als Umfassung einen Reif in Gestalt einer Krone oder einer seilförmig gedrehten langflatternden Sendelbinde zu Hilfe (siehe Helmbinde). Dabei kommen dann gelegentlich auch ganz eigenthümliche Erscheinungen vor, wie z. B. das Landschaden'sche Königshaupt 1369, 77 (H. A. 2, 53, 55), dessen langer Kinnbart dazu dient, die Art der Befestigung zu verhüllen, oder das Kleve'sche Rindshaupt, in dessen Maule der ganze Helm bis an den Hals steckt.



412 413 414 415



416 417 418 419 420



421 422 423 424 425



426 427 428 429 430 431



432 433 434 435 436 437



438 439 440 441 442 443

Zur Geschichte der Helmzier mögen noch folgende nähere Bemerkungen dienen:

1. Im 13. Jahrhunderte fehlt die Helmzier noch ganz oder steht in der Willkür des Einzelnen, ob und in welcher Gestalt er sich ihrer bedienen will oder nicht. Zuerst wohl allerlei Zweiglein, namentlich der Linde oder Eiche, dann ein Hut mit Stangen an den Seiten (Graf Otto v. Botenlauben, † 1244, H. A. 1, 59) oder Federbusch (Konr. v. Hohenvels 1267). Auch waren Lilienstäbchen (1255)[59]) und Pfauenspiegel besonders beliebt,

[59]) D. h. gerade Stäbchen, woran, wie auch an Hörnern, z. B. des thüringischen Löwenschildes, Blättchen von Goldblech hingen (ûz in geslozzen unt gezogen von golde löuber waren. Mi. S.), welche vom Winde bewegt, einen lustigen Klang gaben.

um die Helmzier, namentlich Hörner, damit zu bestecken. Rudolf von Habsburg hat bereits (bis 1259) einen Löwen mit Pfauenspiegeln besteckt.








444 445 446 447 448 449





450 451 452

2. Im 14. Jahrhunderte tritt uns gleich Anfangs — so daß eine Menge Vorbilder schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes vorangegangen sein müssen — eine solche Fülle der verschiedenartigsten Helmzierden in der Manesse'schen Bilderhandschrift und namentlich der Züricher Wappenrolle entgegen, daß der hier folgende Auszug nach der Buchstabenfolge eine reiche Mustersammlung wahrhaft wappenkünstlerisch behandelter Zeichnungen darbietet, welche in Betreff des Styles selbst ein Grünenberg und Dürer nicht übertroffen haben. Wie viel Freiheit dabei dem Wappenkünstler[60]) gestattet war, sieht man u. A. an zwei orlamündischen Grabmälern um 1350 (H. A. 2, 146), wo beide Helme in gleicher Weise von zwei Stäben beseitet sind und jeder Stab übereinander zwei kropfförmige Verzierungen hat; diese sind aber bei dem einen Bälle und bei dem andern Pfaubüsche, was demnach dem Wesen der Helmzier durchaus nicht zuwider war.

Gekrönte Helme sind selbst bei Fürsten noch höchst selten. Gern übersetzte der Mann das Wappenbild seiner Frau in die Helmzier. Hier folgt nun zunächst das

Verzeichniß der Helmzierden

nach Anleitung der Züricher Wappenrolle.

Adler, wachsend oder -Rumpf, Z. W. Nr. 48, 103, 318.
Affe, 412.
Angelhaken, 486, 537.
Auerhahnrumpf, 404.
Ball, 18, 37, 127, 187, 287; Federball, 163, 175, 183, 302, 401.
Barte, Beil, 274, 333.
Bärenhaupt, 140; Bärenrumpf oder wachsend, 99, 250, 443; Bärentatzen, 464.
Berg, Flammenberg, 272, 347.
Bischofsmütze, 33, 107, 130, 131, 135, 136, 141, 142, 145, 146, 174, 350, 390, 466.
Bock, Stein-, 424; Rumpf oder wachsend, 372, 424.
Bogen, 544.
Bracke, 383; Rumpf 36, 90, 96, 133, 147, 382, 431.
Burg, 119.
Bürste, 416.
Drache, wachsend, 445.
Eberrumpf, 181, 241.
Eichhörnchen, 550.
Einhorn, Rumpf oder wachsend, 149, 256, 288, 312, 414, 457, 502.
Esel, Maulthier, Rumpf oder wachsend 252, 447.
Eule, Rumpf, 358.
Fackeln, 374.
Federn, drei, 533.
Federbusch, 153, 456, 474, 475; (Federhut, siehe Hut).
Fenster, 418.
Feuerhund oder **Kesselstand**, 246.
Fisch, 396, 423, 508; zwei Fische, 30, 25; Fischrumpf, 218.
Flachsschwinge, 253.
Flegel, Dresch-, 299.
Flügel, Quer-, 14, 42, 54, 81, 128, 197, 341, 514; Flug oder zwei Flügel, 44, 184, 446, 532.
Frau, Jungfrau, 461; Haupt, Rumpf oder wachsend, 64, 186, 295, 385, 387, 460, 463, 468, 473; prankenarmig, 275; Mohrinrumpf, 381, 500.
Fuchs, Rumpf, Schwanz, 116, 511; 177.
Geiseln, 543.
Glocken, 101.
Greif, 74; -Rumpf oder wachsend, 238, 242, 352, 449; Greifenklaue, 199.
Hahn, 213, 440; -Rumpf oder wachsend, 220, 348, 494, 495, 528; Doppelhahnrumpf, 334, 454.
Hase, 226, 329.
Haube, 378, 499; mit drei Bällen, 92, 497; mit Federn oder Federbusch, 180, 185, 188, 294, 384, 455, 462, 467, 472, 483, 501, 509, 546, 553, 557; zwischen zwei Strahlen, 339.
Haus, 549.
Helm, 106.
Hermelinschwänze, 66.
Hindinrumpf, 165.
Hirsch, Rumpf oder wachsend, 211, 249, 289, 488; Hirschstange oder Gestänge, 87, 272, 355, 367, 434, 448.
Horn, Rinds-, 322; -Hörner, 12, 31, 64, 67, 68, 76, 95, 113, 155, 157, 158, 159, 160, 166, 219, 228, 232, 239, 277, 280, 282, 283, 290, 293, 296, 308, 316, 324, 336, 376, 400, 405, 407, 419, 422, 432, 438, 439, 459, 512, 516, 517, 522, 541, 556, 559; Steinbockshorn, 231, 363; Hörner, 23, 60, 196, 214; Widderhörner, 247, 321, 487, 536; Blasenhörner, 409; Hiefhorn, 26, 93, 202, 305; Hiefhörner, 25, 62, 85, 94, 193, 319, 353, 482; Trinkhorn, 161.
Hufeisen, 111, 251.
Hund, Rumpf, 292; geflügelt, 345.
Hut, 125, 154; mit zwei wachsenden Armen, 388; bsm. Ball, 59, 162, 194, 204, 206, 255, 320, 402, 417, 458; mit Pfauфederball, 453; mit Federn, 182, 201, 209; mit Federbusch oder Flügeln, 63, 70, 77, 98, 178, 259, 260, 270, 276, 284, 314, 398, 406, 408, 410, 411, 421, 484, 485; mit zwei Gerteln (Hippen), 525; mit Langohren, 134; mit Lilie, 370; mit Pfaubusch, 19, 29, 41, 51, 56, 58, 126, 144, 266, 279; mit Pfauwedel, 27; mit Quasten, 326; mit Ring 375; mit Rosen, 539; mit Spiegel, 55; mit Steinbockshorn, 230; mit Vogel, 102, 112.
Kameel, 1.
Kelch, Becher.
Köcher, 32, 45, 88.
Kranich, -Rumpf, 513.
Kranz, Rosen-, 244.
Krautkopf, 361.

[60]) Welcher sich heutzutage vor lauter Zunftgeboten und Verboten nicht zu retten weiß.

Kreuz, Stangen-, 122.
Krone, mit Pfaubusch, 16, 17, 53.
Kübel, Zuber, 156, 225.
Küssen, 240.
Lamm, 73, 243.
Leiter, 430.
Lilie, 13, 307, 350, 442, 548; Lilienstäbe, 264, 552.
Löwe, Rumpf oder wachsend, 22, 34, 49, 143, 167, 170, 191, 271, 325, 360, 362, 393, 403, 433, 450, 489, 547; Kronlöwe, Rumpf oder wachsend, 8, 84, 120, 121, 138, 198, 235, 452, 506, 554; Löwenpranken, 354.
Mann, Haupt, Rumpf oder wachsend, 115, 248, 261, 465, 470, 471, 477, 490, 503, 504, 505, 529, 530, 531; Bauer, wachsend, 100; Bettler, wachsend, 420; Königsrumpf, 124; Kriegerrumpf, 234, 313; Mönch, wachsend, 4, 366, 386; Mohrenhaupt oder Rumpf, 5, 50, 89, 285, 437, 510, 534; Teufelshaupt oder Rumpf, 258, 309, 330, 346; Arme, wachsend (mit Dolch, Lilie), 7, 350, 388; Bein, 526,
Mond, 203, 286, 425.
Mohnkolben, 542.
Mühlrad, 268; Mühlstein, 315.
Ofen, 428.
Pfau, 297, 476.
Quast, 327.
Rad, 173, 300, 304; Radrumpf, 245, 254, 524; ohne Felgen, 545; Radfelgen, 435.
Rind, 579; Rumpf oder wachsend, 169, 223, 415, 469, 491, 538, 558; Rindsstirn, 273, 392.
Ring, 71, 139, 426.
Roch, 11, 168.
Rose, 265, 343.
Roß, 229; Rumpf oder wachsend, 205, 349, 481, 518, 520; Roßbeine, 192, 340.
Rübe, Rettig, 427, 523.
Scheibe, 150, 306.
Schildlein, 371.
Schirmbrett, 2, 32, 43, 46, 212, 221, 263, 267, 269, 303, 317, 331, 335, 351, 357, 359, 365, 540.
Schlegel, Ball- oder Kolben, 78, 184, 247, 515.
Schlüssel, 342.
Schnecke, 108.
Schwan, Rumpf oder wachsend, 21, 52, 91, 104, 148, 151, 152, 222, 323, 369, 377, 391, 395, 429, 441; Rumpf geköpft, 498, 521; Doppelschwanenrumpf, 24, 61, 137, 496; Drillingsrumpf, 69, 179.
Sicheln, 200, 310.
Sparren, mit Federbusch, 328.
Spaten, 105.
Speereisen, 224, 480.
Staude, 97, 311.
Stern, 80, 310, 451, 541; halber Stern, 281; Stern und Mond, 444.
Stier oder ungeflügelter Greif, wachsend, 20, 492, 493.
Storch, 413.
Strahl, 339; Strahleisen, 215, 338.
Strauß, Vogel, 527.
Thür, 10.
Vogel, 551.
Wedel mit Wappenbild, 3, 6, 9, 15, 28, 57, 75, 79, 83, 117, 123, 129, 164, 208, 210, 262, 291, 344, 364, 373, 379, 389; Federwedel, 190, 195, 237, 507; Pfauwedel, 40, 82, 132, 176.
Widder, Rumpf oder wachsend, 47, 72, 207, 216, 217, 233, 555.
Winkelhaken, 332.
Wolf, 189, 397, 436; Rumpf oder wachsend, 257, 298, 399, 479.
Wurfbarte, 394.
Zange, Kessel-, 535.
Zweige, 337; Rosen-, 86, 356; Wein-, 368.

Das Verhältniß des selteneren oder öfteren Vorkommens einer Helmzier läßt sich leicht aus den beigesetzten Zahlen ermitteln.

Erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes wird die Helmzier nach und nach in den einzelnen Geschlechtern festgestellt und nun auch noch mehr als es schon bisher geschehen, dem Wappenbilde des Schildes nachgebildet, und nach und nach, namentlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes, wo Grünenberg die Fratzen des Schembartlaufen zum Muster nahm, immer abenteuerlicher.

Schließlich ist hier als besondere Abhandlung zu bemerken: „Ueber den Gebrauch der heraldischen Helmzierden ꝛc." vom Fürsten F. K. zu Hohenlohe-Waldenburg, Stuttgart, J. Weise, 1868.

Henne, siehe Vogel.

Heppe, siehe Messer.

Hermelin, siehe Farbe.


453

Herz (mhd.: hërze; ndl.: menschenhart; lat.: cor; frz.: coeur [humain]) wird leicht das Lindenblatt ohne Stengel genannt. Doch kommt es, von einem Pfeile durchbohrt (453), schon in der besten Zeit, 13. Jahrhundert (Cro. 10.523), als Helmzier und Sinnbild der Frauenminne vor; öfter aber, und dann auch im Schilde, seit der zweiten Hälfte des 15 Jahrhundertes.

Heugabel, siehe Gabel.

Hiebruhe, -Wehr, siehe Schwert, Speer.

Hiefhorn, siehe Horn.

Hindin, siehe Hirsch.

Hippe, siehe Messer.

Hirsch (mhd.: hirz; ndl.: hert; lat.: cervus; frz.: cerf) (Z. W. 39, 170, 211, 249, 289, 468, 488; H. M. 1, 2, 3, 4, 20, 21), meist r. in w. oder g., seltener g. in r. oder b., wird von der Seite nach rechts gewendet dargestellt und unterschieden als klimmend (454) oder steigend (Z. W. 211, 249), schreitend (Z. W. 468) oder stehend (Z. W. 39), was aber namentlich die Stellung der Hirschkuh oder Hindin, Thier[61]) (Z. W. 165, 505) ist. Fast alle Hauptformen kommen schon

1. im 12. Jahrhunderte vor, wie das Hirschhaupt (ndl.: hertenschedel; lat.: caput cervi; frz.: massacre) (H. M. 20, 24); der r. Hirschrumpf (455), der Ainwile, nämlich das Haupt mit dem Halse, welcher bald gerade ausgestreckt (17), bald schwanenhalsförmig gekrümmt ist, mit angedrücktem Unterkiefer (289). Ob der liegende s. Hirsch mit seiner r. und w. gestreiften Decke der zwar schon 1162 vorkommenden Meding gleichzeitig ist, bedarf wohl

[61]) Hindin (mhd.: hinde; ndl.: hinde; lat.: cerva; frz.: biche).

noch der Beglaubigung durch ein Siegel. Auch gehören hieher der Gaisbock, der Gaismar und die Gemse (?) der Marschall von Rechberg. Ferner die r. Hindin (456) der Thierstein in der Schweiz, welche ohne Gestänge aber mit langen Ohren stehend vorgestellt wird (Z. W. 165, 505). Bereits öfter begegnen wir der Hirschstirn (457) (ndl.: hertenschedel; lat.: calva cervi; frz.: crâne de cerf), wie der w. der Grafen von Dassel, der g. der Kirn oder Khürn, der r. der Schenken von Castel und der Hirzelin, der s. der Stoffel von Merkingen. Diese Hirschstirn, von vorne dargestellt, hat unter dem Gestänge, und zwar ohne Ohren, ein kugelrundes, unten halbmondförmig ausgeschnittenes Schädelstück und zwischen den Stangen ein kolbenförmiges Stäbchen. Die einzelne Hirschstange, nämlich das halbe Gestänge (458) (mhd.: hirzhorn; ndl.: hertenhoorn; lat.: cornu cervinum; frz.: demi-ramure de cerf) (Z. W. 448, 484; H. M. 20), ist unten kleeblattendig und hat meistens vier „Enden" oder Zinken, Zacken, wie die r. der Grafen von Regenstein oder zwei überkreuz, die w. der Burggrafen von Dona; drei unter einander, also 1, 1, 1, wie die b. der Nellenburg, pflegen die Anzahl ihrer Enden der Schildesfläche gemäß zu ordnen, wie z. B. zu 5, 4 und 3.


454


455


456


457


458


459

2. Im 13. Jahrhunderte (wo uns u. a. Wigal. 5618 einen w. Hirsch auf g. Berge vorstellt) treten keine wesentlichen Veränderungen ein, doch kommt nun auch (gegen 1300) neben der Hirschstirn das bloße Gestänge (mhd.: hirzgewîc, gezinde; ndl.: gewei; lat.: cornua cervina; frz.: ramure de cerf) H. M. 21, 2) vor; auch die w. Hirschstange, der Metz in Tirol 1282 mit vier g. Sternen besteckt und die s. Hindin der Hindenburg 1269 vor einer gr. Staude. Ueber den Unterschied von Hirsch und Reh entscheidet, wie schon zuvor bei Gaismar und derzeit bei Retfeld, oft nur der Name des Inhabers.

3. Im 14. Jahrhunderte begegnet uns namentlich in Norddeutschland die vordere Hälfte eines mitten durch getrennten Hirsches, von der linken Seite hervorgehend, doch nicht unmittelbar aus dem Rande, so daß der Querschnitt sichtbar ist (z. B. Nic. Sconeke, Langhe Plesse, Hartwik Heest); ferner der Hirsch klimmend auf einem Zackenschrägfuße (Z. W. 211, 249) oder wachsend aus einem Berge oder einer Krone. Dabei sind die Vorderläufer wie beim Einhorn gebogen (488). Ein solcher wachsender Hirsch war wie auch der Hirschrumpf namentlich auch als Helmzier beliebt. Endlich erscheint schon zu Anfang des 14. Jahrhundertes die Stange sechsendig halb oder ganz zu einem Hirschendenringe (459) zusammengebogen (ndl.: hertenhoornkring; lat.: cornu cervinum circulatum; frz.: demi-ramure de cerf courbée (272, 431) (vergl. Ring).

4. Im 15. Jahrhunderte und schon zu Ende des vorigen kommt der Hirsch von einem Strahle durchbohrt vor, an einem Palmbaume, gekrönt, mit einer abgebrochenen Stange (Brauchitsch), eine Stange neben einem Horn, 2, 1 Stangen gestümmelt. Die Hirschstirn hat nun anstatt des kugelförmigen einen eckigen Schädelabschnitt und Ohren daran; die Stangen sind nicht mehr ruhig gekrümmt, sondern wellenförmig je von einem „Ende" bis zum andern.

Holzschuh, siehe Bein.

Horn (mhd.: horn; ndl.: hoorn; lat.: cornu; frz.: corne) (H. M. 1—4) ist, wenn nicht anders ausdrücklich näher bezeichnet, immer als Rindshorn zu verstehen, obwohl Suchenwirt (8, 242) es Auerhorn nennt.

1. Solche Hörner, schon im 12. Jahrhunderte ungemein beliebt und gar oft vorkommend, wurden zu gleicher Zeit auch als sogenannte Rindsstirn (460) (ndl.: ossenschedel; lat.: calva bovis; frz.: crâne de boeuf) mit einem Stücke des Schädels daran aufgesetzt oder mit ritterlichem Humor als Trinkhorn (mhd.: trinchorn; ndl.: drinkhoorn; lat.: cornu in modum poculi; frz.: corne à boire) und an beiden Enden ausgebohrten Jaid- oder Hiefhörnern (461) (von Hief, Ruf, also nicht Hift- oder gar Hüfthörnern), beiläufig Sinnbild des Jagdrechtes und der Reichsjägermeister Horne, Nifen, sowie später des Hubertus-


460


461


462

ordens mit dem Spruche: „in trau fast" (in Treue fest) (mhd.: jage-, jegerhorn; ndl.: jagdhoorn; lat.: cornu venatorium; frz.: cor de chasse [mit Fessel, aber ohne solche: huchet, grêlier]) (Z. W. 85, 93, 419, 482; H. M. 23, 38). Solche Hiefhörner konnten dann auch wieder als Trinkhorn dienen, wenn man das spitze Ende verschließbar machte. Wenngleich vorzugsweise als Helmzier beliebt, so kommen sie doch auch nicht selten als Wappenbild vor, einzeln wie die der Medem, Horn und Mondelsloh oder zu zweit, aufrecht oder gestürzt, oder zu dritt, 2, 1, oder übereinander 1, 1, 1. Seltener, doch immerhin oft genug, wurden auch andere Hörner zur Zierde des Helmes und Schildes verwendet, namentlich ein oder zwei Steinbockshörner (462, 463), welche, zwar außen stark eingekerbt, wohl auch mit denen der Gemse verwechselt wurden (mhd.: geizhorn, steinbokhorn; ndl.: bokshoorn; lat.: cornu hirci; frz.: corne de bouc) und das ähnliche, doch stark lockenförmig umgebogene Widderhorn (464), bezüglich Widderstirn (465) (ndl.: ramshoorn, ramschedel; lat.: cornu, bezüglich calva arietis; frz.: corne, crâne de bélier). Was unter gleichen Umständen das Gestänge des Hirsches betrifft (s. d.).


463


464


465


466

2. Bei der Unmöglichkeit, die Zeitabschnitte scharf auseinanderzuhalten, gelten die vorstehenden Bemerkungen auch für das 13. Jahrhundert, und es dürfte nur etwa noch nachzutragen sein, daß nun auch das Hiefhorn hervorgehend erscheint (Rotschütz, Raschitz), sowie an einer Staude (Zatrewitz, Zeschwitz) und namentlich auch zu 2, 1 in der Gabelstellung — Hiefhorngabel (Knut, Budissin).

3. Für das 14. Jahrhundert bietet uns reichlichen Stoff die Züricher Wappenrolle. Abgesehen davon, daß die Hörner mehrfach durch ähnlich gekrümmte Fische, Pranken, Tatzen ersetzt wurden, erscheinen das Horn (vorzugsweise als Helmzier), Hiefhorn (öfter auch als Wappenbild) und das freilich viel seltenere Steinbockshorn nun fast immer schildfarbig und mitunter mit der Helmdecke oder Pelzwerk wie Hermelin- oder Fuchsschwanz (66, 177) überzogen, besteckt mit allerlei Zierwerk, als: Bällen (308), Federn,

Feder- und Pfaubüschen (beim Hiefhorn im Schalltrichter, 93, 483), Federwedeln, Kämmen (Blätter-, Feder-, Pfau- und Drachenkämmen), Lilien (422) und Lilienstäben (459), Rosen (432, 319, 559) und Zweiglein. Die *Rindsstirn* hat nun auch Ohren (273, 372) und vereinzelt erscheint ein Mohrenhaupt gehörnt (89, 285). Während das Steinbockshorn überkreuz vorkommt, ist dieses beim Hiefhorne nicht der Fall, welches, fast immer mit seiner Hornfessel versehen, meist zu zweit nebeneinander, ab- (482) oder zugewendet (25, 62, 319), auch gestürzt (482) erscheint, was namentlich die Schildesfläche am besten ausfüllt. Bei zwei ungleichfarbigen Hiefhörnern pflegen ihre Fesseln gewechselter Farbe zu sein. Bei Meldung solcher Farben folgen aufeinander die des Hiefhornes, dann seiner Fassung und zuletzt der Fesseln, so daß ein Hiefhorn s. w. r. heißt: schwarz mit w. Fassung und r. Fessel.

Dem Hiefhorn ähnlich ist das stärker gekrümmte *Blasenhorn* (466) (419) (mhd.: plater- (blasen-) spil; ndl.: blaashoorn oder -pijp; lat.: cornu bullatum; frz.: cornemuse, musette) mit Tonlöchern und einer blattförmigen Blase am Mundstücke. Noch bleibt vom Widderhorn (247, 487, 536) zu sagen, daß es auch einseitig anstatt des linken Armes eines Teufelsrumpfes vorkommt (258) und daß aus der Widderstirn (321) z. B. der Wisendangen gelegentlich auch der Schachroch hervorgegangen zu sein scheint.

4. Im 15. *Jahrhunderte* nimmt die Verzierung des Hornes zeitgemäß eine mehr künstlerische und z. B. der Drachenkamm eine zierliche, ausladende und durchbrochene Gestalt an; es kommen die Nebenbilder auf, wie z. B. die Widderstirn überhöhet von einem Sterne, zwei Widderhörner 1, 1 übereinander, abgewendet und neben dem Horn erscheint auch ein anderes Wappenbild, wie z. B. eine Hirschstange.

Hufeisen (mhd.: huofîsen; ndl.: hoefijzer; lat.: solea ferea, equina; frz.: fer [de cheval]) (Z. W. 111; H. M. 37, 34, 44, 47), beiläufig ein stehendes Beiwerk des Vogels Strauß, eignete sich als Gespänge wegen der bereits vorhandenen Nagellöcher vortrefflich zur Stückung (467); aber auch mit Federn besteckt, nicht allein einzeln, sondern auch zu zweit (251) kommt es als Helmzier vor. Nicht selten, namentlich später, findet das Hufeisen sich in einen Halbmond entstellt.


467

Huls, Steineiche, siehe Baum.

Hund (mhd.: hunt; ndl.: hond; lat.: canis; frz.: chien), ein im Mittelalter so verachtetes Thier, daß eine Verurtheilung gesetzesfeindlicher Ritter zum Hundetragen als eine der empfindlichsten Ehrenstrafen galt. Doch scheinen davon die Jagdhunde, wenigstens beim Beginne der Wappenkunst, eine Ausnahme gemacht zu haben, denn schon

1. im 12. *Jahrhunderte* kommen sie als Wappenbild in zweierlei Gestalt vor, nämlich als *Bracke* (468) oder Spürhund, z. B. der Attems (mhd.: pracke, bracke; ndl.: brak; lat.: canis molossus; frz.: brac, bracque) (Z. W. 36, 90, 382, 383, 431; H. M. 1—4, 25, 26), meist w. gestückt („gesniten", Melrc. 1087), Sinnbild des Jägermeisters und der Forstgerichtsbarkeit, namentlich als Helmzier beliebt: der Körper gedrungen, erst sitzend, das Haupt breit und stumpfnasig mit breitlappig herunterhängenden Ohren daran, wobei zu bemerken ist, daß bei Meldung der Farben die voranstehende für die des Hundes und die folgende als die des oft besonders ausgezeichneten Ohres, z. B. Bracke w. g., d. h. Bracke w. mit g. Ohre. Gleichzeitig erscheint, meist aufrecht, der hochgestellte, schlanke, spitznasige *Windhund* (469) oder Wind, mit oder ohne Halsband (292, 345, 364, 569; H. M. 25, 26) (mhd.: wint, wintspil; ndl.: hazewindhond; lat.: canis leporarius; frz.: levron oder mit Halsband: levrier). Vereinzelt kommt sodann auch ein *Doppelhund* (der Stumpf) b. in w. mit zwei r. Häuptern vor.


468


469


470

2. Im 13. *Jahrhunderte* kommen zwei Windhunde übereinander, 1, 1 (Ilten), vor und nun kommt auch der *Rüde* (470) oder die Dogge, z. B. der Toggenburg, zu Ehren (mhd.: rüde; ndl.: dog[ge]; lat.: canis; frz.: dogue, mâtin) (Z. W. 35, 375; H. M. 25, 26), kurz, gedrungen, mit spitznasigem Haupte und emporstehenden Spitz-, erst später gestutzten Ohren und namentlich auch einem Stachelhalsbande, meist stehend und s. oder r. in g. oder w. Einen solchen Rumpf haben die Rüd von See und die Wembding und einen aus einem Zaune wachsenden Rüden die Zaunrüd.

3. Das 14. *Jahrhundert* bringt auch den Windhund wachsend und schon einen Bracken mit einem Knochen (Prack von Asch in Tirol) und

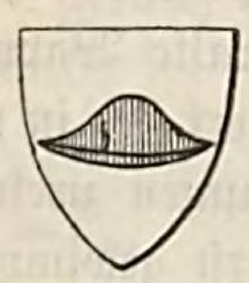
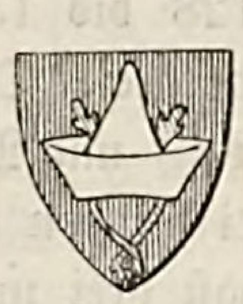
4. das 15. *Jahrhundert* eine mehrfach weitere Ausführlichkeit im Einzelnen, wie z. B. einen Hund mit Hufeisen, ein Hundshaupt mit einem Ringe, den Bracken am Seil oder mit einem Hahn und zwei Windhunden abgewendet.

Hut (mhd.; huot; ndl.: hoed; lat.: pileus; frz.: chapeau) (Z. W. 19 u. v. A.; H. M. 39, 18 fg.) nennen wir um der Kürze willen auch die Haube oder Mütze, indem die verschiedenen Formen oft sogar in einem und demselben Wappen nach der einen oder anderen Seite hin schwanken. Doch unterscheiden wir, abgesehen vom Eisenhute und Helm (s. d.), als fester stehende Formen den breitrandigen Flachhut (471) und den hohen Spitzhut mit wenig ausladendem Rande, oft aber hoch aufgeschlagener Krempe (472). Beide malerisch und zugleich leicht, waren das ganze Mittelalter hindurch eine der beliebtesten Helmzierden, kamen aber auch schon in frühester Zeit,

12. *Jahrhundert*, als eigentliches Wappenbild vor, wie der rothe Hut mit Hermelinkrempe in g. der Falkenstein und die 2, 1 r. Hüte der Holle (Z. W. 125, 150, 260, 411). Der *Flachhut* ist entweder auf dem Scheitel mit einem Flügel, Feder- oder Pfauenbusch (19, 51, 270) oder einem Pfauwedel (27) oder an beiden Seiten (41, 77, 284, 326) besteckt in ähnlicher oder vielfäch anderer Weise mit Federbällen, Fähnlein, Beilen, Fischen, Rosen oder Rosenstäbchen, Speereisen, Handschuhen u. s. w.; der *Spitzhut* aber, ebenfalls auf dem Scheitel oder an den Seiten besteckt, wobei auch wohl ein aufgestecktes Krönlein, wurde gern benutzt, auf seiner Kegelfläche (29, 70, 182, 201, 266) oder auf seiner Krempe (56, 144, 226), welche oben auch oft ganz oder zur Hälfte aufgeschlagen wurde (58, 63, 162) das Wappenbild zu wiederholen; dabei wurde eine eigenthümliche Befestigung auf dem Helme dadurch ermöglicht, daß man bisweilen die aufgeschlagene Hutkrempe mit dem Helme durch einen gemeinschaftlichen Tuchüberzug verband (144, 154) oder auch den ganzen Hut mit der Helmdecke überzog (467, 499).

Im 13. Jahrhunderte kommt zu den vorigen der Judenhut (474) (mhd.: judenhuot; ndl.: jodenhoed; lat.: pileus judaei; frz.: chapeau de juif), einem türkischen Becken ähnlich oder in Gestalt einer Handglocke, oben mit einem runden Knopfe (H. A. 1, 84) mit herabhängendem 8-förmigen Sturmband, welches übrigens im Schilde auch den anderen Hüten gehört, oder auch die Schallöffnung zu einem breiteren, flachen Rande erweitert (1, 86).

Im 14. Jahrhunderte hat der Judenhut (Z. W. 125, 126, 260) über der runden Gupfe noch eine zweite engere, knopfartig und eine mehr als gewöhnlich rund aufgebogene (aber nicht etwa umgeschlagene) Krempe. Ferner erscheint die Gugel, Kogel, Kapuze (378, 529) und daneben vereinzelt eine fast walzenförmige Hochgupfe ohne irgend eine Krempe (510) (mhd.: gugel-, kugelhuot; ndl.: monnikskap; lat.: cucullus; frz.: capuchon); auch neben einander zwei Hüte gewechselter Farbe.


471

472

473

474

Im 15. Jahrhunderte werden fliegende Bänder am Hute beliebt, diese erscheinen zu dritt, 1, 1, 1 übereinander und der Judenhut mit einer ausgebauchten Gupfe hat einen Aufsatz in Gestalt eines dünnen Stabes mit einem runden Knopfe darauf. Bei der Ansprache, z. B. w. r. b., bezeichnet die erste Farbe die Gupfe, die zweite die Krempe und die dritte das Band. Uebrigens vgl. Helmzier und Hüte, siehe Farbe, Fehe.

Igel (mhd.: hêrriz,, igel; ndl.: egel; lat.: erinaceus; frz.: hérisson) (H. M. 21, 35), ist ein zwar seltenes und erst gegen das Ende des 14. Jahrhundertes (Staudigl) aufkommendes Wappenbild, doch gab es beiläufig einen „Igelbund" zu Salzburg.

Judenhut, siehe Hut.

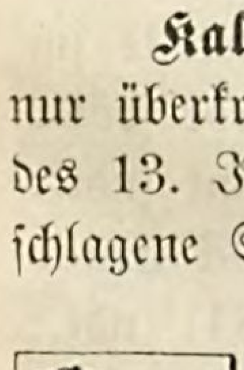
Jungfernadler, siehe Ungeheuer.

Jungferndrache, siehe Drache, Ungeheuer.

Jungfernlöwe, siehe Ungeheuer.

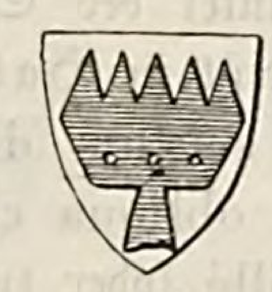
Kalb, siehe Rind.

Kalkreute (ndl.: kalkkloet, kalkstaak; frz.: gâche), nur überkreuz als Wappenbild der Calcrute, Kalkreut vom Ende des 13. Jahrhundertes bekannt, ist eine oben mit einem Eisen beschlagene Stange, welches wie ein Gaisfuß gespalten ist.


475

Kameel (475) (mhd: olbende, kemel, kembel [-tier]; ndl.: kemel, kameel; lat.: camelus; frz.: chameau) (Z. W. 1; H. M. 26), ist ein zwar selten aber schon zu Ende des 13. Jahrhundertes (Kröcher) sogar als Helmzier vorkommendes Wappenbild.

Kamm (476) (mhd.: strael, kamp; ndl.: kam; lat: pecten; frz.: peigne), das alte Wappenbild der Kämmerer von Mühlhausen in Thüringen, 12. Jahrhundert, sowie der Roßkamm oder Striegel (477) (ndl.: roskam; lat.: strigilis; frz.: étrille), kommt nur selten und namentlich öfter erst seit dem 15. Jahrhunderte vor. Dagegen ungemein beliebt war seit dem 13. Jahrhunderte an dem Rückgrat von allerlei Thieren oder auch Hörnern und namentlich solchen der Helmzier, ein sogenannter Drachenkamm (ndl.: draakkam; lat.: crista draconis; frz.: crête) und dieser dann oft wieder besteckt. Solche Hörner mit dem einfachen Drachenkamme finden wir in der Züricher Wappenrolle (283, 324, 407, 438,

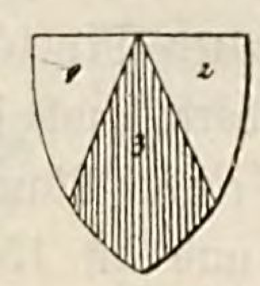
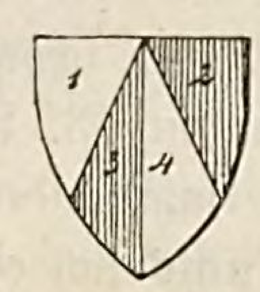
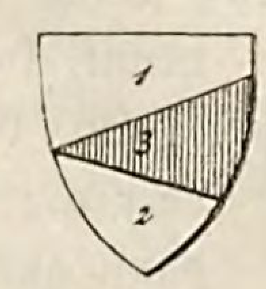

476

477

512, 556) genug, sowie als Rümpfe von Thieren oder solche wachsend, namentlich das Einhorn (288, 502), den Löwen (22, 34, 143, 191, 450, 289), den Schwanenrumpf (222, 369, 498, 521), den wüthigen Stier (493) und den Widder (555). Zum Bestecken solcher Drachenkämme dienten vorzugsweise Federbüschel (288) und Pfauenspiegel (34, 489). Auch trat oft anstatt des Drachenkammes der Borstenkamm des Ebers (181, 241) auf, namentlich aber ein Federkamm (167, 322, 323, 362, 419, 429, 433, 443, 486, 492, 537), Pfauenspiegelkamm (377) u. A. m.

Kanne, siehe Gefäß.

Kantenkreuz, siehe Kreuz, vgl. Schach.

Kappe (ndl.: gekapt, pünt; lat.: cuspis; frz.: chapé, pointe) (Z. W. 313), berechtigt durch den Namen Cappel, von der Kappen, heißt eine Schildestheilung in drei ungefähr gleiche dreieckige Felder, welche entstehen, wenn aus der Mitte des Hauptrandes nach den Seiten je eine gerade Linie gezogen ist (478); auch kann man sagen: die Kappe ist die im Schilde durch Aneinanderschieben des rechten und linken Schräghauptes entstandene beiderseits gleichfarbige Fläche oberhalb einer von ihr eingeschlossenen andersfarbigen Spitze (mhd.: spiz; ndl.: pünt; lat.: cuspis; frz.: pointe). Haben aber die beiden Schräghäupter unter einander auch verschiedene Farben, so heißt der Schild „kappen-dreigetheilt". Beim


478

479

480

Melden der Farben werden die der eigentlichen Kappe zuerst angesprochen und zuletzt die der Spitze, wie z. B. w. r. oder wenn der Schild kappendreigetheilt ist, z. B. w. g. r. Ist die von der Kappe umfaßte Spitze viel größer als jene Schräghäupter, so melden wir eine halbe oder Hochkappe (ndl.: halfgekapt; lat.: caput in modum cantherii; frz.: coupé en chevron haussé). Eine solche, wie auch die gewöhnliche (ganze) Kappe schließt mitunter eine längsgetheilte Spitze ein, so daß nebeneinander vier aus der Mitte des Hauptrandes herabgehende Dreiecke entstehen, da denn bei nur zwei Farben dieselben wechseln und wir melden Längs- oder Längshalbkappe (479), z. B. w. r. (ndl.: gedeeld en (half-) gekapt van't eene in't andere; lat.: cuspis bipartita coloris alterni; frz.: parti d'[argent] et de [gueules], chapé [haussé] de l'un en l'autre). Ist ferner die von der Kappe umfaßte Spitze kleiner, so daß diese unter der gleichfarbigen Kappe bis zur Schildesmitte oder noch tiefer erniedert ist, so melden wir einen Kappenfuß (ndl.: gemanteld, ingedreven pünt; lat.: cuspis in pede scutario; frz.: mantelé, à la pointe entée). Auch kommt die Kappe quer- oder mit der Spitze nach oben schräggelegt vor und

heißt dann Quer= (480) oder Schrägkappe (ndl.: regts- [oder links=] omvat; lat.: cuspis ex latere dextro [sinistro] ascendens; frz.: d'[argent, nämlich die Spitze w.] embrassé à dextre [oder senestre] de . . . [z. B. gueules]). Ist die Schrägkappe aus einem Oberwinkel des Schildes nach einem Gegenschrägfelde herabgeführt, so heißt sie Halbschrägkappe (ndl.: half-gekapt geschuint; lat.: scutum diagonaliter sectum et in parte superiore cuspis obliqua coloris inferioris; frz.: embrassé au dessus et taillé [oder tranché] de la pointe. Auch kommt die Kappe M=förmig mit zwei emporstehenden Spitzen vor, so daß in ihrer Mitte ein keilförmiger Zipfel herabhängt, eine Stützkappe (ndl.: twee pünten; lat.: cuspides annexae; frz.: à deux pointes). Die Hauptformen der Kappe kommen schon

1. im 13. Jahrhunderte vor, nämlich die eigentliche Kappe (Z. W. 313), und zwar schon g. über den bayerischen Wecken (Mi. S.) oder über einem Stern in der Spitze (Tschengels in Tirol); ferner die Längskappe (Z. W. 546) bm. 2 ro. u. lil. gfb. und die Querkappe sogar schon mehrmals. Dazu kommen

2. im 13. Jahrhunderte die Schrägkappe, Halbschrägkappe, Stützkappe und die Hauptkappe, von welcher schon unter „Haupt" (s. d.) die Rede war.

3. Das 14. Jahrhundert bringt den Kappenfuß und die Kappendreitheilung.

Kapphahn, siehe Vogel.

Kapuze, siehe Hut.

Karst, siehe Hacke.

Katharinenrad, siehe Rad.

Katze (mhd.: katze; ndl.: kat.; lat.: felis; frz.: chat) (H. M. 26), welche beiläufig Micrael (Pommern 1639) „Leopard" nennt, kommt w. in r. schon im uralten Tetzel=Wappen (1198) vor, dann im 13. Jahrhunderte auch s. in w. oder g.; im 14. Jahrhunderte mit einer Maus, wozu dann auch der Luchs sich einstellt, und im 15. Jahrhunderte wird die Katze gekrönt und ebenso mit Gürtel und Kette (Meerkatze) (481); auch kommen 1, 1 Katzen übereinander vor und zwischen zwei zugewendeten Katzen ein Palmbaum.


481

Käfer (mhd.: kevere; ndl.: kever; lat : scarabaeus; frz.: scarabée), erscheint z. B. im Wappen der Dietenheimer und im Fabelwappen des Herzogthumes Schleswig (Grünenberg).

Kegel (mhd.: kegel; ndl.: kegel; lat.: conus; frz.: cône, quille) kommt schon im 12. Jahrhunderte, in den zwei s. „Beilsteinen", der schwäbischen Peilstein (1138) und im Wappen der Roland, Ruland g. auf w. Berge (13. Jahrhundert), übrigens aber wohl kaum noch öfter vor.

Kelch, siehe Gefäß.

Kessel, siehe Gefäß.

Kesselhaken, siehe Haken.

Kesselzange, siehe Haken.

Kette (mhd.: boie, poi, ketene; ndl.: keten; lat.: catena; frz: chaîne) (Crone 18.102), ursprünglich wohl wie andere Stückungen in Wirklichkeit quer oder längs über den Schild geheftet (482) und erst später darauf gemalt, begegnet uns schon im 12. Jahrhunderte r. in w., als redendes Bild der Boinen, dann Westerholt, und dann namentlich mehrmals in Westphalen.


482

Keule, siehe Kolben.

Kind, siehe Mann.

Kirche (mhd.: kerk; lat.: ecclesia; frz.: église) kommt schon im 13. Jahrhunderte vor, meist als redendes Wappen.

Kirchenfahne (ndl.: kerkbanier; lat.: vexillum ecclesiasticum; frz.: gonfanon) (Z. W. 128 bis 132; H. M. 39, 7, 9). Sinnbild der Kirchenvogtei. Das uralte Wappenbild von Tübingen (r. in g.) und Montfort (r. in w.), ein Tuch, oben mit drei Ringen und unten zweimal eckig ausgeschnitten, so daß drei zu unterst gewimpelte Zotteln oder Lätze herabhangen, die mittlere länger als die beiden zur Seite, war namentlich in Schwaben und der Schweiz beliebt (483). Uebrigens vergleiche auch „Bank".


483

Kleeblatt, siehe Blatt.

Kleinod, siehe Helm, Helmzier.

Knoblauch, siehe Früchte.

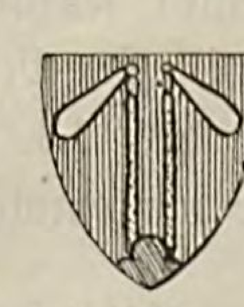
Köcher, siehe Gefäß.

Kogel, siehe Hut.

Kolben, Keule (mhd.: kolbe, pengel; ndl.: kolf, knods; lat.: clava, fustis; frz.: massue, masse d'armes) Z. W. 299, 366; H. M. 37, 38), kommt zumeist in Gestalt von Rohrkolben, und zwar schon im 12. Jahrhunderte zu zweit überkreuz und zu dritt 2, 1 vor, woraus dann später auch wohl, wie im Wappen der Schenken von Limburg, 3, 2 wurden.

Seit dem 13. Jahrhunderte treten sodann die zwei verschiedenen Gestalten des Dreschflegels und des sogenannten Morgensternes auf. Der Dreschflegel (485), das redende Wappenbild der Phlegelberg (mhd.: drischel; ndl.: dorschvlegel; lat.: tribula; frz.: fléau) (Z. W. 299; H. M. 38, 15), bereits im 14. Jahrh. zu 2, 1 in der Gabelstellung vorkommend, wurde später mit Eisenspitzen beschlagen und dann Streitflegel genannt (ndl.: strijdvlegel; lat.: tribula pugnandi; frz.: masse d'armes fléau d'armes (H. M. 37, 9). Der Morgenstern (484) (ndl.: morgenster; lat.: clava spinosa; frz.: masse à picotons)


484


485

(Z. W. 366; H. M. 37, 10, 13), zuerst bei den Städtern und Schweizern aufkommend (bereits 1238 im Siegel der Holthausen), hatte an einer etwa 1, 5 Stab (Meter) langen, mit beiden Händen geführten starken Stange einen sternförmig, mit eisernen Spitzen beschlagenen Kopf.

Im 15. Jahrhunderte kam der früher im Streite als unritterliche Waffe verachtete kleinere Streitkolben bei Turnieren und Zweikämpfen zu Ehren, zunächst von Holz, aber stark mit Eisen beschlagen, dann auch (im Querschnitte) sternförmig aus starken, ziemlich ausgekehlten Eisenplatten zusammengesetzt, sogenannte Pusikan. Starke Kugeln oder Bälle mit einem verhältnißmäßig dünnen Stiele sind wohl eher als Wedel oder Ballschlegel (78, 247, 515), und Quäste (326. 327) anzusprechen.

Korb, siehe Gefäß.

Kragen, siehe Rand.

Krähe, siehe Vogel.

Kranich, siehe Vogel.

Kranz (mhd.: schapêl, kranz; ndl.: krans; lat.: corona, sertum; frz.: couronne, chapelet) (in der Züricher Wappenrolle 244, 356; H. A. 2, 94), dargestellt als meistens blauer Ring mit einzelnen daran vertheilten Rosen (486), seltener Lilien oder auch ganz einfach seilförmig. Kommt schon im 12. Jahrhunderte als Aehrenkranz vor, dann im 13. Jahrhunderte als Eichen-, Lilien-, Rauten-, Rosenkranz, auch zu dritt, 2, 1, worauf im 14. Jahrhunderte der Lorbeerkranz und ein mit Hahnfedern besteckter Kranz aufkommt.


486

Krautkopf, siehe Früchte.

Krebs (mhd.: krëbez; ndl.: kreeft; lat.: cancer; frz.: écrevisse) (H. M. 32), wird mit seiner Naturfarbe, s., oder aber sehr häufig r. in w. oder g. und mit dem Haupte aufwärts vorgestellt (487); der der Crewesbeck, Creusbach (bereits 12. Jahrhundert) jedoch auch s. in g.; hält recht artig der wachsende Krebs der Helmzier mit seinen Scheeren die Helmdecke. Im 13. Jahrhunderte begegnen uns auch zwei Krebsscheeren (der Krewet, Krief in Norddeutschland 1273) als selbstständiges Wappenbild.

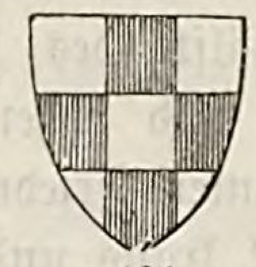

487

Krekenbaum, siehe Baum.

Kreuz (mhd.: kriuze; ndl.: kruis; lat.: crux (plana); frz.: croix pleine) (Z. W. 102, 560 bis 562, 566, 570, 571, 573; H. M. 10, 26, 27), ein Gespänge, zusammengesetzt aus einem Streifen und einer gleich breiten Binde (488), gilt uns wesentlich als christliches Sinnbild; es wurde oft namentlich an den Enden mehr oder weniger verziert; wo aber diese Verzierung vorherrscht, wie bei allerlei Spangen und Haften, da rechnen wir es zu diesen, wie auch das Freikreuz, welches den Rand des Schildes nicht berührt, es sei denn, daß seine kirchliche Bestimmung, wie beim Spangenkreuze, entschieden ausgesprochen wäre. Beiläufig war ein Kreuz r. in g. mit einer Krone darüber das Zeichen des Georgsordens in Kärnten und das Deutschordenskreuz, siehe weiter unten, s. in w., wie auch das von Köln; dagegen das von Trier w. in s., Speier w. in r., Mainz w. in r., Constanz r. in w. Zunächst begegnet uns nun das Kreuz

1. im 12. Jahrhunderte als ein bis an den Schildesrand reichendes und bezüglich über denselben übergreifendes Gespänge, auch wohl genagelt oder mit Bällen (1, 1, 5, 1, 1) belegt. Sodann das in der Mitte würfelförmig ausgebrochene oder durch kreuzförmiges Zusammenstücken von vier Würfeln an ihren Ecken angekantete Kantenkreuz (489), auch Neunfelderschach genannt (ndl.: aangrenzende vakken; lat.: crux in medio perforata oder tessellae novenae; frz.: croix ajourée au coeur oder cinq points d'[argent etwa] equipollés à quatre de [gueules etwa]) (H. M. 10, 15).


488


489


490

2. Im 13. Jahrhunderte hat das schon oben erwähnte (freie) Deutschordenskreuz noch um 1241 (H. A. 1, 79) nur schmale Arme und wird erst später breitendig und w. gesäumt. Das Riefen- oder Zahnkreuz ist an den Rändern gerieft oder gezahnt. Das an den Enden etwas breiter ausladende Tatzenkreuz (ndl.: breedarmig kruis; lat.: crux pedata; frz.: croix pattée) erscheint, wie auch das gewöhnliche Kreuz, namentlich

3. im 14. Jahrhunderte öfter bewinkelt, nämlich in jedem seiner vier Winkel begleitet von Adlern oder Amselchen, Bällen, Kreuzchen, Lilien, Muscheln, Ringen. Sodann begegnet uns das Schachkreuz (ndl.: geschakeerd krüis; lat.: crux tesselata; frz.: croix fichée echiquetée. Das Stangenkreuz (490) ndl.: spitsvoetig kruis; lat.: crux spiculata; frz.: croix oder au pied fiché) ist bestimmt, mit seinem unteren Dorn auf eine lange Stange gesteckt als kirchliches Vortragkreuz zu dienen.

Kreuzhafte, siehe Hafte.

Krieger, siehe Mann.

Krone (mhd.: krône; ndl.: kroon; lat.: corona; frz.: couronne), Nib. 215, 2; H. M. 39, 40), immer, wenn nicht das Feld es auch ist, golden, ist ein Reif mit drei emporgerichteten je dreilappigen Blättern (491); doch gab es für die Zeichnung kein festes Gesetz und scharfe Unterscheidungen durch je ein bestimmtes Wort, wie sie die Afterheraldik beliebt hat, sind nicht gemacht worden, wie denn die alte echte Wappenkunst unseren Kronenschwindel nicht kannte und die Krone als Wappenbild und Helmzier höchst selten vorkommt und namentlich in der Züricher Wappenrolle jenes im Schilde nur einmal (53, Schärffenberg) und als Helmkrone mit Ausnahme eben auch der Schärffenbergischen nur zweimal vorkommt (16, Kärnten und 17, Oesterreich), so auch ein Königshaupt (124) und ein gekröntes Mohrenhaupt (521), und unter den Thierbildern der gekrönte Adler nur einmal (81, Mähren), dagegen der Löwe nicht weniger als zwanzigmal (14, 82, 84, 120, 121, 138, 145, 177, 178, 179, 198, 204, 287, 453, 459, 471, 506, 512, 554, 587, unter ihnen die gekrönten Löwen von Böhmen, Meißen, Braunschweig, Hohenlohe, Pfirt, Rheinpfalz u. a. m.). Als Helmzier aber begegnet uns neben einem gekrönten Königshaupte (124) und dem einer Mohrin (381), das Löwenhaupt kaum halb so oft (8, 84, 120, 121, 138, 198, 452, 506, 554, unter ihnen Dänemark und Braunschweig). Aus den vorstehenden Beispielen sehen wir, daß nach den Grundsätzen der noch unverfälschten Wappenkunst die Krone auf dem Helme oder Haupte nur den Königen — sei es der Menschen, sei es der Thierwelt — zukam, aber keineswegs ein unbedingtes Erforderniß war, indem u. a. der habsburgische Löwe r. in. g. (34) keine Krone hat. Bis 1344 führten nur die Herzoge von Oesterreich, seitdem erst der hohe Adel, der niedere Adel aber nicht vor 1353, also bereits in der nach und nach immer mehr vorkommenden Verfallszeit einen gekrönten oder


491

Kronhelm. Was die Geschichte der Form betrifft, so finden wir namentlich auf unseren Siegeln: 1. unter den Staufen eine Zacken- oder Lilienkrone mit Kreuzbügel, seit 1200 Kleeblattverzierung, weiter ausladend; 2. unter den Habsburgern mit weitausladenden Blättern; 3. unter Karl IV. Laubkrone in Gestalt einer Bischofsmütze; 4. in der ersten Hälfte des 15. Jahrhundertes niedriger Reif mit Kleeblätterblumen und hohem Kreuzbande mit Krappen, bischofsmützenförmig; 5. unter Friedrich III. mit hohem Kreuzbügel, gekrappt, Blätterwerk kraus und spitz, bischofsmützenförmig, aber quer gestellt, hoch mit zwei Kreuzknöpfen. Die späteren übrigens nicht mehr hieher gehörigen Würde- oder Rangkronen waren lediglich Aufblähungen der Afterheraldik. Uebrigens gilt als durchgreifendes Gesetz, daß die Krone, welcher Art sie auch sein mag, niemals zwischen Schild und Helm (also unter dem Helme), sondern unbedingt zwischen Helm und Kleinod (also über dem Helme) aufgesetzt sein soll. Ebensowenig darf eine Krone, wie überhaupt etwas zu Schild und Helm Gehöriges, aus dem Zusammenhange gerissen sein und etwa frei schweben, was eben für die echte Wappenkunst und deren Kenner zu den offenbaren Unmöglichkeiten gehört. Doch soll hier nicht verschwiegen bleiben, wie schon der Vater der Afterheraldik, Konrad Grünenberg, dergleichen Ungehörigkeit uns vorführt. Beiläufig ist die Krone das Sinnbild des Reichs-Erzschatzmeisteramtes g. in r. und kommt als solche in verschiedenen Wappen vor.

Krücke (mhd.: krücke; ndl.: krük; lat.: patibulum; frz.: potence [wohl zu unterscheiden von dem übrigens in der guten Zeit noch nicht vorkommenden Krückenkreuze, ndl.: krükkenkrüis; lat.: crux patibulata; frz.: croix potencée, wie jedoch Spener und die Franzosen auch unsere Krücke nennen]) ist ein freier Bindenstreif (beiläufig nebst einem Glöckchen das Zeichen des Antonsordens im Hennegau), welcher erst zu Ende des 13. Jahrhundertes (und zwar zu zweit Perckhauser) vorkommt, dann im 14. Jahrhunderte auch als Stufenkrücke oder, wenn man besser den oberen Theil zuerst anspricht, Krückenstufen (Kornitz), und im 15. Jahrhunderte die Quer- und die Sturzkrücke, also eine freie Streifbinde, deren oberer Streif jedoch manchmal ganz kurz ist.

Krug, siehe Gefäß.

Kübel, siehe Gefäß.

Kugel, siehe Ball.

Küssen (mhd.: küssen; ndl.: kussen; lat.: pulvinar, plumatum; frz.: coussin) (Z. W. 240; H. M. 30, 43, 46), dient als Helmzier (240), an den vier Ecken mit Federbüscheln u. dgl. besteckt oder aber meistens (Z. W. 35mal) als vierseitige Unterlage liegend für andere Kleinode. Was das trapezförmige, oben ausgekeilte Küssen in Gestalt einer Bischofsmütze betrifft, so siehe diese. Als eigentliches Wappenbild kommt das Küssen übrigens erst im 15. Jahrhunderte vor (Küßnach).

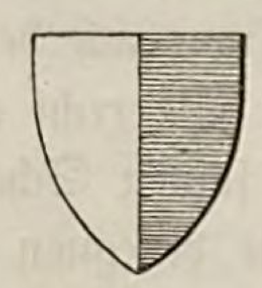
Lamm (mhd.: lamp; ndl.: lom; lat.: agnus; frz.: agneau) (Z. W. 73, 243; H. M. 24, 7; 25, 3), wird fast immer weiß (492), doch auch schwarz, auf allen Vieren stehend, dargestellt, sowohl auf der Helmzier, wie auch im Schilde, das Haupt seitwärts geradeaus, der Schwanz gewellt herabhängend. Es erscheint, wenigstens dem Wappeninhaber nach, schon im 12. Jahrh., und das sogenannte Osterlamm (493) (mhd.: ôsterlamp: ndl.: paaschlam; lat.: agnus paschalis, agnus Dei; frz.: agneau pascal oder agnus dei), schreitend, umschauend (mit g. Heiligenschein und ein w. Banner mit r. Kreuze tragend. Der Schafbock heißt Ram oder Widder (s. d.). Uebrigens ist namentlich beim Lamme und vielleicht auch manchen anderen Thierbildern, wenigstens in

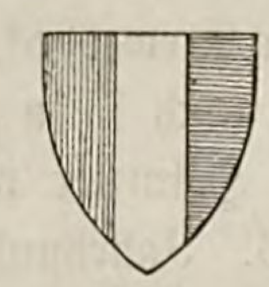

492

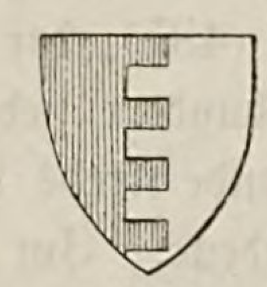

493

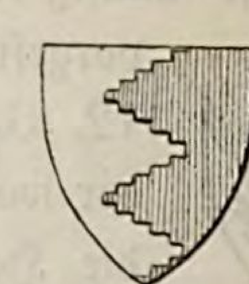
Siegeln wohl zu bemerken, daß es da oft nicht als Wappenbild, sondern Sinnbild, z. B. des Namens Agnes, vorkommt, wie z. B. im Siegel der Gräfin Agnes von Hohenlohe 1291 (Sphr. A. 130).

Längsgetheilt (494) (mhd.: von zweien stücken oder zetal gehalbet, gelich geteilet, partieret; ndl.: gedeeld; lat.: (scutum) bipertitum; frz.: parti) (Z. W. 94, 140, 166, 232, 353, 421, 472, 552, 577; H. M. 10) heißt: von oben nach unten senkrecht zu zwei gleichen Längshälften getheilt, sei es der Schild oder ein Wappenbild darin. In den großen Dichtungen des 13. Jahrhundertes sind die beiden ersten mhd. Ansprachen gewöhnlich; im Liede von der Schlacht bei Göttheim 1298 (Lil. 4, 147) heißt längs „gelîch geteilet", was auch beim Dreieckschilde nicht mißverstanden werden konnte. Suchenwirt (1, 174) hat zuerst „partiret" und er nennt je die Längshälfte des Schildes „die part" (1, 174, 174). J. D. Köhler 1734 im Texte zum Weigel'schen, d. h. dem fortgesetzten Siebmacher-Fürst-Helmer'schen Wappenbuche, sagt nach dem Vorgange Schumacher's (Wappenkunst, Cap. 4, §. 13) „gespalten", was bereits Trier 1714 rügt, indem er (51) noch „die Länge herabgeteilet" sagt, denn in der guten Zeit (des Mittelalters) wird es wohl keinem Schildträger eingefallen sein, seinem Gegner einen


494


495


496


497

gespaltenen Schild entgegenzustrecken, bevor der Schaden nicht durch ein starkes Gespänge, namentlich einen oder mehrere Streifen erst wieder ausgebessert worden — versteht sich in Ermanglung eines ganz neuen Schildes.

Die beiden Hälften des längsgetheilten Schildes, deren vordere oder rechte den Vorrang hat, waren — abgesehen von geringen Schilden — meistens gestückt, wie z. B. Sachsen's Schild „schein von zweien stükken . . . sin halbes teil stükkehte von zobel unt von golde was (also von schwarzem Pelzwerk mit darüber befestigten güldenen Nesteln), daz ander teil . . . erschein . . . wîz hermîn unt was von rôten keln dârin geleit ein halber adelâr" (Mi. S.), d. h. also: von weißem Pelz, belegt mit einem hervorgehenden, abermals gestückten Adler von Pelzwerk, nämlich schön roth gefärbten Thierkehlen. Ebenso bei der Bemalung des mit Leinwand, Leder oder Pergament überspannten Schildes sind immer zwei verschiedene Farben nebeneinander gestellt, wie z. B. w. r. (Z. W. 94), w. b. (232), g. r. (140), g. b. (166), g. s. (353), r. w. (472, 552) oder schach-w. r. und s. (421) u. s. w., wobei denn auch oft ein längsgetheiltes Wappenbild vorkommt, wie z. B. eine Hirschstirn (367) oder ein Doppeladler (446) oder aber zwei gleichartige Wappenbilder, als: zwei Rosen (344), zwei Sterne mit denselben, aber gewechselten Farben, z. B. zwei Rosen, die vordere r. im w. und die zweite w. im r. Manchmal auch enthält der mit zwei Farben längsgetheilte Schild ein Bild dritter Farbe über den beiden

Hälften des Schildes, z. B. einen Doppelberg b. in l. g. w. (438) oder zwar zwei Bilder, aber nicht oder nur einseitig gewechselter Farbe, z. B. zwei Rosen r. g. und w. g. in l. — nicht w. r., sondern w. s. (319).

Oft ist derselbe Schild anstatt zwei- dreimal[62]), und dann auch mit drei verschiedenen Farben „längsdreigetheilt" (495) (mhd.: endrîu gelîch geteilet; ndl.: gedeeld in dreiën; lat.: perpendiculariter tripertitum [scutum]; frz.: tiercé en pal), wobei die vordere Farbe zuerst angesprochen wird, z. B.: w.-gr.-r., g.-s.-w., r.-w.-b., r.-w.-s., b.-r.-w., b.-s.-r., s.-b.-g.

Uebrigens ist die Längstheilung schon im 12. Jahrhunderte nicht allein geradlinig, sondern auch, sogar oft, gebrochen, namentlich in zweierlei Gestalt, nämlich:

1. Querzacken- (499) und wenn diese, wie meistens der Fall ist, lang und scharf gespitzt ausladen, querspitzenlängs (498) (ndl.: ingehoekt-gedeeld; lat.: [scutum] bipertitum per cuspides jacentes; frz.: emanché en pal oder parti-emanché).

2. Querzinnenlängs (496) (ndl.: kanteelig gedeeld; lat.: bipertitum pinnatim oder per pinnas jacentes; frz.: parti-crenelé) nebst den Nebenformen:

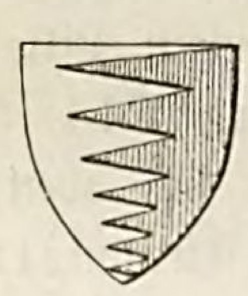
a) des Querspitzzinnenlängs (ndl.: pepallissadeerd gedeeld; lat.: bipertitum palare; frz.: parti-palissé und

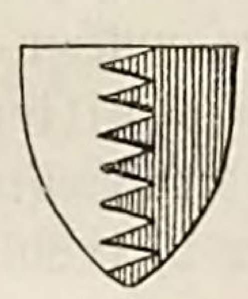
b) des Querstufenzinnenlängs (497) (ndl.: trapvormig kanteelig gedeeld; lat.: bipertitum per gradus pinnatim; frz.: parti-crenelé en forme de pignons;

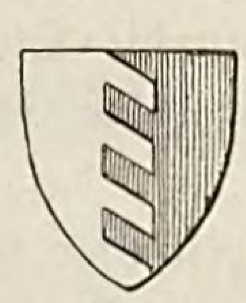
c) liegen die Querzinnen nicht rechtwinklig, sondern schräg, so sagen wir astlängs (500) (ndl.: knoestig gedeeld; lat.: bipertitum ex trunco ramoso; frz.: parti-ecoté).

Dazu kommt dann noch im 14. Jahrhunderte, jedoch nur selten

3. das Wolkenlängs (501) (ndl.: gewolkt - gedeeld; lat.: bipertitum in nubium speciem; frz.: parti-enté).


498


499


500


501

Endlich kommt die Längstheilung auch mit anderen Theilungen zusammengesetzt vor, und zwar

1. mit ganzer Quer- oder sonstiger Theilung, als z. B.

a) längs- und zwei (oder mehr) quergetheilt (502), also zu 6 (oder 8, 10) Feldern gewechselter Farbe (mhd.: die lenge und di twër; ndl.: gedeeld en tegengedwarsbalkt; lat.: bipertitum et bis transverse sectum; frz.: parti et contrefascé de 6 [8, 10] pieces); auch wohl, jedoch erst später, zwei längs- und quergetheilt zu sechs Feldern (503);

b) längs- und zwei (oder mehr) schräggetheilt zu 6 (oder 8, 10) Felder gewechselter Farbe (ndl.: tegen [links] geschuinbalkt; lat.: bipertitum et a dextra [sinistra] diagonaliter virgatum coloris alterni; frz.: contrebandé barré);

c) längs- und schräggeviertet[63]) (ndl.; gedeeld en schuingevierendeeld; lat.: bipertitum et oblique decussatum; frz.: parti-écartelé en soutoir oder mal-gironné de six pièces);

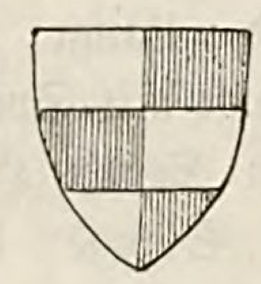
d) längs- und zweigesparrt (504) (ndl.: gedeeld en tegengekeperd; lat.: bipertitum et cantheriis distinctum ex adverso; frz.: parti-chevronné.

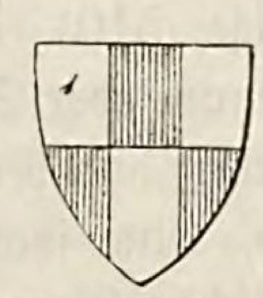
2. Mit ganzer Längs- und halber sonstiger halber Theilung, als:

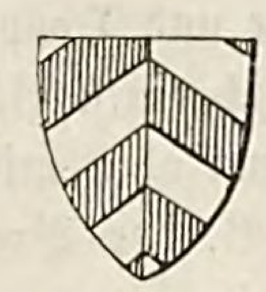
a) längs und halbquer (ndl.: gedeeld en half doorsneden; lat.: bipertitum dimidia parte transversum; frz.: parti et mi-coupé;

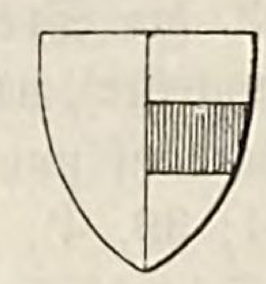
b) Längs- und Halbbinde (505) (ndl.: gedeeld en halve dwarsbalk; lat.: bipertitum cum fascia decurtata; frz.: parti à la demi-fasce);

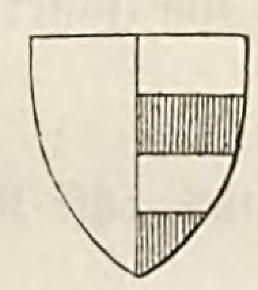
c) längs- und drei (vier) halbquergetheilt (506) (mhd.: gelîchgeteilet unt daz ander teil stükkehte; ndl.: gedeeld en halfgedwarsbalkt; lat.: bipertitum et sinistra parte stragulatum; frz.: parti-mi-fascé;


502

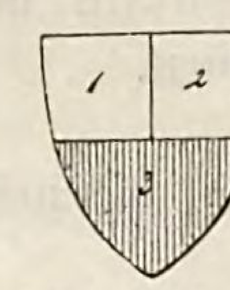

503


504


505


506


507


508

d) längs- und halbschräggetheilt (507) (mhd.: gelîch geteilet und daz ander teil stükkehte in barre wis, d. h. schräggestellt; ndl.: gedeeld en ten halve geschuinbalkt; lat.: bipertitum et parte sinistra diagonaliter virgatum; frz.: parti-bandé (barré).

3. Halblängs- und quergetheilt (508) (mhd.: halbieret unt dwerhes; ndl.: half gedeeld en doorsneden; lat.: porte dimidia bipertitum et transversum; frz.: miparti coupé) kommt die Halblängstheilung öfter als einmal vor, so ist halbgestreift (s. d.) zu melden.

Was das Erscheinen der in Rede stehenden Wappenbilder betrifft, so begegnen uns bereits

1. im 12. Jahrhunderte: das am meisten vorkommende Querspitzenlängs, das Querzinnen- und Querspitzzinnenlängs, längsdreigetheilt, längs- und querdreigetheilt (zu acht Feldern), längsgetheilt und Halbbinde, längsgetheilt und vier halbschräg genestelt; sodann

2. im 13. Jahrhunderte: längsgetheilt unter Haupt; längs- und halbquer-dreigetheilt, längs- und schräg-dreigetheilt zu acht Feldern, längs- und querspitzenlängs-getheilt, halblängs- und quergetheilt;

3. im 14. Jahrhunderte: astlängs, wolkenlängs, querstufenzinnenlängs; längs- und zwei gestürzt-gesparrt;

4. im 15. Jahrhunderte: in der Längsdreitheilung mit Blumen belegt, längsgetheilt und 4 oder 5 benestelt; längs und zwei gesparrt; längs und 4 halbwellenbenestelt, halb-querspitzenlängs und quergetheilt.

Legel, siehe Gefäß.

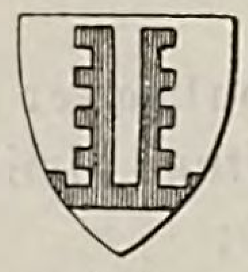
[62]) Sind aber bei der Längsdreitheilung nur zwei verschiedene Farben gegeben, nämlich eine in der Mitte zwischen zwei gleichfarbigen Seiten, z. B. s. w. s., so heißt das Mittelstück ein Streif (s. d.) und mehrere solcher Streifen: 2, 3, 4 „gestreift".

[63]) Was aber auch als gegehrt zu je drei gemeldet werden kann.

Leiter (mhd.: leiter; ndl.: ladder; lat.: scala; frz.: échelle) (Z. W. 322, 430; H. M. 38, 57), unterscheidet sich namentlich in vier verschiedenen Gestalten, welche alle schon im 12. und 13. Jahrhunderte vorkommen:

1. als die gewöhnliche Leiter mit mehreren Sprossen zwischen zwei Stangen (509);


509


510

2. als Feuer- oder Sturmleiter, oben mit Haken, um sie anhängen zu können (mhd.: murleiter; ndl.: stormladder; lat.: scalae; frz.: échelle d'escalde); zum Anlegen und Festhalten dienten namentlich auch die Steighaken (ndl.: weerhaak; lat.: uncus; frz.: crampon). Zu solchen Sturmleitern gehörte ferner

3. die Steige und Doppelsteige (510) (mhd.: stange, stëge, stîge, stîgleiter), nämlich ein starker Baum oder Stange mit Sprossen entweder auf nur einer oder mit solchen auf beiden Seiten (H. M. 36, 34; 39, 4), z. B. der Bredow. Eine solche „Stange" diente (Mi. S.) als Helmzier zum meißnischen Löwenschilde.

4. Die Faß- oder Schrotleiter (ndl.: leer; lat.: scala dolii; frz.: poulain) mit nur zwei Riegeln, um Fässer aufzuladen und fortzuschaffen.

Leopard, vielmehr Löwe, siehe diese und vgl. Katze.

Lerche, siehe Vogel.

Leuchter (mhd.: kerzestal, liehtkar, liuhtaere; ndl.: kandelaar; lat.: candelabrum; frz.: chandelier), kommt erst seit dem Ende des 13. Jahrhundertes (Arcken in Köln) und 1350 vor (Wicboldus dictus de Haren) meistens aber als Armleuchter (ndl.: kerkkandelaar; lat.: candelabrum brachiatum; frz.: candelabre). Im Quast-Wappen begegnet er uns später als Entstellung eines einfachen Quastes, Badequastes.


511

Lilie (mhd.: gil[i]ge, lilje; ndl.: lelie; lat.: lilium; frz.: fleur de lis) (Z. W. 135, 201, 264, 282, 307, 350, 370, 442, 477, 548, 552; H. M. 34), war schon im 11. Jahrhunderte, also vor der Entstehung der eigentlichen Wappenkunst und das ganze Mittelalter hindurch als Ausläufer eines Gespänges, wie z. B. der Thürbänder und anderer Schmiedearbeit[64]), beliebt, wie denn u. A. das sogenannte Lilienrad (s. Rad) mit acht lilienartigen Stäben um einen kleinen Ring, wie Radspeichen gestellt, schon in einem Evangelienbuche Heinrich's II. zu Bamberg entschieden nur als einfaches Spangenwerk (H. A. 1, 23) vorkommt. Diese Wappenlilie[65]) war ein reines Zierwerk und hat im Gefolge der namentlich in der Frühzeit üblichen Stückung zu den Zierspangen oder -Haften und Nagelköpfen zu zählen, etwa mit einer Speerspitze oder dem nur zweiblätterigen Roch oder der Gartenlilie (siehe Blume) nicht die geringste Gemeinschaft, an welche nur etwa die Afterheraldik denken konnte.

Was nun das Vorkommen der Wappenlilie, d. h. eines oben (kräftiger) wie unten (geringer) zu je drei Blättern ausgeschnittenen und in der Mitte ringförmig gefaßten, meistens w. in g., selten r. oder s., und erst seit dem 14. Jahrhunderte auch b., vermuthlich Blechstreifens, im Verlaufe der Zeit betrifft, so begegnen uns bereits

1. im 12. Jahrhunderte nicht allein schon mehrere Lilien, wie z. B. 2, 1 auf einer Kappe (Schlewitz) oder 3, 2, 1 unter einem Zackenhaupte (Dalberg), sondern auch die hervorgehende Lilie (Drandorf) und der Lilienspickel mit 2, 1 Lilien an seinen drei Ecken (Stromer); wie denn auch der Lilienstab oder das Scepter schon im Kreuzgange des Zenoklosters bei Reichenhall in der Hand Kaiser Friedrich's des Rothbartes († 1190) vorkommt).


512


513


514

2. Das 13. Jahrhundert bringt uns neben dem ausgebrochenen Lilienspickel (Eberstein) und der Begleitung von zwei Sternen oder Mond und Stern, auch einen von zwei Vögeln besetzten, namentlich die sinkende Lilie (513) (Schack). Namentlich aber war

4. das 14. Jahrhundert reich an verschiedenen Lilienbildungen. Desgleichen waren eine Lilie in der Hand einer Mohrin (Z. W. 135, Kilchberg), oder unterstützt von einer Rose, einer Schrägbinde oder einem Schrägzwilling, einem Sparren; ferner 2, 1 Lilien in der Gabelstellung, belegt mit Rose, Ring, Ball, wobei denn auch an die Stelle der unteren gestürzten Lilie eine Greifenklaue gesetzt, die sogenannte Lilienklaue (514) (282: Stubengast) bildet, so daß aus der Greifenklaue sich oben zwei Lilien abzweigen. Mitunter kommen 2, 1 Lilien gestümmelt vor, wie die der Arschot in Brabant oder 3, 2, 1 in einem bequestelten Schilde.

Als Helmzier kam die Lilie zwar schon im 12. und noch öfter im 13. Jahrhunderte vor, aber nun reicher, mit schwarzen Federbüschen besteckt (307, 442, 548), von zwei wachsenden Armen emporgehalten (350), auch ein Lilienstabschragen (264, 552), welcher zu gleicher Zeit als Wappenbild vorkommt (477) (vergl. Schrägkreuz).

4. Im 15. Jahrhunderte ist u. A. die hervorgehende Lilie im unteren Freiviertel der Schimmelpenning eine ungewöhnliche Erscheinung.

Die Gartenlilie, siehe Blume.

Lilienkreuz, siehe Kreuz.

Lilienrad, siehe Rad.

Lilienschragen, siehe Schrägkreuz.

Lilienstab, Zepter, siehe Stab.

Lilienstaude, siehe Baum.

Linde, siehe Baum.

Lindenstäbchen, siehe Baum, Helmzier, Stab.

---

[64]) Zusammengesetzt mit dem einen oder andern Gespänge, wie mit Schildeshaupt oder Schräghaupt, Fuß, Schrägfuß, Schrägbinde oder Schrägzwilling, Kappe oder Schuh, Sparren und Spitzsparren, Spickel, Kreuz u. A. m.

[65]) Ein ausführlicher Aufsatz über die Lilie von A. Grenser im „Adler", 3. Jahrg., 4, 26, 49, 69.

Lintrache, -Wurm, siehe Drache.

Lorbeer, siehe Baum.

Löwe (mhd.: lewe; ndl.: leeuw; lat.: leo; frz.: lion) (H. Mt. 1, 2, 3, 4, 17, 18), Sinnbild der Fürstenherrschaft kleinerer Herren (Dynasten), später auch (16. Jahrhundert) der Tapferkeit, also erst zur Zeit der Afterheraldik, oft auch Vasallenwappen — meistens g., was also nicht besonders gemeldet zu werden braucht, oder w., oder aber in einem solchen Felde r., wie der habsburgische Löwe r. in g.; seltener s., wie zwar bei einigen der vornehmsten Geschlechter, als: Flandern und Dagsburg, s. in w. und Eulenburg, Jülich, Meißen, Namur, Nürnberg-Zollern, Regenstein, Babenberg, Büren, dann Staufen, Kärnten u. a. m. s. in g.; — noch seltener b. wie die 1, 1 Löwen der Schenk v. Stauffen b. in w. und der Herzöge von Schleswig b. in g., am seltensten gr. (ze Rine). Die Stellung und Haltung ist:

1. Die gewöhnliche senkrecht, seit dem 14. Jahrhunderte mit ausgeschlagener Zunge, rechtsgewendet und aufgerichtet (515) („zum Grimmen geschickt"), dem Gegner gleichsam entgegensteigend (ndl.: klimmend; lat.: esultans; frz.: rampant), mit „vor sich geworfenen Pranken" und über den Rücken erhobenem („aufgewundenem") Zagel, daher solches nicht weiter gemeldet zu werden braucht und sich Alles, wenn man nur z. B. Löwe in r. oder Löwe r. in w. von selbst versteht (Z. W. 34, 51, 191, 235, 254, 360, 408, 433, 434, 475, 483, 489, 539, 563, 579; desgl. gekrönt: 14, 82, 145, 198, 287, 453, 471, 587 (Pfalz).


515


516


517


518

2. Stehend (516) (ndl.: staande leeuw; lat.: leo manens; frz.: lion posé oder arrêté) (Z. W. 2, 95, 186, 271, 284, 306, 452) und gekrönt (512), den Gegner gleichsam ruhig erwartend und anschauend, öfter auf einem Freiberge oder auch in einer Scheibe, der Zagel über den Rücken entlang und ebenso gleichlaufend wieder zurückgebogen.

3. Schreitend (517, 518) (ndl.: gaande leeuw; lat.: leo ambulans; frz.: lion léopardé) (Z. W. 8, 9, 22, 109, 167, 175, 306, 558), in der Haltung des stehenden Löwen, nur länger gestreckt und seit dem 14. Jahrhunderte auch schmächtiger mit gebogenen Pranken und die vordere Rechte vor sich werfend, daher bald wie gewöhnlich geradeaus (9, 459), bald seitwärts (22) schauend. Ueberdies ist dieser schreitende nichts Anderes als der stestende Löwe und immer nur das Ergebniß eines beengten Raumes im Schilde, daher er auch nicht als schreitend gemeldet zu werden braucht, indem er einzeln nur im Schildeshaupte (109, 167, 238, 558)[66]) oder etwa über einer Binde oder Schrägbinde (175), sonst aber zu zweit oder dritt übereinander vorkommt (22, 177 — 179, 459; oder 8, 9, 16, 176). Die stehenden und schreitenden Löwen „Pardel" oder „Leopard" zu nennen, wenn er dem Beschauer das Gesicht zeigt („im Visir"), was er eben nur ausnahmsweise nicht thut und worauf es übrigens auch gar nicht wesentlich ankommt, ist demnach ganz unnöthig und überflüssig, weil es sich bei der Meldung des Schildeshauptes oder der Angabe von 1, 1 oder 1, 1, 1 Löwen ganz von selbst versteht, indem der steigende oder nur stehende Löwe in so beschränktem Raume eben rein unmöglich sind Wie wenig nöthig es ist, gemäß der alten Wappenkunst kleinliche Unterschiede und nun gar noch solche wie „gelöwter Pardel" und „geparbelter Löwe" zu machen, und wie der schreitende und stehende Löwe ganz dasselbe und nur Ergebniß der Raumeseintheilung sind, beweisen die Wappen von Kärnten und Waldburg (16, 176), wo von den 1, 1, 1 Löwen s. in g. die zwei oberen schreiten, der unterste aber auf allen Vieren steht, ebenso in den 1, 1, 2 Löwen (177—179) aus keinem anderen Grunde, als weil im Dreieckschilde kein Raum mehr war, die rechte Vorderpranke ohne Berührung des Randes auszustrecken. Ja daß man noch zu Ende des 14. Jahrhundertes, also zur Zeit des reichen Styles, sogar zwischen dem steigenden und schreitenden Löwen keinen wesentlichen Unterschied machte, beweist der Schild über dem Grabdenkmale des Konrad von Bickenbach, † 1313, auf dem Kirchhofe zu Röllfeld bei Aschaffenburg, wo in einem und demselben (beiläufig vierten) Felde 1, 1 Löwen, der obere schreitend, der untere aber steigend gezeichnet ist, weil es eben der Raum so mit sich brachte. So auch im Siegel der Grindlach von 1290 und im trapezförmig gevierteten Schirmbrette von Nr. 2 der Züricher Wappenrolle, wo im ersten Felde der Löwe steht, im vierten schmäleren aber aufgerichtet ist.

Bei dieser Gelegenheit mag hier noch bemerkt sein, daß der im Wigalois 4524—32 allerdings schon genannte „Lebart" keineswegs der in der Afterheraldik sogenannte Leopard, sondern ein flammenausstoßendes Thier ist (also möglicherweise etwa unser wüthiger Stier oder ungeflügelter Greif) „ûf zobel von harm gesniten" (Crone 18.093) oder „vermilt" (gemalt) neben Sperbern (Luar. 493). Die Zeichnung ist übrigens unbekannt, wie auch die des noch älteren „Pardels" (Ruol. 203) mit vier Flügeln. Durch solche freilich erst im 17. Jahrhunderte willführlich herbeigezogene Benennungen, wie Leopard und Panther, können dem nicht genau mit der reinen Wappenkunde vertrauten Sprach- und Geschichtsforscher nur die verdrießlichsten Mißverständnisse erwachsen.

Ferner sei hier noch bemerkt, daß selbst zur Zeit der Afterheraldik Rüxner 1530 die Hohenlohischen sogenannten Leoparden (459) noch ganz richtig Löwen nennt und ebenso noch Cyr. Spangenberg in seinem „Adelsspiegel" 1591 ff.; Letzner, 1596, pag. 149 b nennt im Wappen der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg ein und dasselbe Wappenthier im ersten Felde als englischen Herkommens zwar „Leopard", in den drei anderen Feldern aber „Löwe". Erst dem Vredius 1639 im Wappen von Kärnten und Spener, 1680, also mitten in der tiefsten Jesuiten- und Paruckenzeit, ist der Leopard bereits ganz geläufig. Kurz, der Löwe bleibt eben immer einfach Löwe und braucht nur dann als stehend gemeldet zu werden, wenn er den nöthigen Raum hätte auch für die gewöhnliche aufrechte Stellung und Haltung.

4. Auch die obere Hälfte eines Löwen kommt zwar frei im Schilde als Löwenrumpf (ohne Pranken) (ndl.: halve leeuw; lat.: leo crescens; frz.: lion naissant) (Z. W. 49, 257, 325, 393, 450, 547) und gekrönt 506, 554), doch auch wachsend


519


520


521

(519, 510) (mit den Vorderpranken (143, 192, 425, 559 und gekrönt 120, 204) (ndl.: uitkomende leeuw; lat.: leo ascendens; frz.: lion issant, mouvant de ....) oder im Schildes-

[66]) Wo er beiläufig auch wachsend vorkommt (120, 143, 192, 425).

haupte vor (143, 425); selten ein hervorgehender (521) (ndl.: halve leeuw; lat.: leo prodiens; frz.: lion défaillant mouvant de...) (119, 305), was auch beim Adler erst später (doch bereits im 14. Jahrhunderte) vorkommt. Die Hauptstelle für den halben Löwen bleibt immer der Helm, nämlich:

a) für den wachsenden Löwen (49, 170, 235, 257, 271, 403, 547); mit Pfaukamm (34); mit Drachenkamm (193); desgl. besteckt mit Pfauspiegeln (489); mit Federkamm (362); mit drei Rosen (360); ferner gekrönt (8, 84, 120, 121, 452, 506, 554); mit Pfaukamm (138); mit Ring (198);

b) für den Löwenrumpf (325, 393); mit Drachenkamm (22, 143, 450); mit Federkamm (167, 433).

Uebrigens kommen (als Helmzier) auf einer federbesteckten Scheibe (306) auch der stehende Löwe und auf einem fächerförmigen Schirmbrette (9) die 1, 1, 1 schreitenden Löwen des Schildes vor.

5. Sodann kommen von einzelnen Theilen, abgesehen vom Löwenhaupte, paarweise der Zagel (513) der Särchinger in Regensburg (mhd.: zagel; ndl.: staart; lat.: cauda; frz.: queue) und später auch (14. Jahrhundert) die Pranken (522) vor (mhd.: eins lewen klâ; ndl.: leeuwenkleauw; lat.: unguis leonis; frz.: patte de lion); zwei überkreuz oder drei übereinander (275, 330) und auf dem Helme dann gestürzt (354; H. M. 17, 14, 30). Solche Pranken haben mitunter auch menschliche Rümpfe anstatt ihrer natürlichen Arme, z. B. eine als Helmzier wachsende Jungfrau (275) oder ein wachsender Mohr oder Teufel (330).

Besondere Unterscheidungszeichen in der großen Menge von Wappenlöwen[67]) haben namentlich der böhmische, welcher noch im 14. Jahrhunderte nur allein einen Doppelzagel hat (14), der Tannenvelsische Löwe g. in b. mit w. Zagel (408), ein Löwe s. mit r. Haupte in g. (121), der Rinachische r. mit b. Haupte in g. (489), sowie die quergetheilten Löwen s. gr. in w. (360), oder s. w. in r. (362), wobei der wachsende Löwe der Helmzier sogar mit Beihilfe der Schildesfarbe querdreigetheilt ist r. s. w.; der mehrfach benestelte thüringische (84) und hessische Löwe und die beiden von einander abgewendeten Rechbergischen Löwen r. in w. (403). Der Löwe jedoch mit einem Fische im Rachen und namentlich wenn er


522


523


524

etwa aus einem Flusse oder Schrägflusse wachsend dargestellt ist, wird als Fischotter anzusprechen sein. Auch kommt es schon früher vor, daß der Löwe mit den Vorderpranken einen Kelch, Spiegel oder eine Barte hält, was im 14. und 15. Jahrhunderte immer mehr zunimmt. Ist der Löwe gekrönt, so hat die Krone, senkrecht auf das Haupt gesetzt, auf dem Reife in der Regel ein volles und zu beiden Seiten ein halbes Dreiblatt, meistens g., selbst auf Goldgrund, doch hier auch r. (82), selten aber auf einem buntfarbigen Grunde, wie z. B. r. in b. (145).

[67]) Deren Verhältnißzahl die der sämmtlichen anderen Vierfüßler noch etwa um ein Zehntel übersteigt. Ja sogar den Adler, dessen Zahl durch den Doppeladler noch vergrößert wird, übertrifft der Löwe in dem Verhältnisse von 7 : 5, als auch in der Wappenkunde sprechender Beweis, wie die Gewalt der deutschen Fürsten ausgebreiteter als die selbst des Kaisers war, und so ist der Löwe unbedingt das am meisten in deutschen Wappen vorkommende Bild.

Betrachten wir nun den Löwen nach der Zeitfolge.

1. Im Zeitraume des reinen Styles unter den Staufen (1137—1273). Der Löwe, welcher den Bären als König der Thiere bereits längst verdrängt hat, kommt unter denselben nicht allein am meisten, sondern auch am frühesten auf Siegeln und Wappen vor. Albrecht II. führt ihn als Stammwappen von Habsburg bereits 1114 im Schilde, Graf Robert I. den flandrischen sogar schon 1072, doch kommt er als Erbwappen allerdings erst bei Philipp dem Elsasser 1168 ff. vor; viel früher vielleicht schon der Löwe des Markgrafen von Meißen s. „von Zobel" in g., dann seit 1181 im Wappen von Urach r. in g. quer über zwei benestelt Fehe m. r. 1198 im Wappen von Lauremburg (Nassau) g. in b. und daselbst um 1220 zwischen den g. Schindeln; der Löwe Friedrich's I. von Zollern 1226, hat bereits 1235 den Stückrand und 1241 eine Krone; der pfälzische Löwe 1230 (Otto der Erlauchte) ist g. in s.; der brabantische (Heinrich I., † 1235) g. auf s. (Zobel); der thüringische 1241 (Hef. 1, 1, 79) im Schilde von „lâzûr: rôt unde wîz stükkehte von hermîn unt von veln", während umgekehrt der Löwe von Lützelburg 1270 r. ist und der Schild benestelt b. w. Rudolf von Habsburg führte bis dahin, daß er König wurde (1259 bis 1273), den Löwen mit Pfauspiegeln besteckt auch als Helmzier.

Schon in diesem ersten Zeitraume kommt der Löwe bereits, und zwar wohl immer gestückt[68]) und manchmal schon mehrfarbig[69]) in allen Hauptstellungen vor, unter welchen die senkrecht steigende als die gewöhnliche vor allen hervorzuheben ist: zuoberst das Haupt (im Lanzelot 6294 bereits gekrönt), zuunterst die linke Hinterpranke; dabei die linke Vorderpranke wagerecht, die rechte zwischen ihr und dem Haupte in der Mitte, also beiderseits etwa einen Winkel von 45° bildend und die rechte Hinterpranke mit der rechten Hinterpranke gleichlaufend, demnach der Winkel zwischen den zwei Hinterpranken ein stumpfer; die Pranken vorne kleeblattendig, doch am Ende dieses Zeitraumes auch schon mit vier fingerartigen Knöpfen (H. A. 1, 68, 85), wie z. B. im Schilde des Grafen Ernst von Gleichen, † 1264; der Zagel am Rücken emporgestreckt mit einem dicken, viellockigen Büschel in der Mitte und einem solchen am rechts (körperwärts) umgebogenen Ende; der Pelz schlicht oder nur am Halse mit lockiger Mähne (H. A. 1, 80, 85). So z. B. in den Siegeln von Meißen, Köslin und der Gräfin Agnes von Nassau. Im Siegel der Stadt Landau dagegen hat das Zagelende in der Mitte kein Büschel und ist vom Körper abwärts gegen den linken Schildesrand gebogen. Der Rachen ist geschlossen oder nur mäßig geöffnet, doch ohne ausgestreckte Zunge. Schon derzeit begegnen uns einzelne Besonderheiten, wie der Löwe unter einem Schildeshaupte oder in einer Gugel, Kapuze (Stopp); auch zwei Löwen nebeneinander, ab- oder zugewendet (524). Der in solcher Weise steigende Löwe hält schon mitunter einen Stab, Kelch, Barte, Spiegel oder hat vereinzelt eine Halskrone (Namur) oder Kette, oder ist belegt mit Bank[70]), Binde, Gitter, Kreuz, Lilienrad (Dagsburg), Nesteln (Thüringen), Schrägbinde (579) (Lamberg). Andere Löwen finden wir begleitet von zwei Kreuzchen oder Mond und Stern, auch zwischen Schindeln (Lauremburg, dann Nassau), Klee- oder Seeblättern.

Der schreitende Löwe kommt einzeln noch nicht vor, wohl aber zu zweit übereinander: 1, 1 (Heinrich von Medelic, Mödling)

[68]) Wie z. B. Ulrich 485, 27 von Silber „geschlagen", also aufgeheftet auf Zobel.

[69]) Wie Thüringen, Hessen, Wasserburg, Stör von Regenstauf, Khuen, Sconenberg, Hitzacker u. m. A.

[70]) Welche übrigens nur ein Beizeichen war.

in Oesterreich und „ûf gezilt" g. in r. („von röten keln"): Braunschweig (Mi. S.), sowie s. in w.: Konrad v. Hohenlohe, 1207; ferner zu dritt, 1, 1, 1 wie Büren, dann Stauffen, s. in w., Kärnten u. A.; oder 2, 1 und sogar 2, 2 mit einer Binde oder Schrägbinde dazwischen, wie Dillingen, 1194.

Den stehenden Löwen haben die Schönborn und die schwäbischen Grafen von Kalw.

Den wachsenden die Eulenburg, v. der Lancken, Potendorf, Zerotin, Colditz, Knigge.

Den Löwenrumpf, 2 abgewendet, oder 2, 1 die Schwichelt, r. in w.

Ein Löwenhaupt, auch zu 2, 1, die Eglofsheim, Elwanger.

Endlich entdecke ich[71]) in einem Siegel der Gameret von 1259 zwei Löwenzagel, so deutlich gezeichnet, daß sie, obgleich später verunstaltet[72]), keineswegs etwa als Flügel anzusprechen.

2. Im zweiten Zeitraume des reinen Styles unter den Habsburgern oder 1237—1350 bleiben die Gestalt und Stellung des Löwen im Allgemeinen wie zuvor, doch treten auch einige neue bisher unbekannte Erscheinungen hinzu, u. a. wie früher nur von einem Haupte, so wird der Löwe nun auch von einer Schildeskappe überhöht oder er findet schreitend seinen Raum in dem Schildeshaupte oder geht aus der anderen Schildeshälfte hervor und wird sogar sitzend vorgestellt oder behelmt (Bülzingsleben, Hadmersleben). Der nun auftretenden mehrfarbigen Löwen, entweder mit andersfarbigem Haupte oder Oberkörper oder nur Pranken oder Zagel, wurde schon zuvor gedacht. Auch finden wir zwischen zwei zugewendeten Löwen eine Säule aufgerichtet und in den Pranken neuerdings ein Blatt, zwei Mühlsteine, zwei Ringe (198), Schwert, Sichel, Strahl, Topf. Zur Unterscheidung der Zeichnung von der früheren ist namentlich Folgendes zu bemerken:

a) Der Pelz wird kraus und zottig (H. A. 1, 82) wie auch

b) der Zagel, welcher übrigens auch ganz kahl vorkommt (H. A. 1, 68) oder anstatt am Ende ein- oder auswärts umgebogen, übers Haupt geschlagen wie auf einer Orlamündischen Stechtartsche (H. A. 2, 146). Im Siegel Wido's von Flandern und Namur, † 1305, ist der Zagel in der Mitte nur etwas geschwollen und das Ende links umgebogen; in der Regel jedoch, etwa seit 1259 (im bereits früher erwähnten Gameret-Siegel und 1276 bei H. A. 1, 68, unten nächst der Wurzel mit einem runden Knopfe darüber drei starke links gewendete Haarbüschel und das Zagelende mit ebenfalls drei oder fünf oder auch nur einem Büschel rechts umgebogen (Z. W. 138, 287, 475). Beweise genug also, daß die künstlerische Freiheit in der Behandlung der Wappenbilder in unwesentlichen Dingen keineswegs kleinlich beschränkt war.

c) Die Schnauze ist mitunter so spitz, daß das Haupt allein, ohne andere entscheidende Merkmale leicht mit dem des Bären oder Wolfes verwechselt werden kann. Uebrigens kommt nun das Ausstrecken der Zunge auf (H. A. 1, 16).

d) Die Weichen werden — sogar manierirt — schlank.

e) Die rechte Hinterpranke geht aus der gleichlaufenden Richtung mit der rechten Vorderpranke in die mit der linken über und der Winkel zwischen den zwei Hinterpranken verkleinert sich zu einem rechten. Die Pranken, zwar immer noch kleeblattendig, haben jedoch nun schon öfter vier (anstatt drei) runde Knöpfe (49, 82, 275, 330, 354, 433, 434). Ferner kommen sie als selbständiges Wappenbild vor, zu zweit überkreuz und auch zu dritt 1, 1, 1, was im vorigen Zeitraume nur erst bei zwei Zageln der Fall war.

3. In der Zeit des reichen Styles unter Karl IV. (zweite Hälfte des 14. Jahrhundertes) ist die Prankenstellung — der zwei mittleren gleichlaufend — entschieden, doch beginnt nun das Haupt aus der senkrechten Achse mit der linken Hinterpranke zu weichen und sich etwas links zurückzubiegen. Die Nase wird stumpfer, zottig nur der Hals bis an die Vorderpranken, auch der ganze Körper mitunter genagelt (z. B. mit 14 g. Bällen) (Ahaimer), was keineswegs etwa auf einen gefleckten, natürlichen Pardel oder Panther zu deuten ist. Als Nagelköpfe der Schildfläche erscheinen nun auch die Lilien.

4. Im 15. Jahrhunderte artet der neue Styl in den Verfall der Wappenkunst aus: in der ersten Hälfte zunächst (1400 bis 1440) treten die linke Hinter- und rechte Vorderpranke in eine Schräglinie und das Genick mehr links zurück, die Krallen werden mehr fingerförmig, der Winkel des Rachens weiter geöffnet. Unter dem Kaiser Friedrich III. sodann (1440—1493) ist die Veränderung im Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander vollständig entschieden, indem nun die Hauptachse nicht mehr senkrecht steht, sondern schräg gelegt ist, und das obere Ende dieser Hauptachse nicht mehr das Haupt, sondern die rechte Vorderpranke bildet. Rechtwinklig zu jener Hauptachse sind nun oben einerseits die linke Vorderpranke gestellt und anderseits (links) das Haupt, unten aber rechts die rechte Hinterpranke und links die Wurzel des Zagels, welcher sich dann wie früher über dem Rücken emporrichtet; doch erscheinen seine Büschel wie um denselben gewickelt und züngeln lebhaft bewegt wie Flammen; die Krallen länger, knorriger, krampfhaft gebogen und mehr auseinander gesperrt, die Brust kropfförmig hervorgepreßt und der Rachen so übertrieben auseinander gezerrt, daß der Ober- und Unterkiefer kaum noch zu einander zu gehören scheinen. Die zwei einander zugewendeten Löwen erscheinen nun öfter als bisher, ein Palmbaum dient als Beiwerk, der Löwe wächst aus einem Zaune oder geht aus einem Busche hervor, hat die Ohren mit g. Schindeln besteckt (Lebenstein), ist von einem Schwerte durchbohrt (Senft v. Pilsach), hält einen Ball, eine Helmbarte, ein flammendes Herz u. dgl. m.

Luchs, siehe Katze.

Lüning, siehe Vogel.

Mann (mhd.: man; ndl.: man; lat.: homo; frz.: homme). Bei Besprechung des männlichen Körpers und seiner Theile — vergl. jedoch auch „Frau" — sind zunächst strenger als bisher in der Zeitbestimmung die Siegel- und die Wappenbilder auseinander zu halten; in den ersteren nämlich kommt das Manneshaupt und der Rumpf schon seit Karl dem Großen vor, Otto III. (983—1002) sogar schon stehend, Heinrich II. (1002 — 1024) thronend, Heinrich IX. in Baiern (1120 — 1126) reitend — beiläufig das erste bekannte Reitersiegel —, Otto Markgraf von Brandenburg (um 1130) in voller Rüstung seiner Zeit, stehend mit Adlerschild und -Banner; dagegen innerhalb eines Schildes begegnet uns von menschlicher Bildung nur erst 1301 der hervorgehende Arm der Ellenbogen, während doch in Betreff der Wappenbilder die Züricher Wappenrolle bereits eine ziemlich reiche Uebersicht darbietet. Es ist demnach anzunehmen, daß trotz des höheren Alters verschiedener Geschlechter, wie u. A. der Königsfeld, Grin, Rodenkirchen, Grumbach und solcher

[71]) In der Wappenkunde bisher unbeachtet geblieben, im Reichsarchive zu München.

[72]) Wie u. A. die Schürfstäbe der Schirnding oder die Quäste der Quast.

des 13. Jahrhundertes vor dem 14. Jahrhunderte Darstellungen des menschlichen Körpers im Wappenschilde oder als Helmzier nicht leicht zu finden sein werden, obwohl ein Haupt (mhd.: houbet; ndl.: [menschen-] hoofd; lat.: caput [humanum]; frz.: tête [d'homme]), wenigstens im Banner bereits in der Gudrun (1368, 3) erwähnt wird. Jedenfalls dürften die zuerst vorkommenden menschlichen Wappenbilder ein gekröntes Haupt oder Rumpf (525) (Z. W. 124; H. M. 12, 14) und der Mohr (526) sein (mhd.: môr; ndl.: moor; lat.: maurus; frz.: more) (H. M. 11—14)


525


526


527

schwarz, nackt und das öfter, immer von der Seite dargestellte Mohrenhaupt, auch als Helmzier dienend, entweder ohne Kopfbedeckung (Z. W. 50, 534) oder mit einer rothen Stirnschnur (5, 261) mit Hut (437, 510) oder Krone (Mohrenkönig 381, 581; H. M. 11, 28). Dagegen das ebenfalls schwarze Teufelshaupt (527) (mhd.: tiuvel, tievel; ndl.: düivel; lat: diabolus; frz.: diable), wird immer gerade ausschauend dargestellt und unterscheidet sich vom Mohrenhaupte dadurch, daß es die Zähne und Zunge zeigt, gehörnt (Z. W. 89) oder mit großen Fledermausohren (309), r. gekleidet, zwei Beile haltend (346) oder prankenarmig (330) u. s. w. erscheint.

Ohne Zweifel verdanken viele menschliche Wappenbilder ihre Entstehung einem gegebenen Namen, wie z. B. der Einsiedler der Einsiedel, der Mönch (mhd.: munich, münech; ndl.: monnik; lat.: monacus; frz.: moine) der Mönch, Münnich, Mönchsberg. Münchhausen (Z. W. 4, 386; H. M. 11, 13, 14), der Säemann der Same, der Mohr der Mohr, Moringer (5, 50, 261, 534) der Waldmann[73]) (mhd.: waltweide, -schrat; ndl.: wilde man; lat.: silvestris; frz.: sylvain) (H. M. 11, 40). Der Hünemordere, die kämpfenden Krieger (mhd. sarjant, kempfe; ndl.: oorlogsman; lat.: miles; frz.: homme d'armes), der Manesse (Menschenfresser, 234), der Pfaffenrumpf der Pfaff von Basel (504), der wachsende Mann mit Seeblattstengel der Seefried, der Bettler der Betler von Herderen (420), der wachsende Mann mit zwei Ditrichen (mhd.: dieterich; ndl.: opsteker, valsche sleütel; lat.: clavis adulterina; frz.: fausse-clé, crochet), der Dietrich. Neben dem öfter vorkommenden Königsrumpfe mit Schwert oder Lilie kommen mehrfach Krieger[74]), namentlich auch mit Helmbarten, Türkenhäupter, Rümpfe, unterstützt von einer Krone, vor, wobei übrigens zu bemerken bleibt, daß bis etwa 1440 wohl auch wachsende, das heißt unverstümmelte Oberkörper vorkommen (346), namentlich als Helmzier (Z. W. 4, 100, 346, 366, 420, 461, 504), meistens aber nur Rümpfe oder eigentlich nur Köpfe mit dem Halse (Z. W. 5, 50, 64, 89, 115, 124, 186, 234, 248, 261, 275, 285, 295, 313, 381, 437, 460, 463, 465, 470, 471, 473, 477, 490, 500, 505, 510, 529, 530, 531, 534); doch auch einzelne Arme (350, 388) und Beine (526) (s. d. Einz.). Solche Rümpfe der Helmzier (mhd.: di token; ndl.: boorstbeeld; lat.: herma virilis, muliebris; frz.: poupée, bamboche) wurden natürlich nur leicht ausgestopft und mit künstlichen Larven versehen, welche dann unseren Mummereien nicht viel nachgegeben zu haben scheinen.

Im 15. Jahrhunderte begegnen uns noch öfter als zuvor namentlich Waldmänner, Krieger. Pfaffen und abenteuerliche Gebilde, wie der Mannesrumpf mit Langohren (ndl.: midoshoofd; lat.: caput auribus asininis distinctum; frz.: tête aux oreilles d'âne), der Hörda in Thüringen und der hirschstangenarmige Mohrenrumpf der Waltheim und als Anhang zu den Namenwappen der Mann mit Pfauwedel der Federlin; mit Karst der Wegmacher; der kniende Mönch der Fronhamer; der Mannesrumpf mit Schellen der Scheller; mit Eicheln der Aicher; mit einem Stangenschragen der Stenglin; der Hirte der Hirt; der laufende Waldmann oder Schrat mit Hopfen der Hopfer. — Die einfachen, bisher nur kurzen Rümpfe der Helmzier gediehen nun zu den vielfach vorkommenden langgestreckten sogenannten „Gecken“, indem die Fastnachtspiele und beliebten Mummereien der Einbildung der Wappenkünstler Vorbilder und Anregung genug für abenteuerliche Darstellungen boten und man es zu einer stylistisch merkwürdigen, doch „manierirten“ Geschicklichkeit brachte, solcherlei Gestalten schwungvoll und malerisch herauszubilden und zu schmücken, wovon namentlich das Grünenbergische Wappenbuch der Münchener Bibliothek von 1483[75]) in reichlichster Weise Zeugniß gibt. Meistens zwar läuft dabei das Kleid noch nach dem althergebrachten Verfahren ohne Unterbrechung in die ebenfalls noch mustergiltige Helmdecke über. Arme hatten solche Rümpfe nicht, doch anstatt ihrer oft angesteckte Flügel oder Hiefhörner; einfache Rindshörner anstatt der Arme kommen weniger vor (Schawenburg, Staufenberg, Stüßlingen), ebenso Steinbockshörner (Horenstein, Scharnsteten) und Hirschstangen (Baumann, Retstat, Thierstein), beiderseits oder nur einseitig (Hirschbach); auch Fische (Pfirt, Mümpelgart) und Fischangeln (Angelloch). Im Gegensatze zu den Armen wurde das Haupt, abgesehen von den nun oft vorkommenden flatternden Hauptbinden (mhd.: houbet-bant, gebende; ndl.: hoofdwrong, -doek; lat.: vitta; frz.: tortil), besonders des Mohrenhauptes[76]), anstatt verstümmelt, vielmehr durch auffallende Ansätze bereichert, namentlich durch Langohren, auch wohl nur einseitig (Breckendorf); ferner durch Rindshörner oder Hirschstangen. Bei einzelnen erhielt sogar auch der Mund einen Storch- oder Schnepfenschnabel (Roßheim, Keher, bei letzteren zugleich flügelarmig).

Solche Wappenbilder gingen wohl erst von der Helmzier in den Schild über, wenn sie hier vorkommen, und entstanden aus den Manns- und Jungfernhäuptern, welche im 14. Jahrhunderte zwischen die Hörner oder Löwenpranken der Helmzier gesetzt wurden (Z. W. 64, 258, 275, 330, 468, 505).

Absonderliche Menschenbildungen, wie den Wassermann, das Mannroß, den Mannvogel, das Meerweibchen u. s. w. siehe unter Ungeheuer.

Marke (528) (mhd.: marc; ndl.: teeken; lat.: signum; frz.: chiffre) nennen wir solche Zeichen, welche irgend einer Haus- oder Hand-, Steinmetz-, Namen-, Gewerbs- oder Handelsmarke entlehnt oder nachgebildet sind, und so auch einzelne Buchstaben und kurze Wörter, welche übrigens — erst seit dem Ende des 13. Jahr-

[73]) „Waldmann“ wäre wohl kürzer, bequemer und auch sprachlich angemessener als „wilder Mann“.

[74]) Ein stehender Krieger mit Schild und Waffe in städtischen Siegeln und Wappen bedeutet oft eine Rolandssäule als Sinnbild städtischer Gerichtsbarkeit.

[75]) Dasselbe im Entwurfe zu Berlin, nun von Stillfried und Hildebrandt vervielfältigt.

[76]) Welche dann sogar auch allein ohne Haupt in die Wappen übergehen.



528

hundertes (mit höchst seltenen Ausnahmen, z. B. der Langenmantel) *nur in Siegeln* vorkommend — als Wappenbilder nicht geachtet werden können, sondern nur als ein anstatt eines mangelnden Wappenbildes wohl oder übel ersetzendes Eigenthums- oder Namenzeichen. Zugegeben, daß zur Zeit des Verfalles dergleichen Ungeheuerlichkeiten vereinzelt vorgekommen sind und dann aber zur Zeit der schon um 1450 beginnenden Afterheraldik freilich oft genug, so sei hier wiederholt nur kurz bemerkt, daß diese die echte, wesentlich sinnbildliche Wappenkunst eben nichts angeht.

Mauer (mhd.: mûre; ndl.: metselwerk, gemetseld; lat.: murus; frz.: muraille, maçonné) nennen wir die untere Hälfte eines mit Zinnen quergetheilten Schildes, wenn darin die Steinfugen angedeutet sind und entsprechend sagt man dann auch bei einem schräggetheilten Schilde: Schrägmauer, Mauergiebel u. dgl.

Ein öfter vorkommendes *Maueranker* ähnliches Wappenbild gehört zu den Haften und ist daselbst verzeichnet.

Mauerankerkreuz, Kreuzhafte, siehe Hafte.

Maulbeerstaude, siehe Baum.

Maulthier, siehe Esel.

Meergreif, siehe Greif.

Meerkatze, siehe Affe und vergl. Katze.

Meerweib, siehe Ungeheuer.

Meerwurm, siehe Greif.

Messer (mhd.: mezzer; ndl.: mes; lat.: culter; frz.: couteau), kommt wohl zunächst als *Winzermesser* oder Heppe, Hippe, Gertel (529) vor (mhd.: rebmezzer; ndl.: snoeimes; lat.: vinitoris culter; frz.: serpette) (H. M. 38, 61; Z. W. 525), mit zwei vorwärts gebogenen, scharf schneidenden Haken, wie das der Dietrichstein (schon 1164). Das gewöhnliche Messer dagegen hatte in Ermanglung der erst später aufkommenden Speisegabel oben am Rücken einen Haken zum Festhalten und Zerbrechen der



529



530

Knochen (530). Wie jenes meistens zu zweit neben-, so kommt dieses meistens zu dritt übereinander, 1, 1, 1, vor (Staffeld, Jagstheim u. A.). Gewissermaßen gehören auch die Sense und Sichel hieher (s. d.). Uebrigens verstand man im Mittelalter unter „mezzer“ oder „sahs“ auch unsern erst seit dem 16. Jahrhunderte sogenannten Dolch, seit dem 14. Jahrhunderte (Z. W. 7) kurz, spitz, zweischneidig, jedoch oft mit einem aus der Fläche der Klinge hervorragenden Grat; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes zum Zweikampfe dienend, und an einem Kettlein vom Lendner herabhängend. Das von Rüxner (1530) aus Mißverständniß aufgebrachte Schabeisen (mhd.: kratze, schrapfe; ndl.: krasser, schrabber; lat.: radula; frz.: bute, doloire, râtissoir), ist nichts Anderes als eine Wurfbarte.

Mispel, siehe Blume.

Mittelschild, siehe Schild.

Mönch, siehe Mann.

Mond (mhd.: mâne, ndl.: wassenaar; lat.: luna dimidia; frz.: croissant) (Z. W. 83, 155, 203, 286, 351, 425, 444, 455, 488; H. M. 35) nennen wir bei der großen Seltenheit des Vollmondes (351; H. M. 13, 16) um der Kürze willen den *Halbmond*. Er wird — was aber nur ausnahmsweise zur etwaigen besonderen Unterscheidung gemeldet wird, gewöhnlich *steigend*, mit aufgerichteten Hörnern dargestellt (ndl.: klimmende maan; lat.: luna ascendens; frz.: croissant montant). Sind die Hörner nach unten gerichtet, so heißt er sinkend oder *gestürzt* (ndl.: omgekeerd; lat.: inversa; frz.: versé); wenn aber rechts gewendet, *zunehmend* (ndl.: gewend [naar de regterzijde]; lat.: in dextram versa; frz.: tourné), und wenn links, *abnehmend* (ndl.: omgewend; lat.: conversa oder sinistram spectans; frz.: contourné). Doch sind dergleichen Kleinlichkeiten nur dem Afterheraldiker wichtig. Selten, doch schon frühe von einem Sterne begleitet oder sogar zu 2, 1 ist der Mond *gebildet* (ndl.: gezichts-maan; lat.: luna figurata; frz.: croissant tourné figuré), wenn er nämlich ein menschliches Gesicht hat. Zwei Halbmonde nebeneinander werden abgewendet, d. h. der eine zu, der andere abnehmend dargestellt (286). Sind sie zusammengeschoben, so daß sie einander berühren (schon im 12. Jahrhunderte), so heißen sie *Doppelmond* (531) (ndl.: tegengesteld wassenaars; lat.: l. d. duplex; frz.: croissant tourné — contourné); drei, 2, 1 angeschobene Monde heißen *Dreimond* (ndl.: drievoudig wassenaar; lat.: l. d. triplex (Buchberg).



531



532

Im 13. *Jahrhunderte* namentlich kommen der Mond von zwei Sternen besteckt (Baumbach), der gebildete Mond zwischen 2, 1 Sternen (Beulwitz), namentlich auch der Doppelmond öfter vor; dann mehren sich die z. B. 3, 2, 1 Monde der Firmian und

im 14. *Jahrhunderte* begegnen wir den von einem Strahle oder Schwerte durchbohrten, auch 1, 1, 1 gestürzten Monden, und

im 15. *Jahrhunderte* endlich dem *Viermonde* zu 1, 2, 1 oder 2, 2 (ndl.: maan-roos; lat.: l. d. quadruplex; frz.: lunel); dem Sturzmonde über Stern, dem Monde zwischen 1, 2, 1 Sternen und dem nach Art des Rachenschnittes verschrenkten Doppelgesichtsmonde (532). Manchmal dienen Monde als Nagelköpfe, z. B. auf einer Schrägbinde oder einer Adlerbrust (Schlesien, Krain).

Gern auch bediente man sich des Halbmondes oder ähnlich um ein Drahtgeflecht gewundener Binden (Z. W. 38) zur Helmzier mit (203) oder ohne untergelegte Kissen oder etwa einen Hut (286) und besteckte die immer aufgerichteten Hörner mit Federbüscheln (203, 425) oder Pfauenspiegeln (38).

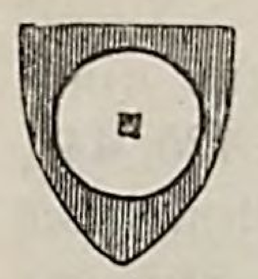
Mohnkopf, siehe Früchte.

Mohr, siehe Mann.

Morgenstern, siehe Kolben.

Mörser, siehe Gefäß.

Mühleisen (ndl.: molenijzer; lat.: ferrum molendinare; frz.: anille) (H. M. 36, 11, 24) und Mühlstein (533) (mhd.: kürnestein, mülstein; ndl.: molensteen; lat.: lapis molaris; frz.: meule) (Z. W. 315; H. M. 36, 22), konnten in Wirklichkeit natürlich nicht vorkommen, doch mögen sie nachgebildet, etwa in Blech ausgeschnitten, als Haften gedient haben; auch diente der letztere, doch erst seit dem 14. und namentlich im 15. Jahrhunderte als Namenbild u. A. der Myle, Mylius und dann der Ermreicher genannt Mülstein, von der Weitenmül, Müller, Mülpfort, Steinmüllner.



533

Mühlrad, siehe Rad.

Mühlradnabe, siehe Rad.

Münze, siehe Ball.

Muschel (mhd.: muschel; ndl.: schelp; lat.: concha; frz.: coquille, vannet) (Z. W. 402, 461; H. M. 32, 20, 25), hat immer die fächerförmige Zeichnung der Pilger- oder Jacobsmuschel und ist ohne eine solche nähere Bezeichnung als solche zu verstehen (534). Sie kommt fast immer zu dritt vor, doch auch, schon im 12. Jahrhunderte zu 2, 1, 2 (Eschweiler), im 14. Jahrhunderte sogar zu zehnt (Strachwitz) und im 15. Jahrhunderte zu 3, 2, 1 (Geuvenich).



534

Nagel (mhd.: nagel; ndl.: nagel, spijker; lat.: clavus; frz.: clou), hat oft Aehnlichkeit mit dem Zeltpflock, ging wohl auch in diesen über. Er findet sich schon in älterer Zeit vor, meist zu dritt (Preen, Wölladingen, Dadenberg), auch in Gabelstellung (Sydow und die bremischen Nagel).

Namenbild, siehe Wappenbild.

Namenwappen, siehe Einleitung und „Schild".

Nesselblatt, vergl. Blatt und siehe Rand.

Nestel, siehe benestelt.

Neungeschacht, siehe Kantenkreuz.

Oberwappen, siehe Helm.

Ochsenjoch, siehe Beil.

Ofen (535) (mhd.: oven; ndl.: oven stove; lat.: fornax, furnus; frz.: poêle), meist als viereckiger, oben runder Kachelofen dargestellt, wie im Wappen Stubenwid (Z. W. 428) oder in dem der Kemnat; auch gestürzt (Oefelin, 15. Jahrhundert).



535

Oelstaude, siehe Baum.

Ordens- und Gesellschaftszeichen (ndl.: ordensteeken; lat.: insigne; frz.: décoration) kommen hie und da als Beizeichen des Wappenbildes vor, und zwar zunächst wohl (obwohl erst später als solche Beizeichen) das schwalbenschwanzendige Johanniter- oder Malteserordenskreuz, 1104, w. in s., und das des Deutschordens, s. in w., 1191. Darauf folgen im 13. Jahrhunderte das Schwert des Schwertträgerordens in Livland 1205 und der Bär des Ursusordens in St. Gallen 1213. Im 14. Jahrhunderte kamen die Rittervereine je mit ihrem Unterscheidungszeichen auf, als: einer Verkündigung mit Seilknoten eingefaßt, des Ordens der Verkündigung 1319; der Spange des Fürspängerordens in Franken, 1355 — 1603; dem Sterne der hessischen Rittergesellschaft gleichen Namens, 1372 ff. (Limb. Chr. 59); auch regte sich der rheinische Humor im Narren des Ordens der Gecken zu Kleve, 1381; dazu kam die Lilie, r. in w. des Lilienwentebundes in Braunschweig, 1384/85 und die Eidechse der Eidechsengesellschaft in Preußen, 1379 und 1454.

Solche Vereine verfolgten namentlich im 15. Jahrhunderte zum Theile kirchliche oder ritterliche, gesellige, bürgerliche (an das Zunftwesen streifende) Zwecke, zum Theile auch gemischte, so daß sie nicht wohl streng eingetheilt werden können. Darum folgen hier ihre Zeichen nach der Buchstabenfolge:

Adler, Adlerorden mit dem Spruchbande: „Thue recht".
Brunnen, Röhr-, g. in s. unter w. Kappe, Gesellschaft „Sünfzen" in Lindau.
Drache mit Kreuz auf dem Rücken, Orden des umgestürzten Drachen, vom Kaiser Sigismund; auch Zeichen des dänischen Drachenordens.
Engelshäupter bildeten die Kette des Ordens von Beßra und Halbengel, Räder tragend, die des Martinsordens in Mainz.
Esel, gr. in w., Zunft zum grünen Esel in Ravensburg.
Hacke, Orden der alten Hacke zu Liegnitz.
Hiefhorn, baierische Hubertusorden, 1444, mit dem Spruche: „ihn trau fast".
Hut, Cardinals-, mit einem Löwen, sächsischer Hieronymusorden.
Igel, Igelbund in Salzburg.
Kanne mit drei Lilien, arragonischer Kannenorden.
Katze, gekrönt, w. in b., Gesellschaft zur Katze in Constanz.
Kreuz, r. in w., schwäbischer Georgenschild.
Kreuz, r. in g. mit Krone darüber, Georgsorden in Kärnten.
Kreuz, Krücken-, bewinkelt von vier Kreuzlein r., Orden vom heiligen Grabe.
Krücke nebst Glöckchen, Antonsorden in Hennegau.
Lamm, Oster-, w. in r., neben Kreuz, g. in w. und 2, 1 Kreuzlein, r. in w., Bruderschaft des St. Christophs am Arlberge.
Löffel, Gesellschaft vom Löffel in der Schweiz.
Lilien, drei-, nebst den Buchstaben H. und S., Simplizorden.
Löwe, Gesellschaft vom Löwen in der Wetterau; von einem Vogel mit dem Schnabel gehalten, Löwenbund.
Mannshaupt neben Zweig mit Distelfink, Zunft zum Distelzwang in Bern.
Rad, Katharinen-, mit Kurbel, Katharinenorden.
S. S. S. (Souverain) auf einem Halsbande mit herabhängendem Ringe, Gesellschaftsorden König Heinrich's IV. von England (Sovereigne-Orden, lancastrian collar).
Schildlein, 2, 1, w. in r., bereits 1408 als Malerwappen in St. Christophs am Arlberg-Bruderschaftsbuche.
Schwan, Schwanenorden in Brandenburg, 1440 ff.; die Kette von Bremsen und Herzen gebildet.
Sittich (Papagei), Gesellschaft vom Sittich in Basel.
Stern, Gesellschaft der Sterne in Basel.
Widder, Orden der Böcke zu Zürich.
Widderfell, Gülden-Vließorden, 1430, die Kettenglieder Feuerstahl und Stein.
Zirkel, im Kreise, Zirkelbrüderschaft in Lübeck.

Dazu kommen sodann die Bilder der zwölf Turniergesellschaften, welche freilich erst in der Verfallzeit der Wappenkunst und des Turnierwesens sich bildeten, und zwar in den sogenannten

vier Landen, nämlich: Schwaben, Franken, Rheinland und Baiern, welche auch als Viertel oder Cantone angesprochen werden, und ihrestheils je wieder in mehrere „Orte" eingetheilt waren, nämlich

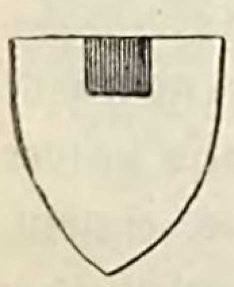
1. Schwaben in fünf Orte: 1. Donau; 2. Hegau, Allgau und Bodensee; 3. Neckar, Schwarzwald und Ortenau; 4. Kocher; 5. Kreichgau und den sechs Turniergesellschaften vom Leitbracken, Esel, Fisch und Falke, Kränzlein, Krone und Wolf.
2. Franken in sechs Orte: 6. Odenwald; 7. Gebirg; 8. Rhön und Werra; 9. Steigerwald; 10. Altmühl und 11. Baunach und den drei Turniergesellschaften: vom Bären, Einhorn und der Spange.
3. Rheinland in drei Orte: 12. Oberrhein; 13. Niederrhein; 14. Mittelrhein und den zwei Turniergesellschaften vom Steinbock und vom Wind, Windhund.
4. Baiern bildete das vierte der vier Lande und die Turniergesellschaft der „Baiern".

Im Wappenbuche Conrad Grünenberg's und danach in meinen culturgeschichtlichen Briefen sind diese Turniergesellschaften als solche je mit ihren Mitgliedern verzeichnet.

Ferner findet sich eine Menge Ritterorden in Thom. de Rouck's wenig beachtetem „nederlandschen herauld", Amsterdam 1645, Seite 145—197.

Ohren, Langohren, führen die tirolischen Partschins nach Angabe des Ehrenkränzels.

Ort (mhd.: ort; ndl.: hooftpunt; lat.: quadratum in medio capite scuti; frz.: point du chéf, pal rétréci) heißt eine am Oberrande des Schildes an der Streifstelle angebrachte Vierung (536). Es ist eines der ältesten Bilder, doch sehr selten; mit Ausnahme der baierischen Ueberacker und eines verwandten Geschlechtes finden sich in dieser Zeit keine Beispiele vor.


536

Ortband, siehe Blatt.

Osterlamm, siehe Lamm.

Palme, siehe Baum.

Panther, vergl. Greif und Stier.

Panzerkappe, siehe Helm.

Papagei, siehe Vogel.

Paradiesvogel, siehe Vogel.

Pardel, siehe Löwe.

Pauke ist vereinzelt als sprechendes Wappen der böhmischen Bubna bekannt.

Pelikan, siehe Vogel.

Pfaffe, siehe Mann.

Pfau, siehe Vogel.

Pfenning, siehe Ball.

Pflugschar (mhd.: pfluocîsen, phluocschar, daz schar; ndl.: ploegijzer, ploegkouter; lat.: vomer; frz.: soc de charrue) (Z. W. 537; H. M. 38, 3, 7, 9), früher mit einem Schwanhalse (537); im 15. Jahrhunderte aber meist ähnlich dem Eisen eines Spatens, nämlich ein dreiseitiges Blech, an der unteren Seite mit einer nicht ganz geschlossenen Tülle (538), kommt schon früher zu dritt, 1. 1, 1, vor und dann im 13. Jahrhunderte auch schon in


537


538

der Gabelstellung. Die weit seltenere Pflugschleife (Herberstein) wurde bald in einen Freisparren entstellt. Im 15. Jahrhunderte erscheint die Pflugschar überhöht von einer Lilie (Tanner) oder durchbohrt von einem Deglein (Degen).

Pilgerstab, siehe Stab.

Pille, siehe Ball.

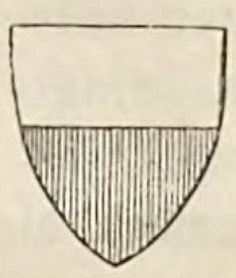
Pranke, siehe Löwe.

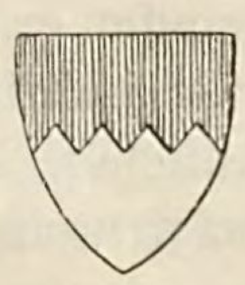
Pusikan, siehe Kolben.

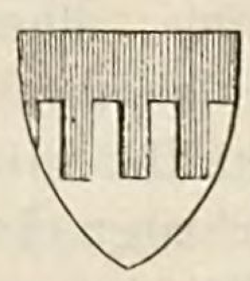
Quast, Badequast, siehe Blatt.

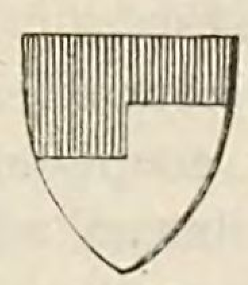
Quast, Busch, siehe Feder.

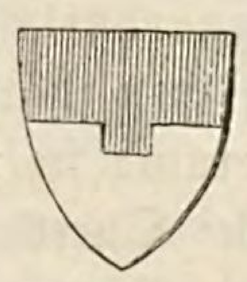
Quergetheilt[77]) (mhd.: twër(ich) dwerhes, querhes; ndl.: dwars, doorsneden; lat.: scutum transversum oder transverse sectum; frz.: coupé) (Z. W. 25, 50, 76, 101, 148, 173, 227; 263, 283, 397, 429; H. M. 10) heißt der Schild, wenn er vom rechten Schildesrande nach links hin wagerecht in zwei — so weit die Dreieckform es gestattet — ungefähr gleiche Theile[78]) getheilt ist (539); dabei ist jedoch gleich von Vornherein zu bemerken, daß diese Querlinie schon im 12. Jahrhunderte oft gebrochen ist, namentlich spitzen- (ndl.: ingehoekt doorsneden; lat.: cuspides ascendentes; frz.: coupé-emanché) oder zackenquer (540) (ndl.: hoekig doorsneden; lat.: tortuose transversum; frz.: coupé-vivré), sogar schon in der Quer-Dreitheilung (Leutenbeck) (Z. W. 45, 269; H. M. 10, 32), ferner zinnenquer (541) (ndl.: gekanteeld doorsneden; lat.: pinnatim transversum; frz.: coupé-enclavé) und vereinzelt quer mit Scharte (543) oder quer mit Stufe (ndl.: boven (beneden) half doorsneden, half gedeeld en nogmaals half doorsneden; lat.: per gradum sectum; frz.: micoupé, miparti et recoupé) (Leoprechting (542) (welche beiläufig nach links steigend Auffstufe heißt). Dazu kam dann schon im 13. Jahrhunderte die Wellen- (ndl.: golvend doorsneden; lat.: undatim horizontaliter sectum; frz.: coupé-ondé) und im 15. Jahrhunderte die Flammenquertheilung.

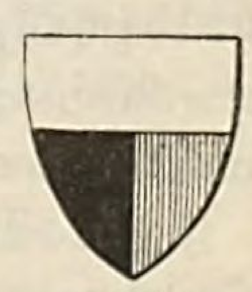

539


540


541


542


543


544

[77]) Oder bereits bei Suchenwirt im 14. Jahrhunderte blos „getheilt", was aber für manche Fälle zu unbestimmt ist.

[78]) Daher kommt es, daß in Dreieckschilden das „Haupt" mit der Quertheilung gleichbedeutend ist, da man, um den Schild in zwei gleiche Flächen zu theilen, den Schnitt etwas hinaufschieben mußte.

Bei einmaliger gewöhnlicher Quertheilung ist die obere Hälfte das erste und die untere das zweite Feld. Ist dabei ein Wappenbild im oberen Felde, so wird dieses zuerst angesprochen und z. B. gemeldet: „Blätterberg g. in gr., quer über w." (Z. W. 467). Im unteren oder zweiten Felde kommt nicht leicht ein Wappenbild vor, vorausgesetzt, daß das obere ledig geblieben ist, es wäre denn, daß dieses nahezu zu einem Schildeshaupte verkleinert wäre, dann aber wird wiederum das Wappenbild zuerst und das Haupt nur als Nebenstück angesprochen, z. B. „2, 1 Bälle g. in b. unter Haupt w." (Z. W. 456). Erstreckt sich ein Wappenbuch über beide Felder der Quertheilung, so wird gemeldet: z. B. Hirschstange s. über quer w. g. (Z. W. 484). Ist der quergetheilte Schild anstatt zwei- dreifarbig, so heißt er querdreigetheilt (mhd.: twër endriu; ndl.: doorsneden in drieën; lat.: horizontaliter tripartitum; frz.: tiercé en fasce) (Z. W. 162, 533), was schon im 13. Jahrhunderte öfter vorkommt. Hat aber nur das mittelste der drei Felder eine andere Farbe als die beiden anderen, so heißt es eine „Binde" (siehe diese) und mehr als eine Binde oder querdreigetheilt: „benestelt" (s. d.).

Sodann kommen zu der Quertheilung schon frühe und oft noch andere Verbindungen mit ganzen oder halben Längs- oder Schräglinien, nämlich:

1. Die Quertheilung mit zwei oder drei Farben oder die mehrfache Nestelung geht nur halb über den Schild, also halbquer, halbbenestelt, und dahinter folgt eine ganze Längstheilung, so daß die rechte Schildeshälfte wiederum in zwei oder mehr kleinere Felder getheilt ist, die hintere (linke) aber nicht, schon im 13. Jahrhunderte; dann wird halbquer und längs gemeldet, bezüglich halbquer-dreigetheilt oder halb benestelt und längsgetheilt (ndl.: half doorsneden en gedeeld; lat.: parte dimidia transversum et bipertitum; frz.: micoupé-parti).

2. Die Quertheilung geht ganz über den Schild, die Längstheilung aber nur halb, und zwar in der unteren Schildeshälfte (weil sonst dem Range gemäß Längs zuerst hätte angesprochen werden müssen) von der Mitte des Schildes nach unten, also z. B. (544) quer w. und halblängs s. r. (Z. W. 417) ebenfalls schon im 13. Jahrhunderte (ndl.: doorsneden en half gedeeld; lat.: transversum et inferius bipertitum; frz.: coupé-miparti). Treten — seit dem 15. Jahrhunderte — anstatt der unteren Halblängstheilung mehrere Halbstreifen ein, so wird „quer und halbgestreift" gemeldet (mhd.: twër unt niderhalp strîfeht; ndl.: doorsneden en half gepaald; lat.: horizontaliter sectum et inferius virgatum; frz.: coupé-vergetté).

3. Bei der ganzen Quertheilung mit einer (abgesehen vom einfachen „Geviertet") ihr begegnenden ganzen Längstheilung hat diese (s. d.) den Vorrang.

4. In ähnlicher Weise gestalten sich (im 13. Jahrhunderte) die Verbindungen von Quer- und Schräglinien, z. B. quer und halbschräggetheilt (Barkentin) (ndl.: doorsneden en ten halve geschuint; lat.: horizontaliter [sectum] et inferius diagonaliter sectum; frz.: coupé-mitaillé [mitranché]).

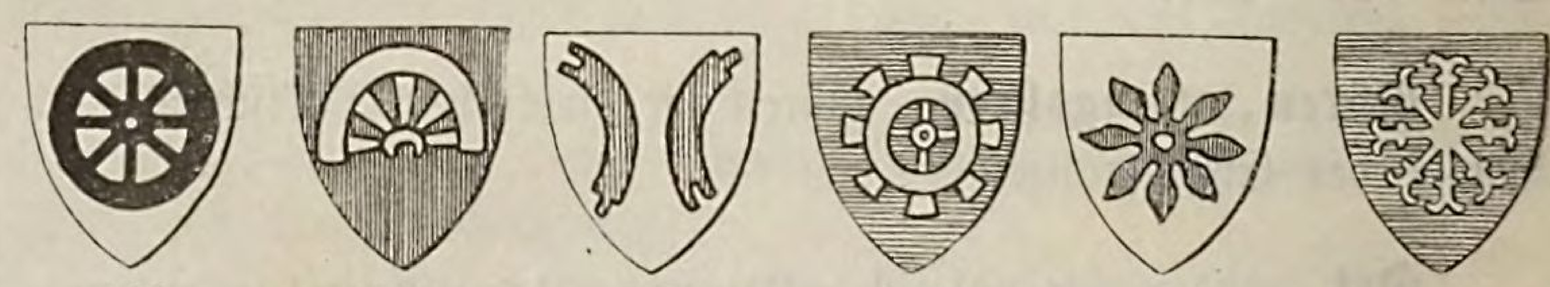
5. Bei Quertheilungen mit einer Schrägkreuzung hat die Querung den Vorrang vor der Schrägung.

Endlich sagt man quer oder quergelegt (ndl.: naastelkander; lat.: in modum fasciae; frz.: posé en fasce) auch von Gegenständen, welche so in oder auf die Schildesfläche gelegt sind, wie es den Querlinien zukommt, also wagerecht und gleichlaufend mit dem Hauptrande, gleichviel, ob der Schild senkrecht oder schräg gestellt ist.

Rabe, siehe Vogel.

Rachenschnitt, siehe Stufe.

Rad (mhd.: rat; ndl.: rad; lat.: rota; frz.: roue) (Z. W. 173, 300, 304; H. M. 36, 23), das uralte Sinnbild der Sonne und des Glückes, und als solches oft von den Dichtern des 13. Jahrhundertes mit Vorliebe besprochen; doch scheint die Wappenkunst diese Bedeutung wenigstens nicht lange festgehalten und das Rad mehr nur als eine der verschiedenen Haften verwendet zu haben. Es wird meistens mit sechs Speichen dargestellt (545), sowie das uralte und geradezu als Hafte beglaubigte Lilienrad (ndl.: karbonkel; lat.: rota liliata; frz.: d'escarboucle) mit acht speichenweise in gleichem Abstande um einen kleinen Ring oder Doppelring geordnete Lilienstäbe[79]); auch ein Radrumpf (546) (ndl.: halve rad; lat.: rota rupta; frz.: roue rompue) (Z. W. 524) kommt gleichzeitig im 12. Jahrhunderte vor. Wie man aber das schon im 13. Jahrhunderte vorkommende Mühlrad (548) (mhd.: molnrat, mulrat; ndl.: molenrad; lat.: rota molaris; frz.: roue de moulin), namentlich als Hafte und zugleich oft als Namensbild benützte, beweist, daß die Bedeutung von Sonne und Glück nicht mehr allgemein gang und gäbe war. Dieses Mühlrad (Z. W. 268; H. M. 36, 14) unterscheidet sich vom einfachen Rade, welches beiläufig auch schon hervorgehend oder zu 2, 1 erscheint[80]), dadurch,



545 546 547 548 549 550

daß es nur vier Speichen hat und außen ein ums andere noch eine Wasserschaufel als Fortsetzung der betreffenden Speiche, also zu vier Speichen acht Schaufeln. Es kommt alsbald nicht blos einzeln, sondern auch als Rumpf vor, und zwar zu zweit abgewendet oder zu 2, 1. Zu gleicher Zeit abgewendet auch zwei einfache Radfelgen (547) (vergl. Bogen) (mhd.: ratvëlge; ndl.: radvelg; lat.: rotae curvaturae, circumferentia; frz.: jante) (Z. W. 435; H. M. 35, 36), als Helmzier aber (wie Hörner) einander zugewendet.

Das 14. Jahrhundert bringt uns das Rad mit Rosen besteckt und das Spornrad (549) (ndl.: spoorradertje; lat.: molula; frz.: molette) (Z. W. 545; H. M. 37, 33), einen in der Mitte durchbohrten Stern, hie und da auch mit feinen Stacheln, den Spitzblättern der Mispel ähnlich; ferner das dem Lilienrade ähnliche Ankerrad (550) (ndl.: ankerrad; lat.: rota anchorata; frz.: roue ancrée), welches jedoch anstatt der drei Blätter der Lilie, deren mit Auslassung des mittleren nur zwei hat. Auch wird das Mühlrad nun hervorgehend dargestellt.

Im 15. Jahrhunderte endlich erscheint auch die Radnabe (Heidenaber) (mhd.: nabe; ndl.: radnaaf; lat.: rotae modiolus, gumpha; axa; frz.: moyeu), ähnlich einer kleinen Tonne, sowie wohl noch später die würfel- oder rautenförmige und ausgebrochene Mühlradnabe, z. B. der Freiherren von Montfoort in Holland, mit den Ansätzen von vier Speichen.

---

[79]) Wobei jedoch wohl zu beachten bleibt, daß in der guten Zeit (13. Jahrhundert) die Form des kreisrunden Rades der des Dreieckschildes angebildet ist, wie z. B. das Lilienrad von Kleve 1265 (sph. a. 182).

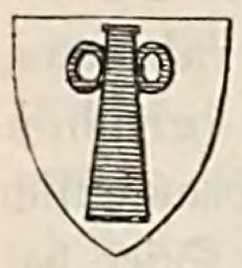
[80]) Die Anordnung zu 2, 1, 2 ist wohl erst später mit der unten breiter gewordenen Schildesform eingetreten.

Das sogenannte **Katharinenrad** mit einzelnen Spitzeneisenzähnen an den Felgen und mit Dreharmen an der Nabe ist beiläufig das Abzeichen des Katharinenordens.

Alle diese Räder oder Radtheile kommen auch als Helmzier vor mit (Z. W. 173) oder ohne ein untergelegtes Kissen und ohne weitere Verzierung (173, 268) oder besteckt mit Rosen (245), Federbüschen (254, 435), Bällen (545).

Radpfau, siehe Vogel.

Ram oder **Widder**, vergl. Lamm.



551

Ramme (551) (mhd.: ramme heie; ndl.: heipaal; lat.: fistuca; frz.: hie), das Werkzeug der Wegemacher, um den Boden festzustampfen. Redendes Wappen der bremischen Ramberg; nicht zu verwechseln mit der Steige (siehe Leiter) und dem ähnlichen Mauerbocke.

Rand (mhd.: brëm, borte, ranft; ndl.: zoom; lat.: limbus, margo; frz.: bordure) (Z. W. 12, 29, 36, 37, 65, 73, 97, 208, 235, 239, 271, 293, 297, 306, 308, 370, 371, 391, 413, 521), immer von anderer Farbe als der von ihm eingefaßte Schild, kommt schon zu Anfang des 13. Jahrhundertes oft vor und ist als Schildesverstärkung vermuthlich schon uralt und von Blech oder doch wenigstens **Fehe** (Fürstenberg), **Buntfehe** (Oettingen) oder **gestückt** (mhd.: gebleʒet; ndl.: geblokt; lat.: stripatica (margo); frz.: componné). Wie der Rand übrigens schon im 14. und noch mehr im 15. Jahrhunderte arg mißverstanden wurde, beweist der **Zackenrand** (552 bis 558) (mhd.: zindeleht borte, brëm; (ndl.: hoekig



552



553



554



555



556

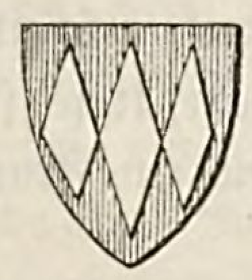


557

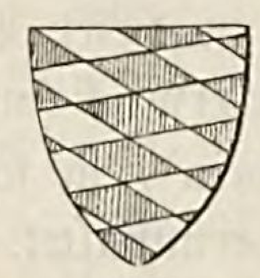
zoom; lat.: margo tortuosa; frz.: bordure vivrée), das sogenannte **Nesselblatt** (mhd.: neʒele; ndl.: netelblad; lat.: urtica; frz.: ortie) der Holstein-Schauenburger Grafen, 1247 ff. Auch kommt es nicht selten (Z. W. 271, 306, 308, 370, 371, 413) vor, daß der Dreieckschildesrand eine kreisrunde Fläche, belegt mit dem Wappenbilde, umfaßt (Rineg u. a. m.). — In das Innere eingezogen, natürlich gleichlaufend mit dem äußeren Rande des Schildes und beiderseits zwischen Schildesfarbe, heißt der Rand Kragen (ndl.: binnenzoom; lat.: orula; frz.: orle).

Rande, Rübe, siehe Früchte.

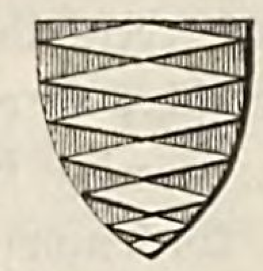
Raute (mhd.: rûte; ndl.: ruit, doch nur eine große Raute: omkleed; lat.: rhombus; losange und eine große Raute: le champ vêtu) (Z. W. 6 [18, 21], 153 [180, 185], 359, 425 [559]; H. M. 10, 17), ein namentlich am Rhein beliebtes, gleichseitiges, auf der Spitze stehendes Viereck zwischen Halbkappe und Halbschuh, entsteht, wenn man die Mittelpunkte der Schildesränder und des Spitzes miteinander verbindet. Sind die Winkel der Raute über das eigentlich zugehörige Maß einestheils stumpf und anderseits spitz, das Bild also schmal (558) und langgestreckt, wie es bei zweien und natürlich noch mehr dreien der Fall zu sein pflegt, so heißt sie aufrecht gestellt — **Spindel**[81]) (mhd.: spinele, spille; ndl.: spitsruit; lat.: fusus; frz.: fusée); dagegen auf eine stumpfe Ecke quer oder eine Seite, also schräggelegt — **Weck** (ndl.: schuin ruit; lat.: cuneus; frz.: fusée). Ist der Schild mit solchen Rauten oder Wecken gleichmäßig (versteht sich mit gewechselten Farben) bis an den Rand überzogen, so heißt er **gerautet** (mhd.: rutëht, ndl.: geruit, spitzgeriut; lat.: rhombi oder tessellae lingulatae [fusis distinctum]; frz.: losange, fuselé) und bezüglich **geweckt** (559) Rauten- und Weckenschild (mhd.: weckeht: ndl.: geschuint-geruit, geschuint-spitzgeruit; lat.: cuneis distinctum, cuneatum; frz.: losangé oder fuselé en bande oder barre) (Z. W. 18, 21, 180, 185, 559). Darüber wird dann auch wohl noch wieder ein Gespänge gelegt, wie eine Binde, Schrägbinde, Netz (Z. W. 6). Uebrigens sollte man stets strenge unterscheiden zwischen dem auf der Seite stehenden Würfel und Schach und der auf die Spitze gestellten Raute, bezüglich dem „gerautet“. Legt man demnach z. B. eine Schrägbinde schräg, so wird sie nicht etwa eine Schach-, sondern eine Rautenschrägbinde (Z. W. 401, 486).



558



559

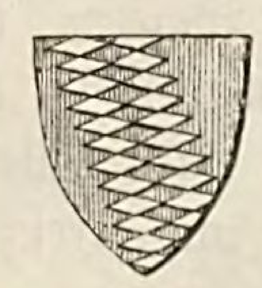


560

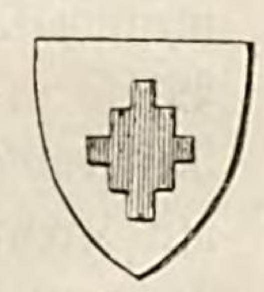
Sodann heißen streifweise aufeinander geschobene Wecke, so zwar, daß sie ein in sich zusammenhängendes Wappenbild darstellen, wie im Wiesentau-Wappen, ein **Weckenstreif** (560) (mhd.: weckeht strîfe; ndl.: schuingeruit paal; lat.: palus cuneatus; frz.: pal fuselé). Bindenweise aneinander geschobene Rauten oder Spindeln (vorausgesetzt, daß diese den Rand berühre) heißen eine **Rautenbinde** (vergl. Raute) (ndl.: ruiten naast elkander; lat.: rhombi in fasciae speciem; frz.: losanges en fasce oder fusées en forme de fasce). Ein Weckenstreif schräg gestellt heißt eine **Weckenschrägbinde** (561) (mhd.: weckeht bar; ndl.: schuingeruit baar, später schuinbalk; lat.: balteus cuneatus; frz.: bande oder barre losangée en barre oder bande) (Z. W. 389, 473)[82]). Zwei solche Weckenschrägbinden, Spitze an Spitze aneinander gekuppelt, so daß zwischen ihnen in der Mitte wiederum eine Wolkenschrägbinde, jedoch von der Farbe des Schildes, stehen bleibt, wie z. B. im Bickenbachwappen (H. A. 2, 103), heißen ein **Weckenschrägzwilling** (562) (ndl.: schuinruit-tweelings, schuinbalk; lat.: balteus cuneatus geminatus; frz.: jumelles fuselées en bande oder barre).



561



562



563

Zwar schon im 13. Jahrhunderte, doch höchst selten, ist die Raute (z. B. die Rautenbinde der Crantz einst in Köln) wiederum rautenförmig ausgebrochen (mhd.: venstereht rûte; ndl.: molie; lat.: macula; frz.: mâcle), welche wohl auch nur eine Schnalle ohne (sichtbaren) Dorn bedeutet haben mag.

In Betreff der geschichtlichen Formen begegnet uns zuerst im 12. **Jahrhunderte** die einzelne Raute wiederum gerautet oder unter einer Kappe, meistens aber zu dritt, auch schräg, und die Weckenschrägbinde, z. B. der Alten, welche dann auch mit vier Rosen belegt wurde. Das „gerautet“ des Dreieckschildes wurde

[81]) Was aber für gewöhnlich als selbstverständlich nicht gemeldet zu werden braucht.

[82]) Uebrigens wohl zu unterscheiden von der Würfelschrägbinde, Würfelschrägkreuz, mit senk- und wagrechten Würfelseiten.

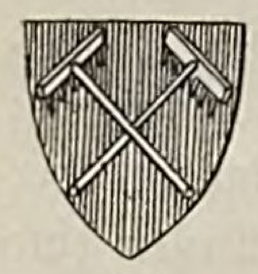
später in der unten breiteren Schildesform oft mißverstanden, indem man nach Art der peinlich kleinlichen Afterheraldiker dort die Rauten zählte und hier als Kantenrauten, welche den Rand nicht mehr berühren, zum Wappenbilde verunstaltete (z. B. Blankenstein, Lalaing u. s. w.).

Im 13. Jahrhunderte wurden drei Rauten auch zu 2, 1 gestellt und neben dem „gerautet" tritt das „geweckt" auf.

Im 14. Jahrhunderte begegnet uns die Stufenraute (563), deren Seiten rechtwinklig abgestuft sind (ndl.: trapvormig ruit; lat.: rhombus per gradus terminatus; frz.: losange pignonnée); auch werden fünf Rauten ins Kreuz gestellt, 1, 3, 1.

Im 15. Jahrhunderte erhält der Rautenschild ein Schildeshaupt, zwei Rauten belegt je mit einer Rose verwechselter Farben, drei Rauten übereinander bilden neben dem Wecken- einen Rautenstreif und der Schild wird außerhalb der Rauten oder einer Weckenschrägbinde mit Schindeln, Lilien, Rosen belegt oder bestreut. Bisweilen, jedoch ebenfalls erst in dieser Verfallzeit, erscheint der Weck in ein natürliches Brot, Brotweck (mhd.: wecke, kipfe, stolle; ndl.: koek; lat.: panis; frz.: pain), ja sogar wie ein Frauenzopf geflochten — Weckenzopf — verunstaltet.

Rechen, Harke (mhd.: reche; ndl.: hark; lat.: rastrum, rastellus; frz.: râteau) (H. M. 38, 16), heißt eine Art Holz- oder Eisenkamm mit einem in seiner Mitte rechtwinklig angefügten langen Stiele (564), welcher mit nur einer einzelnen, ohnehin vielleicht erst später dem Namen zu Liebe gemachten Ausnahme (Rechenberg) erst im 15. Jahrhunderte vorkommt. Die Schartenbinde oder die Bank, wie es öfter vorkommt, ebenfalls Rechen zu nennen, führt zu Mißverständnissen, welche in der Wappenkunst ebensowohl wie überhaupt vermieden werden sollen.


564

Redende Wappen, siehe Schild.

Regenbogen, siehe Bogen.

Reichsapfel (ndl.: rijksappel; lat.: orbiculus; frz.: monde), kommt mit Ausnahme der Beroldingen, vermuthlich erst im 15. Jahrhunderte vor; es wäre denn als Sinnbild der Reichs-, Erz- und Erb-Truchsessenwürde, z. B. in den Wappen von Pfalz, Truchseß von Waldburg. Auch war ein g. Reichsapfel zwischen 2, 1 Kreuzchen w. in s. das gemeinschaftliche Wappen der adeligen Erbsälzer zu Werle in Westphalen. — Unter den Staufen hatte der Reichsapfel nur einen Gürtel mit überhöhtem Kreuze; seit 1350 mit Kreuzband und Kreuz; unter Friedrich III. mit Hochkreuz, Kleeblattkreuz (565).


565

Reihendreiecke, besser benestelt und gestückelt, siehe Dreieck.

Reiher, siehe Vogel.

Rebhuhn, siehe Vogel.

Rind (mhd.: ohse, rint; ndl.: os; lat.: bos; frz.: boeuf) (Z. W. 169, 223, 415, 469, 491, 538; H. M. 23, 14, 23, 25 bis 31, 37). Allgemeiner Ausdruck für Stier, Ochs, Büffel, Kuh, welche in älteren Wappen nicht unterschieden werden. Daselbst wird das Rind fast immer stehend (566), roth (Z. W. 491, 538) oder schwarz (519), doch auch naturfarben (braun, 415) mit oder ohne Boden, oder auf einem Freiberge (415) dargestellt mit herabhängendem Zagel, auch schon mit einem (anstatt der Unterlefze mißverstandenen) Nasenringe oder nur der Rumpf (567, 568) (ndl.: halve os; lat.: bos crescens; frz.: boeuf naissant) (Z. W. 169,


566


567


568

223, 469); seitwärts stark gekrümmt, der Rückgrat gekerbt oder gesträubt (wie gehackt) und das Haupt gegen die Brust mehr oder weniger angedrückt (Z. W. 469, 558). Aufspringend heißt der Stier wüthig (ndl.: razend, woedend [panther]; lat.: rabiosus, furore inflammatus [fera ignivoma]; frz.: furieux [griphon sans ailes]) und wird als feuerschnaubend schon frühe phantastisch behandelt, wenigstens mit Greifenklauen. Einen solchen Stier hat namentlich der Herzog Liutpald von Steiermark 1202 und Herzog Ulrich von Kärnten 1257; doch schon seit 1203 wird dieser Stier, wohl wegen der Klauen, „Greif" genannt und ist als vielfach entstellt zu den Ungeheuern (s. d.) zu zählen.

Ganz besonders beliebt war das Rind, beiläufig ein Sinnbild der Landwirthschaft und des Erbküchenmeisteramtes, z. B. der Schulenburg, als Helmzier, da es denn (Z. W. 519) im 14. Jahrh. sogar in ganzer Gestalt, auf einem Kissen stehend, vorkommt, mehr aber nur wachsend mit vorgestreckten Vorderbeinen (491) und noch mehr nur als Rumpf mit (223) oder ohne Nasenring, welcher aber erst im 14. Jahrhunderte vorkommt (169, 469, 558) oder auch nur als Haupt (569, 570) (ndl.: ossenkop; lat.: caput bubalum oder bovis; frz.: tête de boeuf), wie namentlich in Mecklenburg und gar eigenthümlich in der Helmzier der Kleve (Grünenberg 12), wobei der ganze Helm im Rachen eines Rindshauptes steckt, indem die Augenöffnungen desselben als Schaulöcher dienen; oder als sogenannte Rindsstirne (ndl.: ossenschedel; lat.: calva bovis; frz.: crâne de boeuf), nämlich der oberste Theil der Hirnschale mit nur Ohren und Hörnern (Z. W. 273, 392; H. M. 23), wobei im 15. Jahrhunderte auch die Ohren weggelassen werden. Weitaus am meisten jedoch kommen die Rindshörner (s. Horn) als Helmzier vor, einfach in Schildesfarben (166) oder mit der angepaßten Zeichnung des Schildes (31, 113, 522), mit Pelz überzogen (66, 177) oder in verschiedenster Weise besteckt mit straffen (293, 419) oder krummen Hahnfedern (67), Pfauenspiegeln (95), Bällen (68), Lilien (422), Monden (155), Sternen (160), Fächerkamm (556) u. s. w.

Manchmal hat der Rindsrumpf, wenn er aus dem Schilde herübergenommen ist, nicht seine eigene Farbe, sondern die des Schildes (169) um mehr Abwechslung in die Erscheinung zu bringen.


569


570


571

In Betreff der Zeitfolge begegnen uns

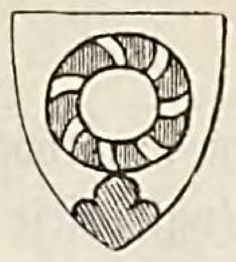
im 12. und 13. Jahrhunderte alle Hauptformen ziemlich gleichzeitig, wie, abgesehen vom wüthenden Stier: das ganze Rind stehend, der Rindsrumpf, das Rind wachsend und das Rindshaupt von vorne, doch auch von der Seite und hervorgehend mit (571) nur einem Horn, auch 2, 1 Rindshäupter. Dabei hat das mecklenburgische Rindshaupt zuerst (1219) eine einfache Stirnbinde, dann erst später (1256) eine Krone und erst 1280 die Zunge ausgestreckt.

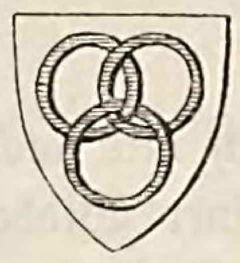
Im 14. Jahrhunderte kommt der Nasenring auf, das Rind mit einem Gürtel, das Rindshaupt durchbohrt von einem Schwerte oder Dolch und zwei Hörner überkreuz.

Das 15. Jahrhundert bringt allerlei Absonderliches, wie z. B. ein s. Rind mit einem weißen Vorderbeine (Rembold), ein wachsendes Kalb (Kelbel) und den bereits erwähnten Helm von Kleve.

Ring (mhd.: bouc, rinc; ndl.: ring; lat.: circulus, annulus; frz.: orle rond, annelet) (Z. W. 59, 68, 71), ist eine öfter vorkommende Hafte, in der Mehrzahl meist zu 2 oder 2, 1 (572) vorkommend, ist von dem in der Regel oben r. oder b. gesteinten, ebenfalls frühe vorkommenden Fingerringe (mhd.: vingerlîn; ndl.: vingerring; lat.: annulus; frz.: bague) zu unterscheiden (H. M. 38, 65). Zwei oder drei verschränkte Ringe heißen Zwei- oder Dreiring (574) (ndl.: twee oder drie ringen zamengevlochten; lat.: duo, tres annuli catenati; frz.: deux, trois annelets entrelacés); eine kreisförmig zusammengebogene


572


573


574

Hirschstange — Hirschendenring (ndl.: hertenhoornkring; lat.: cornu cervinum circulatum; frz.: demi-ramure de cerf courbée) (Z. W. 431). Im 14. Jahrhunderte begegnet uns der Ring von drei Schwertern durchstochen, und im 15. Jahrhunderte die Gabelstellung von 2, 1 Ringen, auch der Ring von einem Sparren unterstützt, 1, 2, 1 mit einem Lorbeerkranze verschränkt und andere reichere Bildungen.

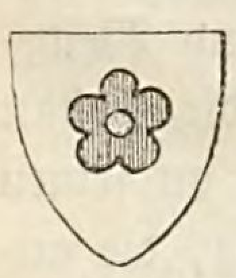
Rinke, siehe Hafte.

Roch, siehe Schachroch.

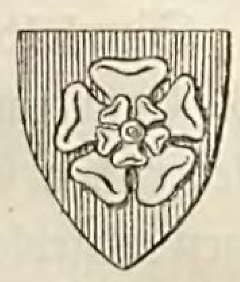
Rohrkolben, siehe Kolben, Früchte.

Rone, Baumrumpf, siehe Rumpf.

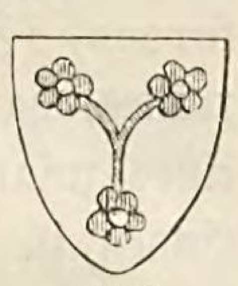
Rose (mhd.: rôse; ndl.: roos; lat.: rosa; frz.: rose) (Z. W. 33, 86, 142, 213, 221, 244, 265, 319, 343, 344, 356, 432, 528; H. M. 34). Das unter den Pflanzen bei Weitem am meisten als Königin der Blumen vorkommende Bild diente wohl ursprünglich nur als Nagelkopf und Hafte, z. B. in der Mitte einer Binde oder einer Seeblattgabel oder zwischen 2, 1 Lilien oder Seeblättern, oder im quer dreigetheilten Schilde zu 1, 1, 1 gfb. oder zu zweit über einer Lilie. Meistens jedoch findet sie sich zu 2, 1, wie es


575


576


577


578


579

eben der Dreieckfläche des Schildes angemessen war. Wenn daher die fünf Rosen der Eluting zu 2, 1, 2 und die neun der Oldershausen[83]) zu 3, 3, 3 gemeldet werden, so ist, falls nicht etwa überhaupt das betreffende Wappen erst in späterer Zeit angenommen wurde, zu vermuthen, daß der Schild bereits unten breiter geworden war und das hohe Alter dieser Geschlechter nicht zu einer Zeitbestimmung ihrer Wappenbilder dienen kann, welcher Umstand auch bei anderen Geschlechtern in Ermangelung von Siegeln und Urkunden zu großer Vorsicht auffordert. Noch im 14. Jahrhunderte (Z. W.) wird die Rose meist nur mit fünf Rundblättern und einem andersfarbigen Butzen gebildet (Z. W. 221, 319, 343, 344, 356); auch kommt sie am Stengel (33, 432, 142, 213), sowie am Zweige (86) vor, mit grünen, und wenn sie weiß ist, rothen spitzen Kleeblättchen. Schon gegen das Ende des 14. und des 15. Jahrhundertes laden die Rundungen der fünf Blätter, welche bisher oft auch flach eingebogen waren, spitz ausgebogen aus (578). Zwei Rosen liebte man in einem längsgetheilten Schilde mit gewechselter Farbe (Z. W. 344) oder einerseits auch einer andern Farbe (319) zu setzen; drei entweder neben einander, namentlich auf einer Binde oder in einem Schildeshaupte (221) oder zu 2, 1 (432), auch gabelweise (579) mit den Stengeln verbunden (528); sechs zu 3, 2, 1 (265) mit einer Binde dazwischen, oder zu 2, 2, 2 zu beiden Seiten eines Hauptstreifes. Zu gleicher Zeit kommt der Rosenschragen (zwei überkreuz) und eine ganze Rose nebst einer halben (hervorgehenden) vor, offenbar durch Zusammenschieben zweier verschiedener Schildeshälften zu einem Wappen entstanden. Rosenkränze (mhd.: rôsenschapël; ndl.: rosenkrans; lat.: rosarium, corona rosacea; frz.: couronne oder chapelet de roses [vgl. Kranz]), im Mittelalter „schapël" genannt (356, H. M. 34, 36), hatten nicht ihre natürlichen (grünen), sondern oft (blaue) Drahtstengel, mit deren Enden die Rosen, wie noch heute unsere künstlichen Blumen, an einem Reife befestigt wurden. Auch als Helmzier von mehr als Helmgröße kommt die Rose in allerlei Gestalt vor: auf einem Kissen (265) und zugleich mit Federbüschen besteckt (343), am Zweige (86, 356) oder als Kranz (244).

Im 15. Jahrhunderte beseiten 2, 1 Rosen einen Sparren; auch erscheint die Rose mit einem Stern belegt oder etwa zwischen 2, 1 Dreistechern u. dgl. m.

Rosenkranz, siehe Rose.

Rosenstaude, siehe Baum.

Roß (mhd.: ors, ros; ndl.: paard; lat.: equus; frz.: cheval) (Z. W. 192, 205, 229, 340, 349, 481, 518, 520; H. M. 32), Sinnbild des Marschalksamtes und auch mehrfach Namenbild, kommt zwar in Siegeln der Grafen von Schwerin (Mecklenburg) zu Ende des 13. Jahrhundertes ungezäumt, schreitend vor, in der nur wenig jüngeren Züricher Wappenrolle aber immer gezäumt (581) und stehend sowohl (Z. W. 229) wie steigend (Z. W. 205, 520), sogar auch gesattelt (580), was aber im 15. Jahrhunderte wieder abkommt. Schon in der ersten Zeit begegnen uns das Roßhaupt (582), welches in Erinnerung unserer altheidnischen Vorzeit noch heute die Giebel unserer Bauernhäuser, namentlich auch in südlichen und Alpendörfern ziert, und der Roßrumpf gezäumt und schon im 13. Jahrhunderte ein oder 1, 1, 1 Roßbeine (583) mit


580


581


582


583


584

Hufen (340, H. M. 22, 17); im 14. Jahrhunderte auch das ebenfalls gezäumte und nur durch längere Ohren unterschiedene Maul-

[83]) Bei Oldershausen ist vermuthlich an eine Bemusterung mit Rosen zu denken, wobei die Anzahl gleichgiltig ist.

thier oder Esel (s. d.) und zwei Roßrümpfe abgewendet (518). Als Helmzier kommt am meisten der Roßrumpf vor, gezäumt (205) oder ungezäumt (481), ja sogar stehend in ganzer Gestalt (229) und bloße Beine gestürzt, so daß die Hufe emporragen (340). Im 15. Jahrhunderte wächst das Roß bald aus einem Schrägflusse, bald aus Nesteln oder einem Flammenfuße; auch begegnen uns drei Roßbeine in der Gabelstellung.

Zusammengesetzte Roßgebilde siehe unter Ungeheuer.

Rössel, siehe Schachroch.

Rost. Dieses Geräthe erscheint, obwohl selten, in späterer Zeit, z. B. im Wappen der Laurenz, anspielend auf den Rost des gleichnamigen Heiligen.

Rübe, siehe Früchte.

Rüde, siehe Hund.

Ruder, Rieme (mhd.: rieme, ruoder; ndl.: riem; lat.: remus; frz.: rame, aviron) (Crone 18.136; Z. W. 436), ist ein erst zu Ende des 13. Jahrhundertes vorkommendes schildförmiges Brettchen mit einem langen Stiele und Krückengriff daran (585), wohl zu unterscheiden von dem ähnlichen Spaten oder Grabscheit (Z. W. 100, 105), welcher aber unten mit Blech beschlagen ist. Zunächst zu zweit überkreuz kommt das Ruder im 14. Jahrhunderte auch zu dritt in der Gabelstellung vor.


585

Sachse, siehe Flügel.

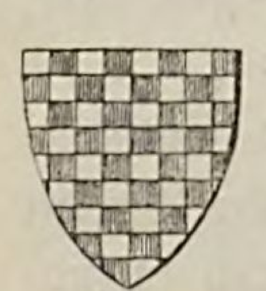
Säge (mhd.: sage, sege; (ndl.: zaag; lat.: serra; frz.: scie). Zuerst erscheinen Sägeblätter, meist als gezahnte Binden dargestellt (Mistelbach), später auch ganze Sägen.

Salweide, siehe Baum.

Saufeder, siehe Speer.

Schabeisen, siehe Beil, vergl. Messer.

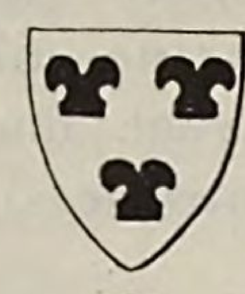
Schach (586) (mhd.: der schâche, geschâzavelt, geschaechet; ndl.: schakering, geschakeerd; lat.: tesselatum [scutum]; frz.: échiqueté) (Z. W. 267, 501; H. M. 10, 16), welches beiläufig Trier 1714 „gewürfelt" nennt, indem allerdings diese uralte, namentlich in Pommern beliebte Schildestheilung in kleine, einander gleich große rechtwinklige, vierseitige Felder in sogenannte Würfel getheilt ist, und zwar durch wenigstens zweimalige Längs- und zweimalige Quertheilung, so daß wenigstens neun Felder entstehen (Neunfelderschach) oder bezüglich ein ausgebrochenes Kreuz (Z. W. 137), das sog. Kantenkreuz (s. Kreuz). Die Winkel müssen also sämmtlich rechte, die Seiten senk- oder wagerecht sein und die Felder eins um's andere die Farbe wechseln. Eine einzige Reihe von Schachwürfeln mit ihren gleichgroßen Zwischenräumen, welche um einander die Farbe wechseln, heißt „gestückt", z. B. Stückhaupt, Stückbinde; dagegen zwei Querreihen des Schach durch eine dritte, die Schildesfarbe begrenzt: Schachhaupt, Schachbinde (401) und zwei Längsreihen des Schach in sich abgeschlossen: Schachstreif. Haben aber ferner die Zwischenräume (Scharten) solcher Würfel, welche schachweise aneinander gekantet sind, die Schildesfarbe, so heißen sie Wechselzinnenbinde oder -Streif.


586

Uebrigens bleibt immer wohl zu bemerken und im Gedächtnisse zu behalten, daß alle dergleichen Schachbildungen aus Würfeln entstanden sind, diese aber nicht anders zu denken sind, als senkrecht und quer oder auf eine ihrer rechtwinkligen Flächen gestellt, wogegen der auf eine Ecke gestellte Würfel Raute heißt und demgemäß eine Schachbinde, -Streif, -Kreuz schräg gelegt als Rautenschrägbinde, -Schrägkreuz anzusprechen ist, wie auch das schräggelegte Schach, geschacht, zum „gerautet" wird.

Schachroch, Roch (587, 588) (mhd.: schâchroch; ndl.: toren; lat.: turris latrunculorum; frz.: roc d'échiquier) (Z. W. 11, 168), Sinnbild weitgreifender Kriegsmacht (Wolfg. Willeh. 382, 2). Diente als eine seit dem 13. Jahrhunderte beliebte Hafte und zugleich mehrfach als Namenbild (Rochow), ähnlich einer Bischofs-


587


588

mütze, jedoch mit nach Außen umgebogenen Zipfeln, mitunter wohl auch aus einer Widderstirn (vgl. diese unter Horn) (Wisendangen) entstanden. Daß aber der mehrfach als solcher in Zweifel gezogene Roch, d. h. der Kriegselefant des alten Schachspieles (welcher erst im 16. Jahrhunderte zum „Thurme" des veränderten neuen Schachspieles umgebildet wurde), wirklich ein Schachstein war, beweist dessen Zeichnung auf dem Schachbrette im Bilde des Markgrafen Otto mit dem Pfeile, 1266—1308 (Mi. S.). Bei der Stellung zu 2, 1 kommt auch eine Binde dazwischen. Erst später, namentlich im 15. Jahrhunderte, kam auch das „Rössel" auf, welches anstatt jener rundlichen Ausbiegungen zwei Roßrümpfe zeigte.

Schale, siehe Gefäß.

Schallern, siehe Helm.


589

Schaufel, Spaten (589) (mhd.: schor, schûvel, schipfe; ndl.: schup, schoffel; lat.: pala; frz.: pelle), meist gekreuzt, auch in Gabelstellung, ist eines der älteren Wappenbilder. Auch Spateneisen (z. B. Meggau) kommen vor.

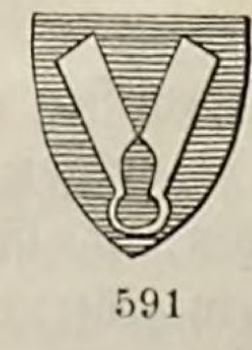
Scheibe, siehe Ball.

Schelle, siehe Glocke.

Schemel, vgl. Bank und Tisch.

Scheere mhd.: schër, schære; ndl.: schaar; lat.: forfex; frz. forces) (Z. W. 38—40), Sinnbild des Schäferei- und Weiderechtes, hat im 12. und 13. Jahrhunderte fast immer die Gestalt eines zusammengebogenen, federnden Eisenstabes, welcher an seinen Enden zu zwei Schneidklingen abgeplattet ist (590, 591), die an-


590


591


592


593

einander gedrückt geeignet sind, namentlich Tuch und die Wolle der Schafe abzuscheeren. Solche Scheeren hat man kleinlich und unnöthig unterscheiden wollen als Tuchscheere, wenn die Schneiden zu-

oberst mit einer geraden Schräglinie abgeschnitten sind, und als Schafscheere (frz.: forces de tondeur), deren Schneiden oben in einer Spitze endigen (593).

Uebrigens kommt bereits in der Z. W. 290, also schon um 1300, unsere noch heute gebräuchliche Scheere vor, deren Schenkel nicht wie oben zusammengebogen, sondern von einander getrennt unterhalb ihrer Mitte aneinander geschraubt oder vernietet, zuunterst je mit einem Ringe zum Einlegen der Finger versehen sind; beim Oeffnen bilden sie ein Schrägkreuz.

Beiläufig verpfuschte Siebmacher die Scheere in ein Wagenspret (592).

Scheure, siehe Gefäß.


594

Schiff (594) (mhd.: schëf, schif, kiël; ndl.: galei, schip; lat.: navis; frz.: navire, galère) kommt in der alten Wappenkunde nur als Boot vor und anderweit nur in Siegeln, da jedoch in hoher künstlerischer Ausbildung.

Schild, Schildlein (mhd.: schilt, schiltelîn; ndl.: schild; lat.: scutum, scutulum; frz.: écu, écusson) (Z. W.), ist in der guten Zeit immer als Dreieckschild (595)[84]) zu verstehen, weil die unten breitere Form schon der späteren Zeit angehört. Dazu kommt dann ferner in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes bereits auf Orlamündeschen Grabdenkmälern (H. A. 2, 146) die sogenannte „Tartsche" (Suchenwirt 30, 190) oben rechtwinklig und unten abgerundet mit einem Einschnitte, der sogenannten „Speerruhe", zum Anlegen und Unterstützen des Speeres. Dabei verhielten sich Helm, Helmzier und Schild zu einander so, daß der Längs- oder Hochdurchmesser des Helmes ein wenig kleiner und der der Helmzier etwas größer als der des Schildes ist. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes ist jene Tartsche oben etwas breiter als unten, auch wohl unten etwas zugeschärft. Schon in der Frühzeit hatten einzelne Theile des Schildes ihre besondere Benennung, wie Ort, Spitz u. s. w. Die Eintheilung ist anstatt vieler Worte in Figur 595 verzeichnet.


595


596

Anderweitig ist der Schild in der Wappenkunde zweifach zu betrachten:

1. Als Schutzwaffe, zu deren Festigkeit (vergl. Wappenbilder)

a) das Gespänge diente, welches um den Rand des Schildes mit übergreift;

b) innerhalb der Schildesfläche den Rand nicht berührend, die Haften und Nagelköpfe.

2. Als Zierde des mittelalterlichen Kriegers, und zwar als eine sinnbildliche

a) in Bezug auf Macht, Ansehen (Adler, Löwe) oder eine anerkannte Berechtigung, wie Kirchenvogtei-, Jagd- und Forst-, Weide-, Fischereirecht u. s. w.;

b) in Bezug auf den Namen des Wappenherrn in den sogenannten Namen- oder redenden Wappen, wie Elefant (Helfenstein), Bär, Fuchs, Rabe, Wolf u. v. A.

Seit dem Ende des 13. Jahrhundertes kommen, was früher nicht der Fall war, zwei oder mehr Felder und verschiedene Bilder in demselben Schilde vor, z. B. in dem des Ulrich Münsterer von Schekkenhoven 1296: längsgetheilt mit hervorgehendem Adler und links einer Binde; so auch schon gevierte Wappen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhundertes begegnen uns schon vier bis sechs Felder mit verschiedenen Bildern, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes kommt das Mittelschild auf. Das waren denn die Anfänge der späteren treffend sogenannten Landkarten.

Hat der Schild einen ungewöhnlich breiten Rand, so gilt dieser Rand als Schild und der von ihm umfaßte Raum als Wappenbild — Schildlein (596), wie im ursprünglichen Wappen der Holstein-Schauenburger Grafen. Diese Schildlein, welche demnach zu den Haften zu zählen sind, kommen schon in frühester Zeit zu dritt (2, 1) vor oder eines schon belegt, z. B. mit einem Schrägkreuz (Oettingen) oder drei Nägeln in der Gabelstellung (Sydow). Zugleich mehrt sich schon im 13. Jahrhunderte die Anzahl der Schildlein bis zu 3, 2, 1 oder das Schildlein wird im 14. und noch mehr im 15. Jahrhunderte begleitet von allerlei anderen Haften oder Nagelköpfen, als: Ballen, Lilien, Muscheln, Ringen, Schellen, Sternen.

Derweil kommt auch unser Malerwappen, die 2, 1 Schildlein w. in r. bereits 1408 im Bruderschaftsbuche des heiligen Christof am Arlberge vor.

Endlich ist hier namentlich auch der Schildhalter (H. M. 8, 40, vgl. Adler, 1. Jahrg., 119) (ndl.: schildhouder; lat.: armiger; frz.: tenant) zu gedenken. Die ersten waren die Inhaber, selbst (Reitersiegel), und noch heute sind die schicklichsten solche, welche überhaupt ein Wappen zu führen berechtigt sind, also Mann und Frau (s. d.), sowie deren Söhne und Töchter und allenfalls von ihnen beauftragt deren Wappenknechte oder Schildbuben, Schildwächter, sei es in Kriegs-, Turnier- oder Haustracht oder als Beschützer gleichsam des Schildes anstatt des Inhabers; Engel (schon 1296, doch namentlich viel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes) oder Heilige, wodurch nebenbei ganz passend, nach mittelalterlichem Gebrauche, der Vorname des Schildesinhabers oder der Inhaberin angedeutet werden kann, was freilich zwar an sich ganz gerechtfertigt, doch jedenfalls entschieden voraussetzt, daß die Schildhalter sich ursprünglich nicht wie Helm und Schild vererben, sondern beliebig gewählt werden können. Waldmänner und Thiere (von den Franzosen zum Unterschiede von Menschen unnöthigerweise „supports", lateinisch „sustentacula" genannt), wie Greife (schon 1389 im Siegel Johann's I. von Lothringen), Löwen (1393 unter Karl II.), Adler (1431 ff. unter Renat I. von Lothringen), Bären, Hirsche, Hunde, muß man eben wenigstens als Schildwächter gelten lassen, weil sie, obwohl Erzeugnisse der eingetretenen Geschmacksverwilderung und des Verfalles, doch namentlich im 15. Jahrhunderte oft genug vorkommen. Uebrigens hat man bei Benützung und Beurtheilung selbst der älteren Quellen wohl zu erforschen und zu unterscheiden, ob Wappen und deren Schildhalter wirklich im Ernste als solche gegeben wurden und demnach zu nennen sind, oder ob sie sich, was eben im 15. Jahr-

---

[84]) Da das Schildlein die eingeschriebenen Bezeichnungen, weil zu klein, nicht deutlich erkennen läßt, geben wir hier eine Erläuterung der neun Plätze.

1	2	3
4	5	6
7	8	9

1 Obereck; 2 Ort; 3 linkes Obereck; 1, 2, 3 Haupt; 4 Bindenseite; 5 Herz; 6 linke Bindenseite; 4, 5, 6 Bindenreihe; 7 Untereck; 1, 4, 7 Seite; 8 Spitz; 2, 5, 8 Streifreihe; 9 linkes Untereck; 7, 8, 9 Schildesfuß, und endlich 3, 6, 9 linke Seite.

hunderte oft vorkommt, als der Ausdruck einer derben Lust zu Mummerei und Verspottung des damals bereits einreißenden und eingerissenen Wappenunfuges darstellen (vgl. meine culturgeschichtlichen Briefe, S. 94 ff.).

Schindeln (mhd.: scheite, schindel; ndl.: blokjes; lat.: plinthides; frz.: billettes) heißen kleine, namentlich in Wappen am Mittel- und Niederrhein beliebte, etwa viertelschildeslange Rechtecke, deren Höhe zur Breite sich verhält wie etwa 3 zu 1. Sind solche Schindeln wagrecht gelegt, so heißen sie Querschindeln (ndl.: liggende blokjes; lat.: p. jacentes; frz.: b. couchées oder schräg mit zugleich abgeschrägten Schmalseiten, Schrägschindeln (ndl.: geschuint l. b.; frz.: b. couchées en bande). Rüxner nennt die Schindeln „spene", was also dem mhd. „sleite" wohl noch näher steht als Schindel. Solche Schindeln, meistens ein anderes Hauptwappenbild begleitend, sind wohl sicher als Nagelköpfe zu betrachten, nicht gar regelmäßig über die ganze Schildesfläche vertheilt, und kommen als selbständiges Wappenbild, wie es scheint namentlich in Schlesien und seit dem Ende des 13. Jahrhundertes, aber nur selten vor, wie die 2, 1 der Frankenberg und die der Schindel in der Gabelstellung; auch die 3, 2, 1 der Nor(au).

Schirmbrett (mhd.: scherm-, schirmbret, waele, rundël; ndl.: scherm; lat.: ventilabrum, galeae-flabellum; frz.: écran, écusson d'armes), eine beliebte Helmzier, auf welcher man das ganze Wappenbild leicht wiederholen konnte, um es weit in die Ebene leuchten zu lassen; in der Regel ein Blech oder leichtes Brett, meistens (597) fächerförmig (Z. W. 3, 6, 9, 15, 28, 57, 83, 117, 123, 164, 281, 344; H. M. 39) oder in Gestalt eines


597

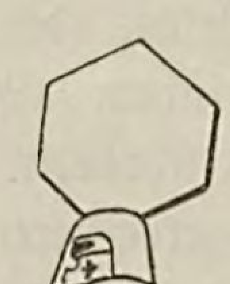

598


599

stumpfwinkeligen Kreisausschnittes (598, 600), welcher nach Art der ebenfalls, namentlich im 13. und 14. Jahrhunderte beliebten, mit den Schwungfedern emporragenden Flügel (s. d. und vgl. 42, 81, 128) aufgesetzt wurde (39, 43) oder kleiner und dann paarweise zu beiden Seiten des Helmes (132, 172).


600


601


602

Andere Schirmbretter waren ganz kreisrund, also Scheiben (Z. W. 18, 139, 150); auch kommt nicht allein die Wiederholung des Wappenbildes, sondern auch (599) die des ganzen Schildes vor (Z. W. 371) oder das Schirmbrett war sechs- oder achttheilig (601), mit geraden oder abgekehlten Seiten und die Ecken oder Spitzen besteckt mit allerlei Federn, Pfauenspiegeln, Bällen, Schellen, Lindenzweigen oder -Blättern, Windflügen, Fähnlein, Flittern.

Noch andere Helmaufsätze waren trapezförmig: Körbe, Köcher oder einer Bischofsmütze (602) ähnelnd mit zwei emporragenden Spitzen.

Schlange, Wurm (603) (mhd.: ecimedôn, sarapandrateſt; ndl.: slang; lat.: serpens, vipera; frz.: serpent, guivre) (H. M. 32), wird zwar schon im 13. Jahrhunderte dichterisch erwähnt, scheint aber in wirklichen Wappenschildern nicht vor dem 14. Jahrhunderte vorzukommen, im 15. Jahrhunderte auch gekrönt, im Ganzen aber nur selten. Daß man übrigens die Schlange für ein heilbringendes und schützendes Wesen hielt, beweisen uns noch eine Menge unserer, z. B. Grimm'schen, Hausmärchen.


603

Schlegel, siehe Hammer.

Schleife, siehe Sparren, vgl. Pflugschar.

Schlitten (mhd.: slite; ndl.: slede; lat.: traha; frz.: traîneau) erscheint z. B. im Wappen der sächsischen Schlistet.


604

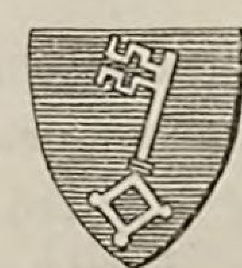
Schrittschuhe (604) (mhd.: schritelschuoch; ndl.: schaats; lat.: petasum; frz.: patin) sind sehr selten. Das Wappen der Raedt dürfte wohl das einzige Beispiel sein.


605

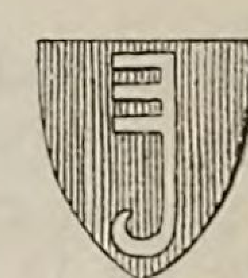
Schloß (605), Thürschloß, ein im Schilde ebenfalls seltenes Geräth, kommt als Vorhangschloß bei den österreichischen Stadlern vor.

Schlüssel (mhd.: slüzzel; ndl.: sleutel; lat.: clavis; frz.: clef, clé) (Z. W. 342, 565; H. M. 35, 36) hat in seiner älteren Gestalt die eines Sägeblattes mit einem Knopfe unten am Griffe (606); auch kommen anstatt der Sägezähne rechtwinklig am Schafte hervorgehende Stäbchen (609) vor, aus welchen dann näher aneinander gerückt und mehrfach gebrochen der spätere Bart entstanden zu sein scheint, welcher übrigens uns bereits im 14. Jahrhunderte (Z. W. 565) begegnet; dabei nahm der Griff die Gestalt einer Raute (607) an, einfach oder mit einem Drei- oder Vierpaß aus-


606


607


608


609

gebrochen. Schon früher finden wir einen Schlüssel auf einem Berge (Schlüsselberg) oder drei (1, 1, 1) übereinander, dann zwei überkreuz und drei (2, 1) in der Gabelstellung. Im 15. Jahrhunderte erscheint dann der Doppelschlüssel der Froberg.

Schnalle, siehe Hafte.


610

Schneckenhaus (mhd.: snekehus; ndl.: slakkenhuisje; lat.: cochleae testa; frz.: limaçon) (Z. W. 108; H. M. 32, 11) kommt als natürliches Wappenbild (also nicht zu verwechseln mit Strudel oder etwa Steinbocks- oder Widderhorn), ausnahmsweise, z. B. (610) als Helmzier der Grenzer (Z. W. 108), dann aber erst seit dem 14. Jahrhunderte auf.

Schrägbeneſtelt (mhd.: schipfes zetal genestelt, auch stükket; ndl.: geschuinbalkt; lat.: diagonaliter virgatum (scutum); frz.: bandé, barré) (Z. W. 38, 197, 219, 266, 292, 332, 390) heißt: durch mehr als zwei gleichlaufende Schräglinien mit zwei

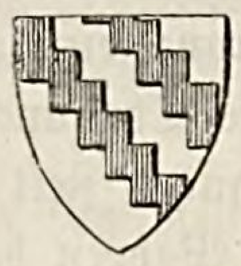
abwechselnden Farben getheilt. Bei Meldung dieser Farben gilt die erste oben rechts als Schildesfarbe und die von innen her angrenzende als die der zwei bis zu fünf Nesteln (611).

Uebrigens treten beim Schrägbenestelt, abgesehen von der veränderten Richtung dieselben Umstände ein wie beim eigentlichen (wagrechten) Benestelt (s. d.).

Der Zeit nach kommen zuerst das einfache und das Wellenschrägbenestelt vor, aber nur vorerst zu zweit oder dritt, auch belegt mit Sternen (also genagelt) oder unter einem Haupte.

Im 13. Jahrhunderte treten mitunter zwei Nesteln einander näher als gewöhnlich zu sogenannten Schrägzwillingen und es kommen zu der Wellenschrägbenestelung die gerauteten Nesteln und das Wecken- und Zackenschrägbenestelt (612). Die Zahl der Nesteln wächst bis zu vier oder fünf. Dabei kommt das Freiviertel vor oder ein genagelter Rand.


611

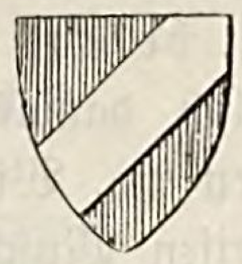

612

Im 14. Jahrhunderte kommen die Zinnen- und Wechselzinnen-Schrägnesteln vor, zum Zwilling auch der Drilling und das Halbschrägbenestelt mit dem Längsgetheilt; auch im Obereck ein Stern.

Im 15. Jahrhunderte werden die Nesteln gerieft; der ganze benestelte Schild dient als Grundfläche für einen Pfau oder Löwen; auch kommt ein Roß zwischen den Schrägnesteln vor.

Schrägbinde (613) (mhd.: bant, bar; ndl.: baar, später schüinbalk; lat.: balteus; frz.: bande, barre) (Z. W. 23, 32, 57, 61, 78, 79, 105, 133, 141, 151, 164, 194, 203, 228, 373, 389, 401, 406, 416, 437, 470, 473, 485, 486, 500, 508, 517, 521, 530, 567, 580; H. M. 10, 18, 19) (beiläufig bei Martin Schrot 1576 „strich", „zwerchstrich"; Letzner 1596 „zwerg hangender, schriem- oder niederhangender Balken"; Micrelius „gelehnter Balken" oder auch „strich"; bei Köhler 1734 „zwergbalken" oder -band, -strebe) heißt der mittlere andersfarbige Theil eines durch zwei gleichlaufende Schräglinien in drei Theile getheilten Schildes. Dabei mag hier von Vornherein sogleich bemerkt sein, daß die Afterheraldik die Schrägbinden unterscheidet, je nachdem sie von oben rechts oder links herabgelegt sind; da jedoch die älteren Siegeln ein und derselbe Wappenherr bald einen sogenannten Recht-, bald einen Linkbalken hat (von dem unhistorischen „Balken" ohnehin abgesehen), man also durchaus keinen strengen Unterschied darin machte, so kann dieser auch nicht festgehalten werden, um desto weniger als der eine einen Rechtbalken nennt, der von oben rechts ausgeht, der andere aber den, welcher nach unten hingeht, also gerade das Gegentheil. Will man aber dennoch (vgl. schräggetheilt) zu gelegentlicher Unterscheidung zwei verschiedene Benennungen haben, so empfehlen sich dazu das mhd. „bant" und „diu bar" (z. B. Ulrich's von Lichtenstein), wie bei den Franzosen, welche ihre „bande" und „barre", ebenso wie viel Anderes von uns entlehnt, und dann für ihre eigene Erfindung ausgegeben haben. Demnach wäre das Band eine Schrägbinde, welche, unserem Terzhiebe entsprechend, von oben rechts nach unten links gelegt ist (also mhd.: bant; ndl.: schüinbalk: lat.; balteus a dextra descendens; frz.: bande); die Barre aber, unserem Quarthiebe entsprechend, von oben links herab (mhd.: diu bar; ndl.: linker schüinbalk; lat.: balteus a sinistra descendens; frz.: barre).

Die Schrägbinde kommt mit und in allen Wappenfarben vor, namentlich auch die Schrägfehebinde, z. B. in r. (Z. W. 470) oder in Fehe mit Roth, z. B. eine g. Schrägbinde (508). Zwei solcher Schrägbinden nahe aneinandergerückt heißen Schrägzwilling, sind aber bereits (weil mehr als eine) zu den Schrägnesteln zu zählen.


613


614


615


616

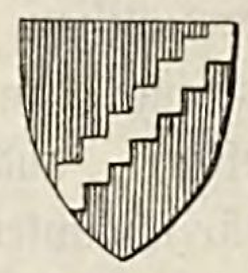

617

Ist eine Schrägbinde nach ihrer Länge abgetheilt zweifarbig, so heißt sie Kuppelschrägbinde (615, 616), und wenn gerautet (617) Rautenschrägbinde, mit einem Netze belegt (619), Netzschrägbinde, belegt, z. B. mit einem Wolfe (Z. W. 262), Lindenblättern (416), Monden (455), Sternen (530), oder beseitet von zwei Schrägfäden derselben oder anderer Farbe (228), beseitet von Löwen (22), vierblättern (78), Bällen (164), besetzt, z. B. mit einer Lilie, Lilienschrägbinde (201, 264).


618


619


620


621

Während die aufgelegten Wappenbilder wenigstens in der guten Zeit ihre eigene Farbe zu haben pflegen (später oft die des Schildes), haben die beseitenden und besetzenden Bilder meist die Farbe des Hauptbildes, doch kommt auch hier die eigene Farbe vor, wie z. B. eine g. Schrägbinde in r., beseitet von zwei Schrägfäden[85]) (618) (228) oder eine Schrägbinde w. in b., überhöht von einem g. Löwen (175). Ferner sind die Ränder der Schrägbinde gar oft auch gebrochen wie bei der gehackten (61, 151) oder Stufen- (621) (Z. W. 132, 500), Wellen- und Gegenzinnen- (622) Schrägbinde oder eine solche aus anderen Bildern zusammengeschoben, wie die Weckenschrägbinde. Auch entsteht eine eigenthümlich gebrochene Form durch einen Stützsparren (622) in der Mitte.


622


623


624


625


626

Ferner kann, wie bei der Gegenschrägung von Linien, eine Halbschrägbinde durch eine Linie oder Schrägbinde gegengeschrägt werden, z. B. eine Halbschrägbinde w. in s. und gegenschräg g. (624) und ebenmäßig eine Halb- und (gleichfarbige) Gegenschrägbinde oder Schräg- und Halbgegenschrägbinde (624—626).

In Betreff der Zeitfolge begegnen uns zuerst

1. Im 12. Jahrhunderte die Ast-, Kuppel- (Lobdeburg), Rauten- (d. h. gerautete: Enenkl), Wecken- (Alten), Gegen- und Wechselzinnen-Schrägbinde; oft auch begleitet von 3, 3 Kronen (Ober-Elsaß), 3 Lilien (Nieder-Elsaß), 2 Löwen (Kiburg), 2, 2

---

[85]) „Faden" bezeichnet bei Binde, Schrägbinde, Kreuz, Streif u. s. w. eine ungewöhnliche Schmalheit.

Löwen (Dillingen), Schindeln, Schrägzwilling (Warendorp), 2 Sternen. Belegbilder sind u. A. ein Löwe oder Stern, kommen jedoch meistens zu dritt vor, wie die Adler von Lothringen, Bälle (also genagelt: Pienzenau), Lilien, Seeblätter, Sterne.

2. Im 13. Jahrhunderte kommen hinzu die (anstatt eines ursprünglichen Zweigrumpfes: Gundolfingen) gehackte, Saum-, Scharten-, Schuppen- (Tattenbach), Stufen- (Lewenberg) und Wolkenschrägbinde, begleitet von zwei Rosen, belegt mit einem Greif, Strahl, Weinzweig (wohl ursprünglich damascirt, was auch später bei anderem Laubwerke zu vermuthen ist), Widder oder zu dritt mit Eberhäuptern, Freibergen, Hufeisen Muscheln, Rauten, Ringen, oft vorkommenden Rosen und Schildlein, mitunter unter einem Schildeshaupte.

3. Im 14. Jahrhunderte brachte der reiche Styl eine Menge nicht allein von Haupt-, sondern namentlich auch Belegformen, und zwar die Schrägbinde zunächst gebrochen mit Sparren, die Halbschrägbinde und gegengeschrägt, die längsgetheilte (Hohenkirch), Lilien-, Netz- (Rotenstein), Stück-, Stückel-, Stufen-, Zacken-, Zinnen- (gemauert, auch mit Thurm, also Burg: von der Lühe) und Wechselzinnen - Schrägbinde von einem Schrägzwilling beseitet, begleitet von zwei Falkenaugen, zwei Hirschstangen, zwei oder drei Lilien, Stern und Mond oder Vierblättern, belegt mit Rosenzweig (damascirt), Schrägfuß, Windhund, Weckenschrägbinde (Harlessem), auch von einem Schwerte durchbohrt oder zu dritt mit Bärenhäuptern, Doppeladlern (Helpede), Eichhörnchen (Schorne), Eisenhüten (nicht mit dem Fehe zu verwechseln), Fischen, Flammen, (3, 3, 3) Hirschen, Kreuzchen, Kübeln, Monden, Rädern, Schindeln, ja sogar Wecken, Zöpfen und Weintrauben. Dabei kommt das Schildeshaupt schräg (mit der Schrägbinde gleichlaufend) (Pfeferbalg) oder gezackt, auch ein Stückrand vor.

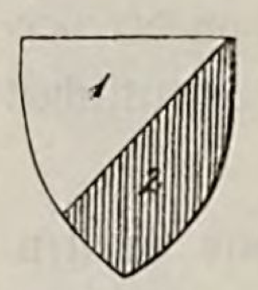
4. Im 15. Jahrhunderte kommt die mit einem Spitzsparren gebrochene (Pirmund) und die gesparrte, auch die geriefte Schrägbinde, als Begleitbilder 3, 4 Schräglinien und als Belegbilder ein Schwert oder je drei Blumen (damascirt), Brustbilder, Fischhäupter, Flügel, Hüte (Judmann), Schellen, Sicheln (zwei), Strahleisen, Vögel (Schwalben: Schwalbach).

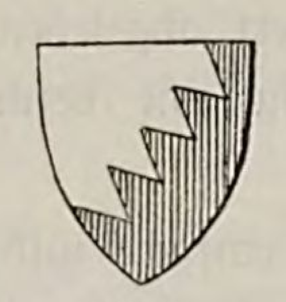
Schrägfluß, siehe Fluß.

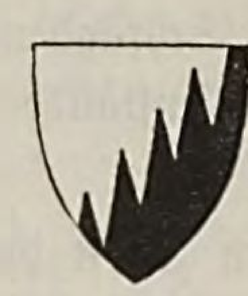
Schrägfuß, siehe Fuß.

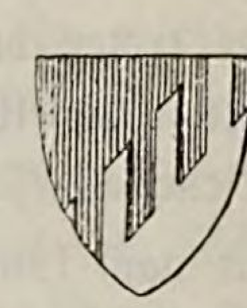
Schräggetheilt (627) (mhd.: schipfes zetâl; ndl.: geschüint; lat.: diagonaliter sectum [scutum]; frz.: tranché ou taillé) (Z. W. 64, 159, 240, 317; H. M. 10, 5) heißt der Schild*, wenn er von einem der Oberwinkel nach unten schräg in zwei gleiche Hälften verschiedener Farbe abgetheilt ist. Geht die Schrägung in einer anderen als der gewöhnlichen Richtung, so muß solches gemeldet werden, z. B. vom Orte schräg- und längsgetheilt oder längs und vom Orte schräg, also in der linken Seite. Nicht zu verwechseln mit halbschräg, was sich immer nur auf die Richtung von einem oberen oder unteren Winkel nach der Mitte des Schildes bezieht.

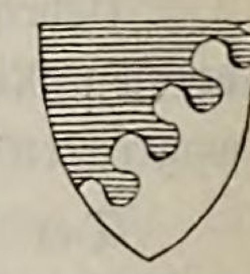
Ist die in ihrer Hauptrichtung bleibende Schräglinie irgendwie gebrochen, z. B. spitzen-[86]) oder zackenförmig (Z. W. 509), zinnen- oder astförmig, wolken- (113, 532), stufenzinnenförmig, so melden wir eben entsprechend zacken- oder zinnen-, wolken-, stufenzinnen-schräggetheilt.


627


628


629


630


631

Auch eigentliche Wappenbilder, wie Lindenblätter (98), Adler (115), Speereisen (224), Angelhaken (278), Strahleisen (338), welche nach der Richtung einer Schräglinie gelegt sind, erhalten das Beiwort „schräg" oder „schräg geneigt" (ndl.: schüingeplaatst, schüin boven elkander, schüinsch, hellend; lat.: diagonaliter alius super alium; frz.: obliqué; — rangé, posé en bande (barre), penché).

Wie die Franzosen, so unterscheidet auch unsere Afterheraldik noch besonders die Theilung schrägrechts und schräglinks; da jedoch in der früheren guten Zeit, worauf es eben hier allein ankommt, ein und dasselbe Wappen bald so, bald anders geschrägt vorkommt, und in der Helmzier sogar auf beiderlei Weise zugleich, so sind diese Unterscheidungen als nur verwirrend und doch nicht streng durchführbar zu verwerfen. Wären wir aber dennoch ausnahmsweise in einem einzelnen Falle genöthigt, zu einer genaueren Unterscheidung von „schrägrechts" und „schräglinks", welche der eine Heraldiker so oder so, und ein anderer wieder gerade umgekehrt anwendet, uns herbeizulassen, so würden wir einem jeden Mißverständnisse dadurch begegnen können, daß wir die Schrägung von oben rechts nach unten, welche unserem Terzhiebe entspricht, bandschräg (mhd.: schipfes zetal; ndl.: geschüint; lat.: scutum diagonaliter sectum a dextra descendens; frz.: tranché) und die dem Quarthiebe entsprechende von oben links nach unten (vgl. Schrägbinde) barrenschräg nennen. Uebrigens wird das oben breitere Feld das erste und das oben spitze das zweite genannt.

Stoßen zwei Schräglinien in entgegengesetzter Richtung so aufeinander, daß sie zwei Nebenwinkel bilden, so heißt die untere gegenschräg (ndl.: tegengeschüint; lat.: diagonaliter sectum ex adverso; frz.: tranché oder taillé) je nachdem einander entgegengesetzt. In solcher Weise entstehen zwei verschiedene Theilungen, nämlich:

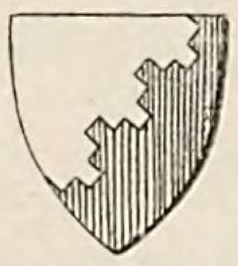
1. Schräg- und halbgegenschräg (633), d. h. zuerst von oben rechts oder links ganz durch schräg und dann in der unteren Hälfte aus der Mitte zum linken oder rechten Unterwinkel (ndl.: geschüint en half tegengeschüint; lat.: diagonaliter et in inferiore parte ex adverso sectum; frz.: tranché et mi-taillé oder taillé et mi-tranché).

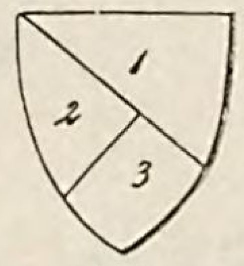
2. Halb- und gegenschräg (634), d. h. zuerst von oben rechts oder links halbschräg bis zur Mitte des Schildes und dann ganz durch (von oben links oder rechts) schräg (ndl.: ten halvë geschüint en tegengeschüint; lat.: parte dimidia diagonaliter sectum et inferius ex adverso; frz.: mi-tranché [taillé] taillé [tranché]).

---

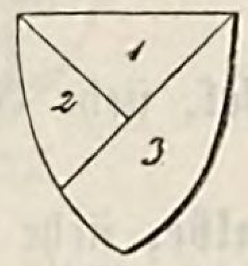
[86]) Spitzenschräg (629) (ndl.: ingehóekt geschuint; lat.: diagonaliter sectum per cuspides; frz.: tranché [taillé-] émanché). Zackenschräg (628) (ndl.: hoekig-, uitgetant geschüint; lat.: diag. sectum tortuosim, dentatim; frz.: tranché (taillé) denché, dentelé). Zinnenschräg (ndl.: gekanteeld-geschüint; lat.: d. s. per pinnos; frz.: tranché [taillé] crenelé). Astschräg (630) (ndl.: loodregt gekanteeld geschüint; lat.: diag. sect. extruncoramoso; frz.: taillé- oder tranché-crenelé à plomb. Wolkenschräg (631) (ndl.: wolken-geschüint; lat.: in nubium speciem diag. sect.; frz.: tranché [taillé-] nuagé). Stufenzinnenschräg (ndl.: met gevels traps wijze geschüint; lat.: diag. sect. gradatim pinnatum; frz.: tranché [taillé] pignonné).

Eine besondere Schrägung entsteht, wenn die Schräglinie in ihrer Mitte längs-, quer- oder gegenschräg gebrochen ist; also schräglängs gebrochen (635) (ndl.: geschüint gedeeld en nogmaals geschüint; lat.: per gradum ascendentum diagonaliter sectum; frz.: tranché [taillé], parti et retranché [retaillé]). Ferner schrägquergebrochen (636) (ndl.: ge-


632



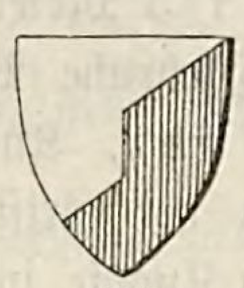
633

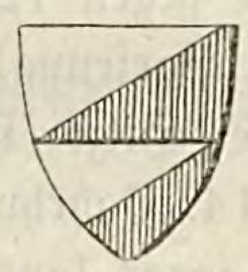


634

schüint, doorsneden en noogmals geschüint; lat.: per gradum transversum diagonaliter sectum; frz.: tranché [taillé], coupé et retranché [retaillé]); dann schräg-gegenschräg gebrochen (ndl.: geschüint en tegenverbrokkeld; lat.: cuspidatum; frz.: tranché, taillé et retranché oder aber: taillé, tranché et retaillé).

In Bezug auf die Zeitfolge ist zu bemerken, daß fast alle Hauptformen schon im 12. und 13. Jahrhunderte vorkommen; also spitzen- oder zackenschräg, zinnen-, bezüglich astschräg, stufenschräg, wolken- und kerbenschräg.


635

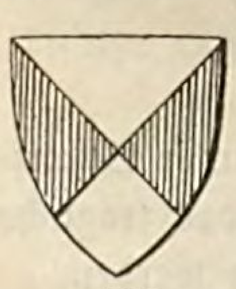

636

Eine der frühesten (obwohl man nach dem Anscheine meinen könnte spätesten) Schrägtheilungen ist die „schräg zum Spitz, längs und (mit der vorderen Schräge gleichlaufend) vom Orte schräg" (Neuenburg), woran sich dann die Schräge, gegenschräg gebrochene Theilung (Kaufungen) schließt. Auch erscheint die Schräge verbunden mit einer darunter halbgestreiften Theilung (Maienburg, Tirol). Mitunter sind ein Haupt oder eine Vierung beigefügt und mehrfach kommt zuerst die einfache Schrägbreitheilung (mhd.: in barre wîs endriu; ndl.: geschüint in drieën; lat.: diagonaliter tripartitum; frz.: tiercé en bande [barre]) (also mit drei verschiedenen Farben) vor, der sich dann die Zinnenschrägbreitheilung (Plittersdorf) anschließt.

Im 14. Jahrhunderte gewinnt die Zinnenschrägung die reichere Form der Stufenzinnen- oder Giebelschrägung, wogegen andere Formen wieder einfacher als früher erscheinen, wie schräg-, längs-, schrägquergebrochen, schräg zum Spitz und längsgetheilt (Leubel) und zu dem Schräg- und Halbgestreift tritt Schräg- und Gegenschräg-beneftelt (Steinwart).

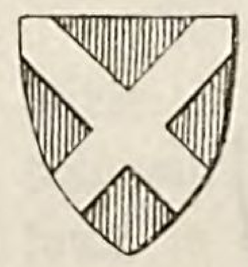
Das 15. Jahrhundert bringt uns das „Flammenspitzenschräg".

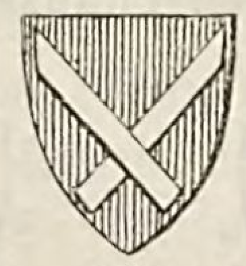
Schräggeviertet (637) (ndl.: schüingevierendeeld; lat.: (oblique) decussatum (scutum); frz.: ecartelé en sautoir) (Z. W. 405, 522) heißt die Theilung der Schildesfläche in vier Felder durch einander kreuzende Schräglinien, so daß oben und unten je ein spitz-, rechts und links aber zwei stumpfwinklige Dreiecke entstehen. Hier ist das oberste Feld das erste, rechts das zweite, links das dritte und unten das vierte. Werden kleinere Bilder, wie Bälle, Rauten, Würfel oder einander überkreuzende, z. B. Lilienstäbe, Sicheln u. A. in jene Lage gebracht, so heißen sie schräggekreuzt


637

oder ....-Schragen (ndl.: schüingekrüist; lat.: oblique decussatim; frz.: passé en sautoir).

Schrägkreuz (639) (ndl.: S. Andrieskrüis; lat.: decussis; frz.: sautoir oder croix de Bourgogne) (Z. W. 29, 91, 379), entstanden durch Uebereinanderlegen einer Schrägbinde und ihrer Gegenschrägbinde, heißt bei geringer Dicke Fadenschrägkreuz.


638


639


640


641

Bei Belegung desselben mit kleineren Wappenbildern wird dasjenige in der Mitte in der Regel senkrecht gestellt, die andere aber in der Richtung der Kreuzarme. Auch „bewinkelt" (in allen vier Winkeln) kommt das Schrägkreuz vor oder „überhöht" (nur im obersten Felde, z. B. mit einem Sterne [Hadstatt]). Da das Schrägkreuz zum Gespänge gehört und als solches immer um den Schildesrand greift, so muß ein solches, welches den Rand nicht berührt, als zu den Haften gehöriger Schragen (640) (mhd.: schrage, geschrenket in kriuze wîs; ndl.: verkorte S. Andrieskrüis, schüingekrüist; lat.: decussis dejunctus; frz.: sautoir alésé [klein] flanchis) (Z. W. 341) gemeldet werden. Sind die Enden besonders ausgezeichnet, z. B. je durch eine Lilie, so ist die Bezeichnung Lilienschragen, oder nur die oberen Enden — Lilienstabschragen zu empfehlen, sowie Astschragen oder Zweigrumpfschragen, wenn die Arme geästet sind (beiläufig das Zeichen des goldenen Vließordens). Ein Schragen mit einem gleichfarbigen Kreuze verschrenkt, also ein Rad mit acht Speichen ohne Felgen heißt, weil meistens anker- oder lilienendig, Anker- und bezüglich Lilienrad.

In Betreff der Zeitfolge begegnen wir bereits

1. im 12. Jahrhunderte dem Riefen- (642) und Würfel- (641) Schrägkreuze, überhöht von einem Sterne (379) oder bewinkelt von vier Rosen oder Scheeren, welche öfter vorkommen; sodann

2. im 13. Jahrhunderte dem Rauten- oder Wechselzinnen-Schrägkreuz oder -Schragen; das Kreuz belegt mit einer Rose oder 2, 1, 2 Sonnen oder Adlern; bewinkelt von vier Ringen oder Lilie und 2, 1 Rosen; auch kommt der Schragen bereits zu dritt, 2, 1, vor, auch je von einer Rose überhöht.

3. Im 14. Jahrhunderte kommt das Schrägkreuz von einem Mannshaupt oder einer Lilie überhöht vor, und

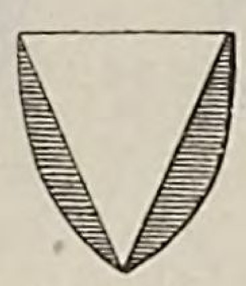
4. im 15 Jahrhunderte der Astschragen, das Schrägkreuz mit Zackensaum, bewinkelt von je drei Kreuzchen u. a. m.

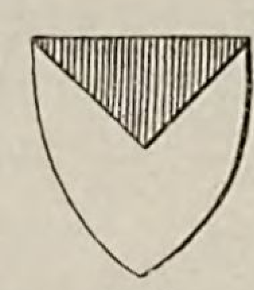
Auch sind, wie schon zuvor angedeutet wurde, alle über's Schrägkreuz gelegten Wappenbilder, wie z. B. zwei Beile, Schwerter, Strahle kurz und gut als Beil-, Schwerter-, Strahlschragen zu melden, wobei die Zweizahl sich von selbst versteht.

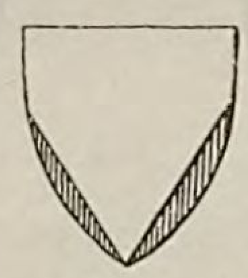
Schrotleiter, siehe Leiter.

Schuh (642) (mhd.: verkilet; ndl.: gekousd; lat.: cuspis inversa; frz.: chaussé) heißt der Theil des Schildes unter einem vollen, andersfarbigen Keil oder Spickel, also die gestürzte Kappe

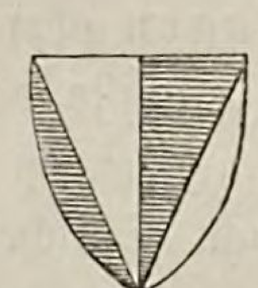
als deren Gegenbild. Reicht der Spickel innerhalb des Schuhes nicht mit zur Fußrandmitte, sondern nur bis zur Schildesmitte oder nicht einmal so tief, so ist ein, jedoch erst im 14. Jahrhunderte vorkommender Hochschuh (643) zu melden (ndl.: boven gekousd; lat.: cuspis inversa, altius elata; frz.: chaussé-haussé); nimmt der Spickel aber die ganze obere Schildeshälfte ein, so daß vom eigentlichen Schuh nur zwei schmale Schrägfüße übrig bleiben, so wird ein Halbschuh (644) gemeldet (ndl.: ingedreven pünt; lat.: per scutarius in modum cuspidis inversae; frz.: à la pointe renversée chaussée de . . .).


642


643


644

Schon im 12. Jahrhunderte haben die drei Felder des Schuhes nicht wie gewöhnlich zwei, sondern ein jedes seine besondere Farbe, da denn spickel- oder schuh-dreigetheilt zu melden ist, z. B. w.-g.-r. (Wappen der Stade, später Stachel v. Stacheleck). Wie bei der Kappe, kommt auch hier schon im 13. Jahrhunderte die Längstheilung, der Längsschuh (645) (ndl.: gedeeld gekousd; lat.: cuspis inversa bipartita; frz.: parti-chaussé) vor, wobei also vier Felder mit je zwei abwechselnden Farben entstehen. Gleichzeitig endigt die untere Spitze des Spickels in ein Kleeblatt (später auch in andere Blätter) und dieses Wappenbild, z. B. der Flüer von Au, heißt dann ein Kleeschuh (646) (ndl.: met klaver-


645


646

blad gekousd; lat.: cuspis inversa trifoliata; frz.: chaussé en forme de trêfle). Verändert der Spickel seine senkrechte Lage, so daß seine Spitze (14. Jahrhundert) einen Punkt der Seite berührt, so heißt das Bild Schräg- oder Querschuh, welcher auch schon, wie im Haller-Wappen, gesäumt vorkommt (ndl.: schüin gekousd; lat.: cuspis inversa obliqua; frz.: embrassé - renversé oder z. B. de gueules au giron de sable, bordé d'argent). Beiläufig nennt Wigul. Hundt (1585) das „von oben herab ein Gern". Sodann erhält der Längsschuh eine ganz besondere Gestalt durch Verbindung mit einem Doppelsturzsparren, also der sechsfeldrige, um eine lange Umschreibung zu vermeiden, Doppelsturzsparren-Längsschuh, z. B. der Schilter in der Schweiz. Dergestalt hat also der längs in zwei gleiche Hälften getheilte Schild in jeder Hälfte einen Schuh gewechselter Farbe, z. B. rechts s.-w. und links w.-s.

Der natürliche Schuh (z. B. der Holzschuher) muß zur Unterscheidung als solcher gemeldet werden — Mannsschuh.

Schurfeisen (ndl.: schrabber; lat.: radula; frz.: [ratissoir] rabot), oft auch als Feuerstahl angesprochen (s. d.) ist bereits im 13. Jahrhunderte als redendes Wappenbild der Schurfeisen und Schurf, sowie im 15. Jahrh. der Schürpfer berechtigt. Es ist ein undurchbrochenes oder auch durchbrochenes Blech [87]), oben mit zwei einwärts gezogenen Bogenschnörkeln (647—649).


647


648


649

Schürhaken, siehe Haken.

Schüssel, siehe Gefäß.

Schwalbe, siehe Vogel.

Schwan, siehe Vogel.

Schwenkel, Bannertuch, siehe Banner.

Schwert (mhd.: swërt; ndl.: zwaard; lat.: gladius; frz.: épée) (H. M. 37) kommt schon sehr frühe zwischen zwei Monden vor, und im 13. Jahrh. zwischen zwei Thürmen; auch zu 2, 1 in der Gabelstellung (650); doch erst im 14. Jahrhunderte zu zweit überkreuz — Schwerterschragen. Das Schwert ist unter den Staufern (1137—1273) armslang, später (im hortus deliciarum 1175) etwa gegen 1 Meter und (im Naumburger Dome gegen 1250) bis zu 1·3 Meter lang, die Hiebwehr (Parirung) breit, die Hiebruhe (Parirstange) lang, gerade, Hilze (Heft, Griff) kurz, Knopf groß, rund. Im 14. Jahrhunderte wird der Griff größer und im 15. Jahrhunderte sogar lang mit einem Knopfe in der Mitte. Der Stoßdegen dieser Zeit hieß „perswërt". Beiläufig war ein Schwert das Zeichen des Schwertträgerordens in Livland, so wie ein Schwertschragen das Sinnbild des Reichserz- (Sachsen) und Reichserbmarschallamtes (Pappenheim).


650

Schwurhand, siehe Hand.

Seckel, Sack (mhd.: seckel; ndl.: beurs beursje; lat.: crumena; frz.: bourse) gehört der späteren Zeit an; vier Säcke, in Schragen gestellt, sind das Wappen der Sack.

Seeblatt, siehe Blatt.

Seilknoten, Riedel (mhd.: knode; ndl.: liefdeknoop; lat.: funiculus; frz.: lacs d'amour) erscheint in slavischen Wappen, z. B. Karwinski, auch redend in dem der bayerischen Riedler.

Seeroß, siehe Ungeheuer.

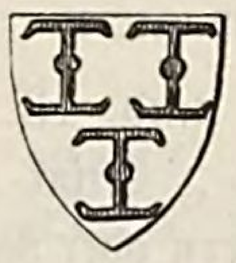
Sense (mhd.: sëge[n]se; ndl.: zeissen; lat.: falx; frz.: faux) (H. M. 38, 1—5) kommt, obwohl schon Krône 18.089 erwähnt, erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes vor, und zwar als Senseneisen, indem die ganze Sense erst der späteren Zeit angehört.

Säule (651) (mhd.: sûl; ndl.: züil; lat.: columna; frz.: colonne), ein besonders in den Niederlanden (652) beliebtes

[87]) Vor Allem müßte festgestellt werden, welches Werkzeug unter Schurfeisen verstanden wurde, und zu welchem Zwecke? Bis dahin kann das fragliche Bild wohl als „Stahl zum Schürfen" des Feuersteines angesehen werden.
Die Schriftleitung.

Wappen- und zugleich Namenbild; ob auch, wenn gekrönt, den Schachkönig oder die Königin bezeichnend, bleibe einstweilen dahingestellt, um desto mehr als das neue Schachspiel (des 16. Jahrhundertes) hier überhaupt nicht in Frage kommt.


651


652

Als Helmzier ist die Säule (welche erst die Afterheraldik aufbrachte) immer als ein Hut zu verstehen.

Sieb, Reuter (mhd.: rëdevaz, sip; ndl.: geef; lat.: criblum; frz.: crible) findet sich redend vor im Wappen der Hasiber. Mit Federn geschmückt als Helmzier der Adelmann.


653

Sichel (mhd.: hepe, sichel; ndl.: sikkel; lat.: falx; frz.: faucille, serpette) (Z. W. 200, 310; H. M. 37, 12; 38, 12) kommt einzeln nicht vor dem 15. Jahrh. und auch nur selten (Streitberg), dagegen schon in früherer Zeit zu 2, 1 (653) vor und seit dem 14. Jahrhunderte zu zweit zwischen Aehren oder Blumen (Aschersleben).

Sinnbild, siehe Schild, Wappenbild.

Sittich, siehe Vogel.

Sonne (mhd.: sunne; ndl.: zon; lat.: sol.; frz.: soleil) als prächtiger Nagelkopf dienend, kommt sogar zu 2, 1 schon im 13. Jahrhunderte als redendes Bild vor, da sie denn auch als Bildsonne (ndl.: gezichts-zon; lat.: sol figuratus; frz.: soleil figuré) aufkommt, indem sie als menschliches Gesicht, natürlich immer g., erscheint in r. oder b. abwechselnd gerad- und geflammt-umstrahlt (654, 655).


654


655

Sparren[88] (mhd.: sparre, gesperre; ndl.: keper; lat: cantherius; frz.: chevron) (Z. W. [144] 303, [329] 392, 548; H. M. 10, 20), ein Gespänge, zusammengeschoben aus zwei gleichschenkeligen, oben zugewendeten Gegenschrägbinden, so daß sie aus den zwei Unterrändern des Schildes aufsteigend oben in der Hauptrandmitte desselben einen spitzen Winkel bilden (656). Meistens jedoch hat der Sparren nicht allein seine Stützpunkte im Seitenrande höher, sondern auch seinen Gipfel (mhd.: ort) unterhalb der Hauptrandmitte, so daß der Winkel zum rechten oder gar stumpfen wird. Steigen die Stützpunkte bis in die obere Schildeshälfte, so heißt der Sparren Hoch- oder Obersparren (ndl.: verhoogd keper; lat.: cantherius superior; frz.: chevron haussé) und sinkt der Gipfel bis unter die Mitte des Schildes, Untersparren (ndl.: verlaagd keper; lat.: cantherius inferior; frz.: chevron abaissé). Wie die Schrägbinde kommt auch der Sparren gerautet vor und heißt dann Rautensparren (ndl.: geruit keper; lat.: cantherius cuneatus; frz.: chevron échiqueté[89]).


656


657

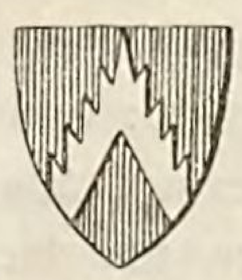
Uebrigens ist der Sparren eines der beweglichsten Wappenbilder, indem er im ganzen Schildesrande nicht allein unten, sondern auch an den Seiten und oben (gestürzt) seine Stelle finden kann, so daß der Seitensparren, Quersparren (ndl.: liggende keper; lat.: cantherium in dextram [vel laevam] versus; frz.: chevron couché, mouvant du flanc dextre [ou sénestre]) entsteht; oder der Sturzsparren (ndl.: omgekeerd keper; lat.: cantherius inversus; frz.: chevron renversé [mouvant du chef]) und der Sturz-Seitensparren (ndl.: liggende keper omgekeerd; lat.: cantherius inversus in dextram [vel laevam] versus; frz.: chevron couché renversé). Der ganz schmale heißt Fadensparren. Ein mit seinen Stützen vom Schildesrande zurückgezogener und also ringsum selbständig begrenzter Sparren heißt Schleife (mhd.: sleife; ndl.: ingebogen keper; lat.: cantherius dejunctus; frz.: chevron alésé) oder Winkel (mhd.: winkelmâz; ndl.: winkelhaak; lat.: norma;

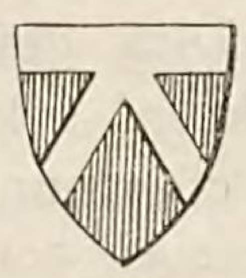

658

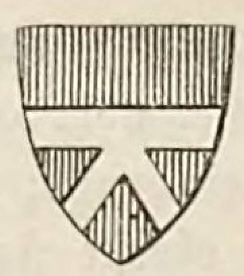

659


660

frz.; équerre); ein an der Stelle seines Gipfels mit einem Löwenhaupte, Lindenblatte, einer Lilie verzierter Löwen- (658) (ndl.: keper getopt met een leeüwenkop; lat.: cantherius capite leonis distinctus; frz.: chevron sommé par une tête de lion); Linden- (392) (ndl.: keper getopt met een lindeblad; lat.: cantherius folio tiliae distinctus ejusdem coloris; frz.: chevron sommé par une feuille de tilleul du même); Liliensparren (660) (ndl.: gelelied keper; lat.: cantherius liliatus; frz.: chevron sommé par une fleur-de-lis du même) (Z. W. 548). Dabei kann auch der Raum (die Füllung) zwischen den Sparrenschenkeln (s. d. Zeichnung) von besonderer Farbe sein, und man meldet dann z. B. Lindenvollsparren (659) (392) gr. r. (d. h. mit r. Füllung) in w. oder bei den gewöhnlichen Sparren zwischen zwei anderen Farben —


661


662


663

sparrendreigetheilt. Ferner ein am oberen Rande sägeblattförmiger, mit scharf emporgerichteten Spitzen heißt ein Spitzensparren (661) (ndl.: ingehoekt keper; lat.: cantherius superius dentatus; frz.: chevron endenté). Als Stütze eines Schildeshauptes von gleicher Farbe heißt das Bild ein Haupt-

---

88) Den Letzner (1596) noch „Winkel" nennt, während dagegen Wigulens Hundt (1585) bei den Grafen von Scheiern und Wittelsbach die Zackenbinde „Sparren" nennt.

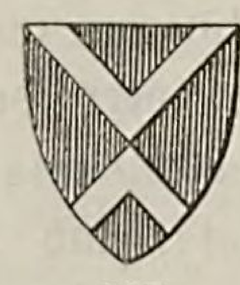
89) „Geschacht" ist hier nicht anwendbar, weil dieses nur rechtwinkelig sein kann.

sparren (s. Haupt) (662) (ndl.: hoofd-keper; lat.: cantherius lutinatus; frz.: chef-chevron), und als solche einer Binde Bindensparren (663) (s. Binde) (ndl.: dwarsbalk ondersteünd door een keper van't zelfde; lat.: fascia per cantherium ejusdem coloris sustentata; frz.: fasce soutenue par un chevron du même). Zwei Sparren wagerecht aneinander geschoben, ähnlich einem **M** heißen Stützsparren, besser Doppelsparren (664) ndl.: twee kepers naast elkander; lat.: cantherii annexi; frz.: étaie), welche namentlich auch als Brechung einer Schrägbinde, Stützsparren-Schrägbinde (665), vorkommen[90]) (ndl.: schüinbalk beladen met twee kepers naast elkander; lat.: balteus distinctus cantherii annexis ejusdem coloris; frz.: bande [barre] sommée par une étaie du même).


664

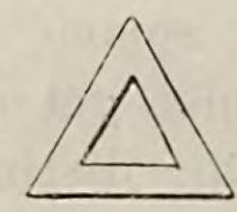

665

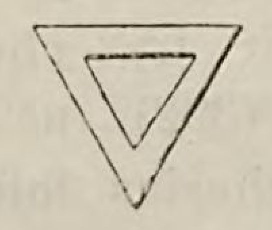

666

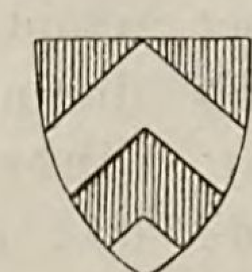

667

Ist ein solcher Stützsparren gestürzt, also in Gestalt eines **W**, so heißt er Doppelsturzsparren oder Sturzstützsparren (666) (ndl.: twee omgekeerd kepers naast elkander; lat.: cantherii inversi annexi; frz.: étaie renversée). Auf einen erniederten Sparren ein erhöhter gestürzt, heißt Sturz- und Gegensparren (667) ndl.: twee aanstootende kepers, de bovente omgekeerd; lat.: cantherii oppositi; frz.: chevrons contrepointés), und wenn sie übereinander greifen, so daß in ihrer Mitte eine schildesfarbige kleine Raute entsteht, Flechtsparren (668) (ndl.: twee zamengevlochten kepers, waarvan de een omgekeerd; lat.: cantherii catenati alter super alterum et superior inversus; frz.: à deux chevrons entrelacés, l'un renversé et mouvant du chef.


668


669


670


671

Ist der Sparren oder Sturzsparren mit seinen Seitenenden durch eine Binde verbunden, so heißt er ausgebrochenes Dreieck oder Spickel (669, 670).

Die dem Sparren entsprechende mehrmalige Theilung des Schildes heißt gesparret (671) (mhd.: gesparret; ndl.: gekeperd; lat.: cantheriis distinctum (scutum); frz.: chevronné) (Z. W. 144, 329) und bezüglich gestürzt gesparrt (mhd.: verkert gesparret; ndl: omgekeerd gekeperd; lat.: cantheriis inversis distinctum; frz.: chevronné renversé). Dabei gilt die im Schilde oberste Farbe als die des Schildes und die zweite als die der Sparrung, welche gezählt wird, gleichviel ob der Schild zu unterst mit der Schildes- oder der Sparrenfarbe abschließt, also z. B. zweigesparret w. in r. Hat die Sparrung rechts und links verschiedene Farben in abwechselnder Folge, so wird z. B. gemeldet: „längsgetheilt und zweigesparrt w. in r. (frz.: chevronné-contre-chevronné) wobei die rechte Seite für die Ansprache maßgebend ist. Wie der Sparren kommt auch das „gesparret" als „sturz-" und „doppelsturz-gesparrt" oder „ast-", „riefen", „zinnen-gesparrt" vor; ist aber nur die eine Seite gesparrt, so wird z. B. gemeldet: zwei halbgesparrt w. in r. und lägsgetheilt etwa g. oder aber längsgetheilt g. und zwei halbgesparrt w. in r. Nach der Zeitfolge ordnen sich etwa

1. im 12. und 13. Jahrhunderte Sparren, Sturz-, Rauten-, Zinnen-, Stück-, Saumsparren; belegt mit Vogel oder 1, 2 Widderhäuptern oder Rosen; zwischen 2, 1 Adlern oder Sternen, Muscheln, Burgen, Löwen oder Löwenhäuptern oder zwei Sternen und Berg, oder in einem lilienbesäeten Felde; auch nur unter dem Sparren ein Stern, Ring, zwei Berge (Ravensberg). Gesparret wird der Schild nur zwei- bis dreimal, doch mit bereits vielfacher Zeichnung als „sturz-", „doppelsturz-", „ast-", „riefen-gesparrt"; auch überhöht, z. B. von zwei Vögeln, und im 13. Jahrhunderte kommt auch das (dreifarbige) Sparrendreigetheilt schon oben und unten belegt vor.

2. Das 14. Jahrhundert bringt uns den Lilien-, Rosen- und Stützsparren, den (einzelnen) Doppel-, Sturz-, Kuppel-, Quer- und den Lindenblattsparren mit andersfarbiger Füllung, belegt mit 1, 2 Muscheln oder Adlern, Rosen oder zwischen Schindeln oder 2, 1 Krügen, Kreuzen, Hufeisen, Rosen. Anstatt des bisherigen Zwei- oder Drei- zeigt sich auch das „Viergesparrt" und das „Sparrendreigetheilt" mit dem Zinnenschnitte.

3. Im 15. Jahrhunderte kommen der Spitzen-, Flammen-, Löwenhaupt- und der „Sturz- und Gegensparren", sowie der „Sparrenzwilling" und der nur oben geäftete Sparren auf oder von einem Strahlschragen durchbohrt, belegt mit Aepfeln, Würfeln oder zugleich beseitet, wie mit Stern zwischen 2, 1 Sternen oder mit 1, 2 Rosen zwischen 2, 1 Eicheln, oder zwischen 2, 1 Hähnen, Pilgerstäben, Bremen (Brem), Rauten, unter Haupt oder über einem Löwen.

Der zeltförmig von oben eingebogene Sparren gehört der späteren Zeit an.

Spaten, siehe Schaufel.

Spatz, siehe Vogel.

Speidel, siehe Spickel, Dreieck.

Speer (mhd.: spêr, gabilôt; ndl.: piek, werpspies; lat.: hasta, lancea; frz.: lance, javelot), hat immer einen mehr oder weniger hölzernen Schaft, welcher zwar schon frühe, doch selten mit abgebildet wird; mit einem oben aufgesteckten Speereisen (672) (mhd.: îsensper, spêrîsen; ndl.: piekijzer; lat.: fulmen lanceae; frz.: fer de pique) (H. M. 37, 4, 18); dieses pflegt zweischneidig, spindelförmig, mit oder ohne Hiebruhe (Parirstange) zu sein und unterscheidet sich vom Wurfeisen dadurch, daß es eine Tülle, dieses aber einen Ring hat (H. M. 37, 22).


672

Kleiner und weidenblattförmig ist der öfter vorkommende Knebelspieß oder Saufeder, Stieber (mhd.: ëberspiez; ndl.: jagtspriet; lat.: venabulum; frz.: épieu). Schon frühe kommen die fünf Speereisen der Spitznas in Thüringen vor, dann im 13. Jahrhunderte der Stieberschragen, im 15. Jahrhunderte zwischen zwei Sternen.

Sperber, siehe Vogel.

Speerruhe, vergl. Schild.

[90]) Hier ist der Uebergang in eine Zackenschrägbinde oder aus einer solchen leicht denkbar.

Spickel (mhd.: kîl, zwickel; ndl.: omgekeerd driehoek; lat.: cuneus, spiculum; frz.: pile oder triangle renversé), auch „Speidel", wird das Dreieck genannt, wenn es auf eine seiner Spitzen gestellt ist. Es kommt zuerst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes zu dritt, 2, 1, und zwar als Namenwappen vor (Speidl).

Spiegel (mhd.: spiegel; ndl.: spiegel; lat.: speculum; frz.: miroir) (Z. W. '55; H. M. 38, 33, 55), wird als eine kreisrunde, andersfarbig, meistens g. eingefaßte b. Scheibe mit einem Stiel als Handgriff dargestellt (673), als Wappenbild der uralten Spiegel (de Speculo) zum Dessenberge, zum Irrgang, im Litt, zu Pickelsheim, v. Röden, v. Rodenberg, vom Ufer u. a. m. am Niederrhein und in Westphalen.



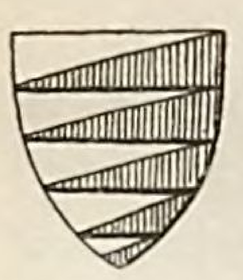
673

Spindel, siehe Raute.

Spitz (ndl.: gespitzet; ndl.: spits, aan het boven-einde gescherpt; lat.: [superius] acuminatum; frz.: aiguisé) heißt oben spitz, z. B. Spitzstreif; ist aber die Spitze unten, so wird in der Ansprache das „spitz" dem betreffenden Wappenbilde hinten angehängt, z. B. Streifspitze, entsprechend der Wortbildung von Nadel-, Nagel-, Dolchspitze u. dgl. m. — Der Spitz, ein Gefäß (siehe dieses) und als Theil des Schildes (siehe Schild).

Spitzberg, siehe Berg.

Spitze, der mittlere Theil der Kappe (s. d.). Mehrere Spitzen über- oder neben einander kommen oft bei der Längs-, Schräg- oder Quertheilung vor, und werden dann gemeldet als querspitzen-längsgetheilt (674) (ndl.: ingehoekt gedeeld; lat.: bipertitum per cuspides jacentes; frz.: émanché en pal); spitzenschräggetheilt (ndl.: ingehoekt geschüint; lat.: diagonaliter sectum per cuspides jacentes; frz.: tranché-[taillé-] émanché); spitzenquergetheilt (ndl.: ingehoekt doorsneden; lat.: cuspides ascendentes; frz: coupé-émanché). Treffen mehrere Spitzen in einem Punkte des Haupt-, Seiten- oder Fußrandes zusammen, so heißt die Theilung etwa zum Haupte gegert, s. w. oder sonstwie (ndl.: tegen het schildhoofd püntig; lat.: sursum pinnulatum versus medium caput; frz.: gironné oder appointé vers la pointe du chef); oder zum Oberwinkel- (ndl.: tegen den bovehoek püntig; lat.: s. p. versus angulum superiorem; frz.: g. oder a. vers le canton dextre [sénestre] de l'écu); zur Seite (ndl.: tegen die zijde püntig; lat.: in dextram [laevam] p. oder cuspidatum; frz.: g. oder a. vers le flanc), oder zum Fuße gegert (ndl.: tegen den schildvoet püntig; lat.: pinnulatum deorsum versus; frz.: gironné oder appointé vers la pointe), wobei die Zahl der je zu zweit abwechselnden Bildflächen vorangesetzt wird, z. B. sechsmal zum Orte gegert. Uebrigens reichen die Gipfel der Spitzen oder Querspitzen auch oft nicht bis zu dem Rande, welcher dem Stützrande entgegengesetzt ist, namentlich wenn ihrer zwei bis drei neben einander gestellt sind (vgl. Stufe). In noch größerer Anzahl zusammengeschoben bilden sie oft die innere Begrenzung von Schildeshaupt, -Seite oder -Fuß, -Schräghaupt, Schrägfuß oder aber eine gebrochene Linie längs, quer, schräg. Demnach meldet man je nach den Umständen: Spitzenhaupt (vgl. Haupt), was Rüxner 129 beim Dalberg-Wappen „gekembt" nennt (ndl.: ingehoekt schildhoofd; lat.: caput inferius acuminatum; frz.: chef émanché); Spitzenfuß (ndl.: ingehoekt schildvoet: lat.: pes dentatus; frz.: champagne émanchée); Querspitzen- oder Zackenseite (ndl.: inhoeking; lat.: latus tortuosum; frz.: émanché). Sind nämlich dergleichen Spitzen nur kurz und stumpf, so heißen sie Zacken. Die gestürzte Spitze (oder Dreieck) heißt Spickel, Speidel. Zwei besonders eigenthümliche Spitzenbildungen sind die Schrägung mit Gegenspitzen und die Schrägbinde mit Stützsparren (gebrochen).



674

Sporn (mhd.: spor; ndl.: spoor; lat.: calcar; frz.: éperon) (H. M. 37, 43), ein Wappenbild, welches in alter Zeichnung (vor 1500) nicht immer leicht zu bestimmen ist, was daher kommen mag, daß der Sporn zu verschiedenen Zeiten eine andere Gestalt und in Wappen noch dazu (wie auch andere, z. B. besteckte Wappenbilder) diese und jene ungewöhnliche Verzierung annahm und diese in Ermangelung der Formkunde von den Wappenzeichnern, Sprechern, ja den eigenen Besitzern nicht mehr (z. B. Speerken) verstanden wurden, und wie es eben auch vorkommt, sogar absichtlich, z. B. in der späteren Erdichtung von Schildsagen u. s. w., welche übrigens für den ernsteren Geschichtsforscher nicht den geringsten Werth haben.

Spornrad, siehe Rad.

Spule gehört der neueren Zeit an und ist, wenn nicht aus unverstandenen Nagelköpfen umgebildet, wohl als Sinnbild der Weberei anzusehen. Die Haren führten z. B. deren drei.

Stab (mhd.: stange; ndl.: staak; lat: pertica; frz.: vergette), Sinnbild des Richteramtes, kommt in verschiedenen Gestalten vor, und zwar zunächst

im 12. Jahrhunderte einzeln oder zu zweit überkreuz als Lilienstab (675, 676) oder Scepter (mhd.: künicgerte, zëpter; ndl.: gelelied schepter; lat.: sceptrum liliatum; frz.: sceptre) (H. M. 39, 27, 39), Sinnbild des Reichserz- (Brandenburg) und Reichserbkämmereramtes (Weinsperg); war der zuerst vorkommende unter verschiedenen nach und nach aufkommenden auch anderen Stäben.



675



676



677

Im 13. Jahrhunderte erscheint sodann der einfache Stab als Sinnbild des Richteramtes und (überkreuz) der Stabschragen u. a. zwischen 1, 2, 1 Ringen, namentlich aber an der Helmzier die zierlichen Lindenstäbchen (mhd.: linderîs; ndl.: lindenrijs; lat.: virga tiliata; frz.: vergette à feuilles de tilleul), mit



678



679

daran hängenden Blättchen von Blech und daher bei der Bewegung einen Klang gebend („so sich gerurte ein kleiner wint, so

klungen sie zuo Prise in maniger hande wise" (Turnei von Nanteis 80, 5 ff.).

Im 14. Jahrhunderte kommt zu dritt die Gabelstellung auf, sowie der Bischofsstab (677, 678) (ndl.: bischopsstaf; lat.: pastorale; frz.: crosse) die ganze gute Zeit hindurch (versteht sich in Siegeln und Wappen) ein einfacher Hirten- oder Krummstab mit einem Knopfe unter der Krümmung und einem Dorne am unteren Ende, und ferner der Pilgerstab (779) (mhd.: bilgerînstap, burdûz; ndl.: pelgrimsstaf; lat.: scipio; frz.: bourdon de pélerin) (H. M. 38, 62) (als Sinnbild der Kreuzzüge 1096—1271) mit einem Knopfe oben, einem zweiten unter der Handhabe und einem Dorne am Fußende. Endlich im

15. Jahrhunderte begegnet uns auch als Sinnbild der Heilkunst der Schlangenstab (ndl.: mercuriusstaf; lat.: caduceus; frz.: caducée), welcher dann namentlich im 16. Jahrhunderte geflügelt ein Sinnbild der Kaufmannschaft wurde.

Stab oder **Streif**, siehe diese.

Staffel, Staffelstein, siehe Stufe.

Stange, Hirsch-, siehe Hirsch.

Stangenkreuz, siehe Kreuz.

Stangenwedel, siehe Feder.

Staude, siehe Baum.

Staufen, siehe Gefäß.

Stecher, Fischerhaken, vgl. Angel (ndl.: haak, werpijzer; lat.: hamus; frz.: croc, crochet, harpon), ist ein Stab mit einem daraufgesteckten Eisenhaken (680), welcher nach dem Alter der Geschlechter Haggenberg in Oesterreich und Krottendorf in Steiermark schon im 12. und 13. Jahrhunderte vorkommt, in der Zeichnung jedoch möglicherweise erst im 14. und 15. Jahrhunderte, immer w. oder g.


680


681

Aehnlich mag es sich mit dem Dreistecher (681) (ndl.: drietand; lat.: tridens; frz.: trident) verhalten, welcher nach dem Alter der Schermbeck um 1250 zuerst vorkommt.

Auch der Stecher kommt, wie der Strahl, mit einem (zwar einseitigen) Federfluge vor (Thanrädl), doch wohl kaum vor 1500, und dann vielleicht ein Mißverständniß der Neuheraldik.

Stechpalme, siehe Baum.


682

Steigbügel (mhd.: stegereif; ndl.: stijgbeügel; lat.: stapia, stapulum, strepa; frz.: étrier) (H. M. 37, 35b, 38) zu 2, 1 Wappenbild der Schwansbell in Westphalen, kommt als solches schon sehr früh vor; im 13. Jahrhunderte dreieckig, im 15. viereckig und dann schuhförmig (682).

Steige, siehe Leiter.

Steighaken, siehe Haken.

Stein, siehe Berg.

Steinbock, siehe Bock.

Steinbockshorn, siehe Horn.

Steineiche, siehe Baum.

Stellgabel, siehe Gabel.

Stempel kommt vereinzelt im Wappen der Stempel vor.

Stern (mhd.: stërne; ndl.: ster; lat.: stella; frz.: étoile) (Z. W. 80, 150, 160, 258, 310, 331, 351, 382, 444, 451, 488, 530, 541, 553; H. M. 35, 8, 12, 17, 19), ein fast immer, wo nicht als Namenbild, als Nagelkopf gar oft vorkommendes Bild, bald zur Befestigung der Schildbecke, bald auch eines anderen Wappenbildes auf dieser, ist in der Regel acht- (683), und später (doch auch schon auf Grabdenkmälern des 14. Jahrhundertes) sechsstrahlig (684), meistens w. oder g., wobei zu bemerken, daß die Strahlen kurz und stumpf sind, seit dem 15. Jahrhunderte aber lang und spitz werden. Ist der Stern in der Mitte durchbohrt, d. h. rund ausgebrochen, so daß an dieser Stelle die Schildesfarbe hervortritt, so wird er als Spornrad (s. Rad) angesprochen. Bisweilen ist der Stern noch mit einem andern Nagelkopfe belegt, wie mit einem Berge (Z. W. 80) oder begleitet von einem Monde (444; H. M. 35, 9). Zwei Sterne werden gerne in verschiedenfarbigen Schildeshälften mit gewechselten Farben (258) vorgestellt, und drei schräg (553) oder zu 2, 1 (160, 451), welche, durch einen Spickel gabelförmig verbunden, als Sternspickel erscheinen, oder Sterngabel (ndl.: drie sterren gaffelswijze geplaatst; lat.: stellae concurrentes; frz.: trois étoiles en pairle).


683


684

Schon im 12. und 13. Jahrhunderte begegnen uns zwar beiweitem meistens w. oder g. Sterne, doch sogar auch ein schwarzer (z. B. der Waldeck), und im 13. Jahrhunderte auch solche gewechselter Farbe. Unter den ersten Vorkommnissen sind sofort — offenbar Nagelköpfe — mehr Sterne als gewöhnlich; selten jedoch steigt die Anzahl über zwei oder drei, es wäre denn, daß der Schild (später) als mit Sternen bestreut oder besäet zu melden wäre. Alte Formen sind ferner ein Stern im Schildeshaupte, 2, 1 unter Haupt, zwei zu beiden Seiten, z. B. einer Binde, ein hervorgehender Stern oder besteckt mit Pfaufedern, unterstützt von Berg oder Mond, zwischen zwei Seeblättern oder 2, 1 Rosen, Bällen, Ringen und drei in der Gabelstellung (Geuder).

Im 14. Jahrhunderte erscheint auch der Stern blau, welches jedoch auch oft anstatt des früheren schwarz vorkommt; namentlich auch als Helmzier oder belegt mit einem andern Nagelkopfe, z. B. einem Freiberge über einem Schrägkreuze oder zwischen zwei Monden, 2, 1 Muscheln, 2, 2 Schindeln, acht anderen Sternen, zwei Vogelhäuptern.

Das 15. Jahrhundert bringt uns den Stern mit einer Rose belegt oder besteckt mit 2, 1 Nägeln, unterstützt von einem gebildeten Monde über drei Wolfszähnen, welche wohl zunächst nur drei einfache Spitzen waren, also über spitzenquergetheilt, unter einem Schartenhaupte oder 2, 1 in und unter einer Kappe, zwischen zwei Flügeln oder zwei Bogen, 2, 1 Mannshäuptern, und sogar in einem Schweifsterne (Zaler) zeigt sich bereits der vollständige Verfall.

Stießer, siehe Speer.

Stier, siehe Rind, Ungeheuer.

Storch, siehe Vogel.

Strahl (mhd.: strâle; ndl.: strael; lat.: sagitta; frz.: flèche) (Z. W. 339; H. M. 37, 2), ist der mittelalterliche und (wie auch mehrere Namenwappen beweisen) wappenmäßige Ausdruck für Pfeil, welcher beiderseits einen Angelhaken hat, und dessen Schaft „Zein" heißt, welcher unten, wo die Bogensehne eingreift, einen Federflug hat (686). Die Spitze des Strahles heißt eigentlich Pfeil, um jedoch Irrungen zu vermeiden, sagen wir Strahleisen (mhd.: phîl; ndl.: pijlijzer; lat.: fulmen; frz.: tête oder fer de flèche, phéon) (Z. W. 215, 338; 37, 3), welches wohl viel öfter vorkommt. Zwei mit ihren Tüllen aufeinander gestürzte Strahleisen sind zu den Doppelhaften zu rechnen. Der Strahl war bestimmt, auf einen Bogen, Flitsbogen, gelegt zu werden. Dagegen der Bolzen (für die Armbrust) (mhd.: bolz, bölzelîn; ndl.: bout, quarel; lat.: jaculum arcubalistae; frz.: flèche d'arbalête) hat eine rautenförmige oder stumpfe Spitze und unten einen abgerundeten hölzernen Flug. Die Hauptformen kommen schon im


685


686

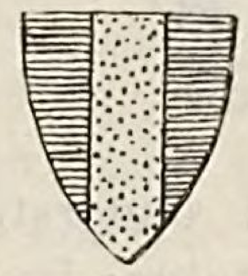
12. und 13. Jahrhunderte vor: zwischen zwei Flügeln, der Strahlschragen und die Strahlgabel, letztere auch belegt mit einer Sonne oder überhöht von einem Monde, drei Bolzen, das Strahleisen sinkend oder 2, 1 auch zwei gewechselter Farbe.

Im 14. Jahrhunderte zwischen 1, 1 oder 2, 1 Sternen oder Bällen, und im

15. Jahrhunderte an einer Kette oder belegt mit einer Binde, belegt mit drei Kleeblättern oder ein Strahl mit einem Baumrumpfe überkreuz.

Strauß, siehe Vogel.

Streif oder durch den Geschlechtsnamen „Zum Stave" de Baculo (Fahne, 1. 14) schon 1178 als „Stab" berechtigt; hier aber namentlich deshalb als Streif angesprochen, weil dem das „gestreift" besser entspricht als etwa „gestabt" dem Stabe; auch ist „strîfe" und „strifeht" bei Weitem gebräuchlicher (mhd.: strîfe; ndl.: staak, staf, später paal; lat.: palus; frz.: pal, vergette) (Z. W. 33, 127, 239, 259, 310, 357, 460; H. W. 10, 9, 10). Rüxner, 1530, nennt unsern Streif „strich" oder „strich nach derleng" und kennt den afterheraldischen „Pfahl" noch nicht[91]). Auch Hoppenrod (Stammb. 1570) nicht, welcher ihn „balken die lenge herab" nennt, sowie Martin Schrot 1576 wieder „Strich", und Wigul. Hundt 1585 „mitterstraße"; auch Letzner 1596 nennt noch die zwei Fehestreifen der Amelunchsen und der Gruben „aufgerichtete Balken" oder „Balken aufwärts in die Höhe". Erst Vredius 1639 („sigilla comitum Flandriae") hat lateinisch „palus" und französisch „pal", und Spener 1680 auch deutsch „pfal" neben „aufgerichteter Balken", worauf dann J. W. Trier 1714 und J. D. Köhler zum Weigel'schen (ursprünglich Sibmacher'schen) Wappenbuche durchgehend „pfal" sagen.


687


688


689

Unser Streif (687—689) ist nun ein senkrechtes, beiderseits in der Regel geradlinig begrenztes Gespänge in der Mitte oder Seite (Seitenstreif, -Stab) (ndl.: regter oder linker paal; lat.: palus in latere dextro oder sinistro; frz.: pal du flanc dextre oder sénestre) des Schildes von ungefähr ein Drittel Schildesbreite und anderer Farbe als die übrige Schildesfläche, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Schild, wenn der (Streif) zwischen zwei verschiedenen Farben vorkommt, „längsdreigetheilt" anzusprechen ist (s. d.).

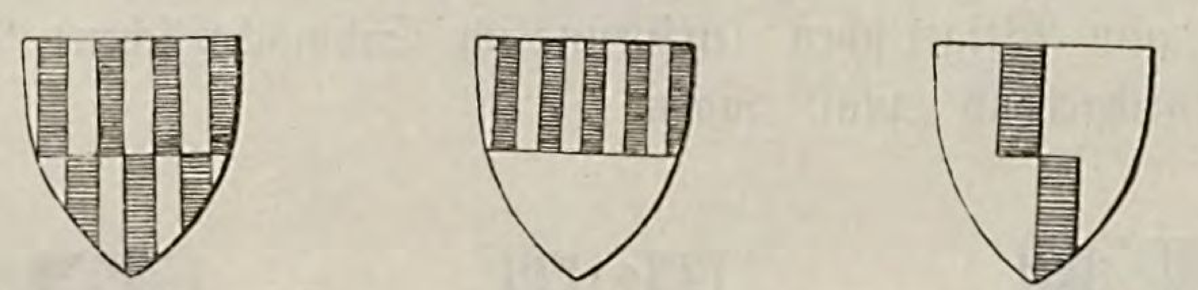
Bei mehrmaliger Längstheilung, welche als gestreift zu melden ist (ndl.: gepaald; lat.: scutum palatum; frz.: palé) (3, 183, 496), kommen aber in der Regel nur zwei verschiedene Farben abwechselnd vor, und dabei gilt die zur rechten Seite des Schildes vorderste Farbe als dessen und die zweite, sowie deren Wiederholungen als Streiffarbe. So oft nun diese Streiffarbe vorkommt, wird zwei- bis drei- oder vier- „gestreift" (nicht leicht mehr) gemeldet, gleichviel, welche der beiden Farben an der linken Seite des Schildes die letzte ist; denn im Mittelalter nahm man es nicht so genau wie unsere After- und Zunftheraldiker mit den geraden und ungeraden Farbenstreifen.

Der innerhalb des Schildesrandes in sich begrenzte Streif heißt ein Freistreif (ndl.: vrij-paal; lat.: palus dejunctus; frz.: pal alésé), der oben zugespitzte: Spitzstreif (mhd.: stickel; ndl.: aan het boveneinde gescherpte paal; lat.: palus superius acuminatus; frz.: pal aigiusé), und der unten abgespitzte Streifspitze (ndl.: spitsvoetig paal; lat.: palus spiculatus; frz.: pal fiché). Stoßen zwei nur halblange Streifen (Stäbe), der eine oben herab, der andere von unten hinauf je nur mit einer Kante oder einem kurzen Ende auf- oder aneinander, so heißt das ein Kantenstreif (692) (ndl.: twee palen, de bovente geknot, de onderste verlaagd, elkander met de hoeken rakende; lat.: pali, dexter inferius, et sinister superius decurtati per angulos annexi; frz.: à deux pals, l'un retrait, l'autre abaissé, joints par les angles en abîme). Ist ein

---

[91]) Dem steht gegenüber, daß die Engländer schon im 13. Jahrhunderte (siehe „Three rolls of arms") paly, pal, pallet, und die Franzosen nicht viel später pal pallé u. s. w. sagten. Also schon in der Blütezeit der Heraldik nannte man den Streif „Pfahl" mit demselben guten Aehnlichkeitsgrunde, wie man den Sparren so nannte, wobei doch Niemand an einen Dachsparren dachte. (Die Schriftleitung.)

Streif mit einem Schildeshaupte gleicher Farbe zusammengezogen, so heißt das ein Hauptstreif (ndl.: hoofd-paal; lat.: capitium oder palus lutinatus (693) oder capiti adglutinatus; frz.: chef-pal), anstatt des Hauptes eine Oberbinde heißt ein Bindenstreif (694) (ndl.: dwarsbalk ondersteund door een paal van't zelfde; lat.: fascia per palum ejusdem tincturae sustentata; frz.: potence); dagegen eine Binde unter einem Streif: Streifbinde (vgl. Sturzkrücke unter Krücke) (695), welche aber



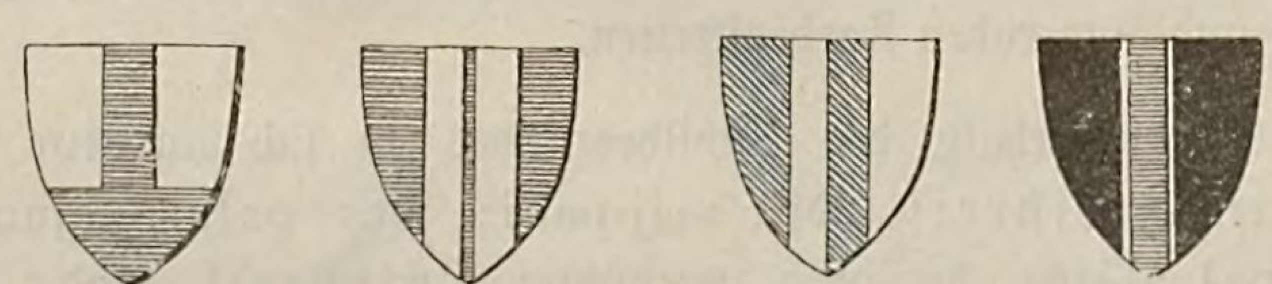
690 691 692

erst im 15. Jahrhunderte vorkommt (ndl.: paal ondersteund door een dwarsbalk; lat.: palus fascia sustentatus; frz.: pal retrait soutenu par une fasce du même); der Streif auf einem Schildesfuße gleicher Farbe ruhend heißt Streiffuß (696) (ndl.: paal ondersteund door een schildvoet; lat.: palus sustentatus per pedem scuti ejusdem tincturae; frz.: pal soutenu d'une champagne du même). Zwei mit einem nur geringen Zwischenraume zusammengerückte Streifen heißen Zwillingsstreif oder Streifzwilling (697) ndl.: tweelings-paal; lat.:



693 694 695

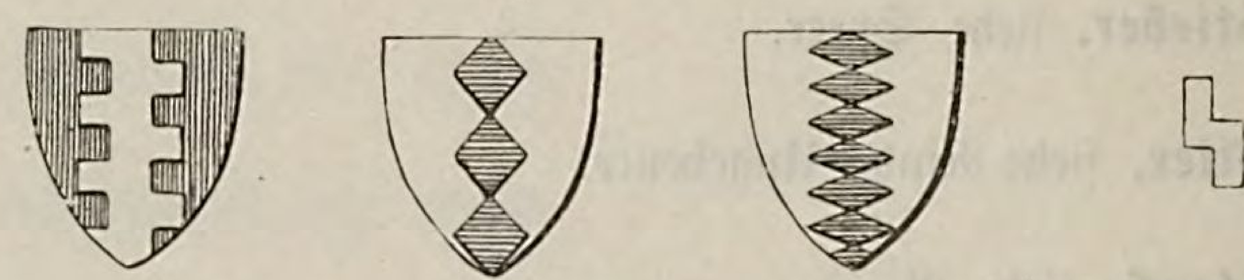
palus geminatus; frz.: jumelles en pal); sind aber die Streifen unmittelbar aneinander gerückt und mit dem Schilde gewechselter Farbe, so heißen sie Kuppelstreif (698) ndl.: koppel-paal; lat.: palus copulatus variae tincturae; frz.: pal accouplé). Mit einer Einfassung, deren Farbe den Streif von der des Schildes abgrenzt, heißt das Gespänge Saumstreif (699) (ndl.: omboord p.; lat.: p. cinctus oder inclusus; frz.: p. bordé). Streifweise gestellte



696 697 698 699

Wechselquerzinnen heißen Wechselquerzinnenstreif (700) (ndl.: beürtelings gekanteeld paal; lat.: palus alternatim pinnatus; frz.: pal brétessé et contre-brétessé); senkrecht übereinander gekantete Rauten: Rautenstreif (701) (mhd.: ruteht strîfe; ndl.: geruit paal; lat.: tessellae lingulatae in modum pali; frz.: losanges rangées en pal); ebenso streifweise geordnete Wecken Weckenstreif (702) (mhd.: weckeht strîfe; ndl.: schüingerüit paal; lat.: palus cuneatus; frz.: pal fuselé); ein mit kleinen Sparren (s. oben) übereinander belegter: Sparrenstreif (ndl.: gekeperd paal; lat.: palus cantheriis distinctus; frz.: pal chevronné) (Z. W. 387, 460).

Im 12. Jahrhunderte und überhaupt in der Frühzeit, kommt das Gespänge nicht blos von Blech, sondern auch gestückt vor, von h. oder f.: Fehestreif (ndl.: vair-paal; lat.: pallus pellitus; frz.: pal de vair), was die Wappen der Bregenz (127) und der Amelungsen beweisen. Zu gleicher Zeit finden wir bereits den Weckenstreif (Glizberg), den Kuppel- und den Sparrenstreif (387, 460); der Streif unter Haupt oder (wie mit Sparren) mit Bällen oder Lilien belegt; zwischen Schindeln, zwischen zwei Kronen; auch zwei Bogenstreifen (wie Radfelgen) angeschoben und abgewendet. Gestreift begegnet uns der Schild zwei- bis höchstens vierfach; oder durch eine Quertheilung in sechs Felder gewechselter Farbe getheilt (zum Stave, de Baculo in Köln) oder über einer Quertheilung zwei- bis dreimal halbgestreift (147).



700 701 702 703

Im 13. Jahrhunderte finden wir den Streif zwischen zwei s. Krähen (Crendorp), den Sparrenstreif zwischen zwei Thürmen oder nur die eine Längsseite — Seitengestreift.

Das 14. Jahrhundert bringt den Halbstreif über einer Quertheilung, den Kanten-, Rauten-, Saum- und Schachstreif, den Streif belegt mit drei Sternen (310), Schildlein oder Rosen, das Wellengestreift (ndl.: golvend gepaald; lat.: undulatim palare; frz.: palé-ondé). Das „gestreift" kommt nun auch wohl fünffach vor, aber höchst selten.

Im 15. Jahrhunderte endlich stellen sich der Kantenfreistreif (703), Wechselzinnen- und Wechselstreif ein, welcher mit drei Fischen belegt, also trotz der senkrechten Stellung dennoch einen Fluß bedeutet (Schwarzach); auch die Streifbinde, doch wohl erst in der vollendeten Verfallszeit (im Grünenberg); das „gestreift" oben oder unten gekürzt; der Streif von einem Strahle durchbohrt, nicht allein belegt mit einem, sondern auch beseitet von zwei Sternen oder beseitet von 1, 1, 1 Rosen, ja sogar zwischen zwei Kindern.

Streitflegel, siehe Kolben.

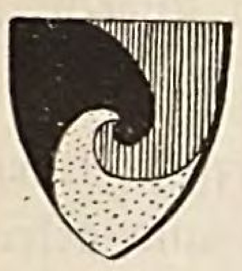
Streithorst, Dreistecher, siehe Angel.

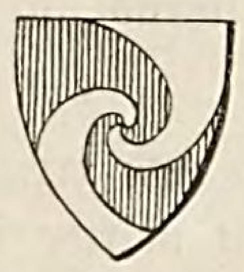
Streitkolben, siehe Kolben.

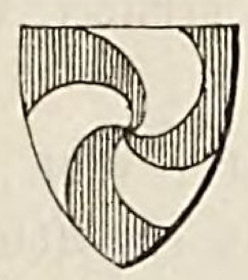
Striegel, siehe Kamm.

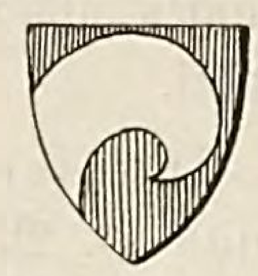
Strudel (mhd.: wirbel, gumpe; ndl.: maalstroom; lat.: scutum in cochleam retortum; frz.: gouffre) heißt eine (beiläufig in der Züricher Wappenrolle nicht vorkommende) Art Gehrung, deren gekrümmte drei oder vier Seiten sich aus der Mitte des Schildes strudelförmig um einander winden und immer mehr von einander sich entfernend in den Schildesrand verlaufen. So entsteht zunächst mit drei Schneckenlinien eine dreifeldrige Strudeltheilung oder Strudeldreigetheilt (704) (ndl.: met rond-geeren gaffelswijze geplaatst; lat.: per lineas cochleares oder cochleatim tripartitum; frz.: tiercé en girons arrondis et appointés en coeur), je mit ihrer besonders zu unterscheidenden Farbe, z. B. r. w. b. Ferner mit vier Schneckenlinien entsteht das Strudelgeviertet (705) (ndl.: met rond- oder krom-geren gevierendeeld; lat.: cochleatim quadripertitum; frz.; écartelé en girons arrondis et appointés en coeur), welches nur zwei Farben, die eine um die andere', hat, wie z. B. r. w. (vgl. geviertet). Bei sechs Schneckenlinien endlich wird zu je drei Strudel-

gegehrt (707) (vgl. Gehre) gemeldet (ndl.: met rond-geeren gegeerd; lat.: pinnulatum per lineas cochleares; frz.: gironné-courbé). Merkwürdigerweise scheinen die mehrlinigen Formen, nämlich also das Strudelgegehrt und Strudelgeviertet die ältesten Formen (13. Jahrhundert, Rockhausen, Eltershofen) zu sein, während das Strudeldreigetheilt erst im 14. Jahrhunderte erscheint.


704

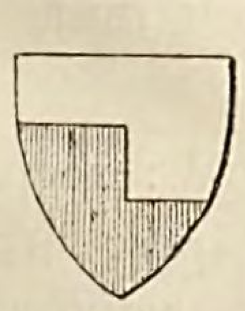

705

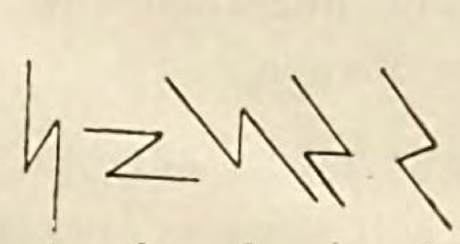

706


707

Zu dieser Zeit begegnet uns zwar auch ein etwa Halbstrudel zu nennendes Bild (ndl.: halve maalstroom; lat.: parte dimidia in cochleam retortum; frz.: demi-gouffre), welches aber als „redend" durch den dazu gehörigen Namen Hake als Haken bestätigt wird (707).

Stufe (708), Staffel (mhd.: grât, grêde, stufe; ndl.: graad; lat.: gradus; frz.: pignon) heißt eine Theilung, welche den Schild in der Hauptrichtung quer (s. d.), nämlich halbquer, ein Drittel längs (in der Frühzeit in der Regel aufwärts) und abermals halbquer in zwei Hälften theilt, z. B. stufenquer oder quergetheilt mit Stufe s. w. (ndl.: beneden [boven] half doorsneden, half gedeeld en nogmaals half doorsneden; lat.: horizontaliter per gradum sectum; frz.: mi-coupé en pointe [en chef] mi-parti vers le chef [la pointe] et recoupé) (Z. W. 458); will man die von rechts her steigende oder abfallende Stufe genauer unterscheiden, so ist die erstere Auf-, die andere aber Abstufe anzusprechen. Uebrigens dient die Stufe (in späterer Zeit) nicht blos zur Quer-, sondern auch zur Längs- und Schrägtheilung des Schildes — Längs- oder Schrägstufe, welche, wo nicht ganz rechtwinkelig, doch nicht bedeutend über oder unter dieses Maß, also stumpf- oder spitzwinkelig abzuweichen pflegt. Gestaltet sich aber die Brechung in der Mitte und scharfkantig spitz, so sagt man gebrochen, was beiläufig die Grundform des späteren sogenannten Rachenschnittes (ndl.: ingezwolgen van't eene in't andere; lat.: duplici rictu leonino; frz.: tranché- [taillé-] engoulé de l'un en l'autre) (H. M. 30, 10), welcher durch Zeichnung eines Löwen-, Wolfs- oder ähnlichen Oberkiefers gebildet wird, dessen Unterkiefer in einen gegenübergestellten zweiten Oberkiefer sich fortsetzt, so daß der eine gegen den andern gestürzt erscheint und eine stark ein- und ausladende S-förmige Linie entsteht. Um aber bei der geradlinigen Brechung die Art derselben näher zu bezeichnen wird zu melden sein (709): 1. längs-schräggebrochen (ndl.:


708



709

half gedeeld, half-geschüint en nogmaals half gedeeld; lat.: bipertitum et diagonaliter ruptum; frz.: parti, taillé [tranché] et reparti); 2. quer-schräggebrochen (ndl.: doorsneden en geschüint-verbrokkeld; lat.; transversum et diagonaliter ruptum; frz.: coupé, taillé [tranché] et recoupé); 3. schräg-längs-gebrochen (ndl.: geschüint, gedeeld en nogmaals geschüint; lat.: per gradum ascendentum diagonaliter sectum; frz.: taillé [tranché] parti et retaillé [retranché]); schräg-quergebrochen (ndl.: geschüint, doorsneden en nogmaals geschüint; lat.: per gradum transversem diagonaliter sectum; frz.: taillé [tranché], coupé et retaillé [retranché]); 5. schräg-gegenschräg gebrochen (ndl.: geschüint en tegen-verbrokkeld; lat.: cuspidatum oder diagonaliter sectum in medio ex adverso ruptum; frz.: taillé, tranché et retaillé).

Steigen mehrere übereinander auf, so heißt dies stufenschräg (ndl.: trapswijze geschüint; lat.: per gradus diagonaliter sectum; frz.: tranché- oder taillé-pignonné), und steigen sie nur vom Rande des Schildes bis zum Längendurchmesser und fallen dann ebenmäßig unter demselben Winkel, so entsteht der Stufengiebel (ndl.: trapvormig gevel; lat.: fastigium gradatim pinnatum; frz.: pignon), welcher auch entsprechend ausgebrochen sein kann, und dann Stufensparren heißt (ndl.: trapvormig keper; lat.: cantherius gradatim ascendens; frz.: chevron pignonné).

Sturmfeder, siehe Beil.

Sturmhaube, siehe Helm.

Sturmleiter, siehe Leiter.

Stutz, siehe Gefäß.

Tanne, siehe Baum.

Tartsche, siehe Schild.

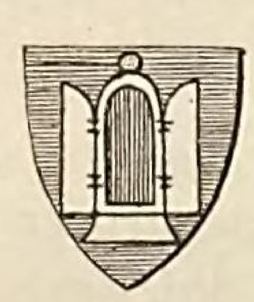
Tatze, siehe Bär.

Taube, siehe Vogel.

Teufel, siehe Mann.

Thier, siehe Hirsch.

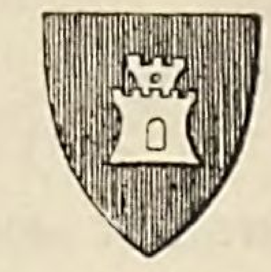
Thor, Thüre (mhd.: tor, tür, phorte; ndl.: deür, poort; lat.: porta, fores; frz.: porte) (Z. W. 10, 380; H. M. 35) wird in der Regel rundbogig dargestellt mit zwei geöffneten Flügeln auf einem kleinen Sockel (710), oft als Namenbild, wie Türheim (12. Jahrhundert), Niedertor (13. Jahrhundert), Tor, Torperg, van Doren (14. Jahrh.) Portenau. Auch kommen außer dem Schlüssel andere einzelne Theile vor, wie das Thürband (14. Jahrhundert) (mhd.: türbant; ndl.: deürhengsel; frz.: penture), mehr oder weniger lilienstabähnlich: das Thürschloß, Schloßblech, meist vierseitig und kleeblatteckig. Das letztere kommt erst ganz spät auf (vgl. auch Schloß).


710

Tiegel, siehe Gefäß.

Thurm (mhd.: turn; ndl.: bürgt; lat.: turris; frz.: tour; (Z. W. 92, 96, 326, 585; H. M. 35, 20), ziemlich gleichbedeutend


711


712

mit Burg (vgl. d.), kommt mit dieser zusammengefaßt oft genug vor, und in seiner Besonderheit namentlich oft in Namenwappen

auf Borg, Burg, Turn, Wart schon im 12. Jahrhunderte (Castelmur, Nuwinburg, Malborg, Hohenwart) manchmal auf einem Berge, in älterer Zeit meist eine einfache Säule, oben und unten mit einem Zinnenkranze, meistens w., seltener g., r., b. oder s. (711, 712).

Thüre, siehe Thor.

Tischschragen, Tischwange (mhd.: zwêne schragen die die tavel tragen; ndl.: voet von eene tavel; lat.: mensae fulcrum; frz.: tréteau de table), ein trefflicher Schildbeschlag in Gestalt eines mehr oder minder verzierten Schragens (713, 714).


713


714

Ihn führen die Marschalken von Ostheim. Nicht verschwiegen darf werden, daß die holländischen Säulen (zuylen) (652) der van Zuylen und Culemburg einer Tischwange ebenso wie einem Mühleisen sehr ähnlich sehen; ein Beweis mehr dafür, wie leicht durch eine äußerliche Umgestaltung die Wappenbilder mißdeutet werden konnten (s. Säule).

Todtengebein (mhd.: gemerbein; ndl.: doodsbeen: lat.: ossa; frz.: ossements de mort) findet sich z. B. im Wappen der pommerischen Parsow, wo es aber eben so gut aus einem Ankerschrägkreuze oder dergleichen herausgebildet worden sein kann. Es erscheint meist in später Zeit, ebenso wie der Todtenschädel (ndl.: doodshoofd; lat.: calva: frz: crâne).

Topf, siehe Gefäß.

Trense, siehe Roß.

Treuhand, siehe Arm, Hand.

Trinkhorn, siehe Gefäß, Horn.

Truhe, siehe Gefäß.

Turnierkragen, vielmehr **Bank,** siehe diese.

Ungeheuer (mhd.: kunder; lat.: monstrum; frz.: monstre) sind meist aus Mensch und Thier oder zwei verschiedenartigen Thieren (lat.: bimembres) zusammengesetzt, und manche dieser und ähnlicher Gestalten mögen, wie es sich bei einzelnen sogar nachweisen läßt, durch Zusammenschieben zweier verschiedenen Schildeshälften entstanden sein[92]. Mit Ausnahme bereits allgemein verständlicher Ausdrücke, wie Drache, Einhorn, Greif (s. d.) ist es das Einfachste, das betreffende Wappenbild zuerst bei seinem Obertheile anzusprechen, wie


715

1. Teufel (715), Königslöwe, Mannlöwe, Jungfernlöwe, Mannroß, Mannvogel, Königs-, später Jungfernadler, Jungferndrache, während die fischendigen als Wassermann oder Meerweib angesprochen werden.

2. Flügellöwe oder -Hund, Flammenlöwe, Seelöwe.

3. Flügelroß, Seeroß.

4. Stier.

5. Bock-Adler, Ziegenhahn.

Unter diesen sind namentlich näher zu kennzeichnen:

Jungfernlöwe (ndl.: sphinx, desgleichen lateinisch und französisch) (H. M. 16, 27), im Oberkörper als nackte Jungfrau und unten als Löwe gebildet, bald sitzend auf allen Vieren, rechts gewendet.

Jungfernadler (ndl., lat. und frz.: harpy, harpyia, harpie) (H. M. 29), ein Adler mit nackter Brust und gekröntem Haupte einer Jungfrau, im Visir gesehen, d. h. von vorne, dem Beschauer zugewendet. Der Nürnberger Jungfernadler war ursprünglich ein Königshauptadler, 1243, doch kommt auch der Jungfernadler schon anderswo frühe vor, wie z. B. an der Jacobskirche zu Mühlhausen a. U. 1279.

Jungferndrache (ndl., lat. und frz.: chimaera, chimère) mit dem gekrönten oder ungekrönten, bekleideten oder unbekleideten Oberleibe, mit oder ohne Arme einer Jungfrau und dem Unterleibe eines Drachen, geflügelt oder ungeflügelt, mit zwei Löwen- oder Schwanenfüßen, der Schweif mit oder ohne Stachel, erhoben oder gesenkt.

Meerweib (716) (mhd.: mereweit, -minne, -wip; ndl.: sirene, meermin; lat.: siren; frz.: sirène, mélusine) (H. M. 16), eine nackte (seltener, 15. Jahrhundert, bekleidete) Jungfrau, unterhalb mit einem Fischleibe, mit oder (15. Jahrhundert) ohne Arme, gekrönt (15. Jahrhundert) oder ungekrönt mit herabhängendem oder (15. Jahrhundert) geflochtenem Haupthaar und mit einem geschuppten einfachen oder Doppelfischschwanze, welchen letzteren sie mit beiden Händen aufgekrümmt emporgerichtet hält; später auch mit einem Spiegel in der einen Hand und mit der andern das lange Haar haltend.


716


717


718

Wassermann (mhd.: nichus; ndl.: meerman; lat.: triton, marinus; frz.: homme marin), nackt, bärtig, mit Schilf bekränzt und unten mit einem Fischleibe.

Seelöwe (mhd.: sêlêwe; ndl.: zeeleeüw; lat.: phoca oder leo marinus; frz.: lion mariné), mit dem Oberkörper eines Löwen, rechts schauend und auf dem einen Vorderbeine (Imhof) stehend, hat als Unterkörper einen aufgekrümmten Fischleib, bisweilen auch in unentschiedener Zeichnung mit einem luchs- oder hasenähnlichen Haupte.

Seeroß (mhd.: gabilân, gampilûn; ndl.: zeepaard; lat.: gammarus oder equus marinus oder bipes; frz.: jamble, cheval mariné), ein Pferd, vorne mit Schwimmfüßen und unten mit einem Fischleibe.

Stier (717, 718) (mhd.: grîf; ndl.: panther; lat.: fera ignivoma, gryphus sine alis; frz.: griphon sans ailes) (Z. W. 20, 492, 493; H. M. 23, 27), in der Wappenkunst nicht das Thier der Natur, sondern abenteuerlich zusammengesetzt in der Stellung des Löwen und mit einem Rindsleibe und Rindshaupte, langgeohrt und -gehörnt, auch wohl ziegenbärtig, flammenspeiend, der Hals schwanenförmig gekrümmt mit gesträubter Mähne (so noch gegen das Ende des 14. Jahrhundertes), auch wohl ge-

[92]) So z. B. ist der Löw-Adler der Flans, 1311 (sphragistische Aphorismen 170) zusammengeschoben aus dem orlamündischen Löwen mit dem Adler darunter.

flügelt oder mit Drachenflügeln, vorne mit Greifenbeinen, hinten mit Rindsklauen, der erhobene Schweif mit drei dicken Büscheln. Uebrigens wird dieser „wüthige Stier" als Wappenbild zunächst


719


720


721

von Steiermark schon um 1203 „Greif ohne Flügel" genannt und selbst zur Zeit der Afterheraldik sagt 1530 Rüxner nur „das Thier" und erst Micrael 1639 (in s. Pommerland, Buch 6, S. 354) „pantertier", dann Hoepingk 1642 „panthera"; aber Spener 1680 verschweigt noch das Wort, indem er den Stier nur umschreibend „fera" nennt, „ex cujus oculis, cruribus et ore flammae promicant", und wenn er allerdings des Panthers gedenkt, so versteht er darunter doch nicht den wüthigen Stier und dessen spätere Ausartungen, namentlich in den flammenden Greif ohne Flügel, sondern einen natürlichen Pardel („pardus seu pantera") oder unsern einfachen Löwen, doch gefleckt, welcher aber in der guten Zeit noch nicht vorkommt. Selbst Trier 1714 nennt den ursprünglich wüthigen Stier einen ungeflügelten Greif, und Sigmund v. Birken in seinem österreichischen Ehrenspiegel erkennt noch jenen „Stier" als das Urbild an. Uebrigens kommt beiläufig das eben erwähnte „pantherä", Panthier allerdings schon im Lanzelot (6307) vor, ist jedoch keineswegs anstatt des steierischen Stieres zu verstehen, sondern dem „Physiologus" entsprechend als Sinnbild Christi und Gegenbild des Drachen oder Teufels[93]). Der Zeit nach kommen zuerst vor


722


723

im 12. und 13. Jahrhunderte: das Meerweib, der Flügellöwe oder -Hund, der Stier; sodann der Königslöwe, Königs-, später Jungfernadler, Wassermann, Flammenlöwe, Seelöwe.

Im 14. Jahrhunderte: der Mannlöwe, Jungfernlöwe, Mannroß (Kentaur), Seeroß, Löwadler, Ziegenhahn (723).

Im 15. Jahrhunderte: der Mannvogel (719), Frauvogel (720), Jungferndrache (721), Bockadler (722).

Vierblatt, siehe Blatt, Blume.

Viermond, siehe Mond.

Vierung, siehe Freiviertel, geviertet.

Visiren, siehe ansprechen (Anmerkung).

Vogel (mhd.: vogel; ndl.: vogel; lat.: avis; frz.: oiseau) (Z. W. 43, 52, 104, 112, 220, 255, 323, 334, 348, 358, 369, 395, 404, 418, 441, 454, 476, 494, 513, 527, 541, 551). Der Vogel, so oft er auch in der Wappenkunst vorkommt, ist wegen meistens nur oberflächlicher Zeichnung und mit Ausnahme des unverkennbar stylisirten Adlers (s. d.) und einiger verständlicher gehaltenen Formen, wie Schwan, Storch u. s. w. — namentlich erst seit dem 15. Jahrhunderte — immer mehr nur Vogel im Allgemeinen, als Schwalbe, Taube, Rabe u. s. w. Einigen Anhalt geben uns Namenwappen und mitunter die Farbe, welche zwar gerade in den Hauptquellen (den Siegeln) fehlt. Uebrigens heißen größere Vögel mit abgeschnittenen Füßen und Schnabel oder Schwanz „gestümmelt" (mhd.: lideschart, verhouwen; ndl.: geknot; lat.: truncus, mutilatus; frz.: moppé, morné); kleinere aber kurz „Amselchen". Unter den w. Vögeln finden sich namentlich der Eisvogel, die Eule (724) oder der Auf (mhd: hûwe, kûze, iule, schofut ndl.: katüil; lat.: noctua, strix; frz.: chouette) (Z. W. 358, 112; H. M. 30), welche übrigens auch g. oder r., s. vorkommt (stehend mit zusammengeschlagenen Flügeln und das volle Gesicht zeigend). Ferner der Falke (mhd.: valke; ndl.: valk; lat.: falco; frz.: faucon) (Z. W. 454; H. M. 29), mitunter auch g. oder r., b., s., unterscheidet sich ebenso wie der Geier vom ähnlichen Adler durch die Stellung, indem er sich zugleich in mehr natürlicher Zeichnung, flugbereit, nicht allein mit dem Haupte, sondern auch mit dem Körper von der Seite zeigt (725), und auch oft als Haubenfalke (ndl.: gekapt valk; frz.: f. chaperonné) die verhüllende Falkenhaube trägt und auch wohl eine Schelle am Fange. Die Gans (726)


724


725


726

(mhd. und ndl.: gans; lat.: anser; frz.: oie), welche auch r. oder s. vorkommt, unterscheidet sich vom Schwane nur durch einen kürzeren und weniger gekrümmten Hals. Der Hahn (727) (auch g., r., s.) (mhd.: han; ndl.: haan; lat.: gallus; frz.: coq) (Z. W. 102, 220, 334, 348, 404, 494; H. M. 30) wird meistens mit einzeln aufgerichteten Krummfedern des Schwanzes, seltener als Henne (728) (auch s.) (mhd.: huon, henne; ndl.: hen, hoen lat.: gallina; frz.: poule mit straff emporstehenden geraden Schwanzfedern stehend dargestellt, seltener wachsend (494) oder als Rumpf (220, 404), meistens s. in g. oder w., seltener r. in w. oder w. in r. Des Kapphahns gedenkt bereits Meleranz 11.931.


727


728


729

Hierher (zwar nicht der Farbe nach) gehören auch der Auer- und Birkhahn (mhd.: birkhahn; ndl.: oor-, kor-haan; lat.: urogallus, tetrix; frz.: coq de bruyère, de bois), doch sind sie in früherer Zeit oft schwer zu unterscheiden, ja nur zu erkennen (732), wie denn z. B. in der Z. W. 102 man kaum an einen Birkhahn denken würde, wenn nicht der Name Berchain darauf hindeutete und man 404 den s. Vogelrumpf in g. wohl eher für den eines Adlers ansprechen würde, wenn nicht wiederum der Name Huin an das Hühnergeschlecht erinnerte. Oefter kommt der Hahn als Helmzier vor, und zwar als Rumpf (454, 528) oder in ganzer Gestalt sitzend (102, 213, 440). Und wie der Doppeladler, kommt auch er als Doppelhahn (ndl.: dübbele haan; lat: gallus

[93]) Der hier geäußerten Ansicht steht die neuestens von G. A. Seyler in seiner „Geschichte der Heraldik" aufgestellte Behauptung über das Erscheinen des Pantiers gerade entgegen. Diese Frage könnte erst nach einer genauen Untersuchung, wie sie z. B. seinerzeit F. K. für das Pelzwerk geliefert hat, entschieden werden. Die Schriftleitung.

biceps; frz.: coq à double tête) (Z. W. 334, 754) vor, sowie in mehreren erkünstelten Gebilden (vgl. Ungeheuer) (731).


730


731


732

Der Kranich (auch g. oder s., ja sogar gr., Z. W. 513) (mhd.: kranech; ndl.: kraanvogel; lat.: grus; frz.: grue) (H. M. 30), Sinnbild der Wachsamkeit, welchem sich auch der Reiher, Storch und Strauß anschließen. Uebrigens treten die Unterschiede erst spät hervor (733, 734). Der Kranich, auch wohl gestümmelt, mit einem rothen Käppchen und später auf nur einem Beine


733


734


Z 735

stehend und mit dem andern als Zeichen der Wachsamkeit einen Stein (lat.: vigilantia; vigilance) haltend. Der wenigstens in mittelalterlichen Darstellungen ähnliche Reiher (auch b.) unterscheidet sich durch einen Schopf oder Federnbüschel auf dem Haupte und einen Fisch im Schnabel (mhd.: heiger, reiger; ndl.: reiger; lat.: ardea; frz.: héron) (H. M. 30). Der Storch (mhd.: odevare, adebar; ndl.: ooijevaar; lat.: ciconia; frz.: cigogne) (413; H. M. 30), stehend dargestellt, im 14. Jahrhunderte auch schon als Doppelstorch und seit dem 15. Jahrhunderte mit eingezogenem Hals und Schlange oder Frosch im Schnabel; er kommt mitunter auch r. vor (735).


736


737

Der Strauß (mitunter auch b.) (mhd.: strûz; ndl.: struisvogel; lat.: struthio; frz.: autruche) (527; Su. 1, 196) wird schon im 14. Jahrhunderte mit einem Hufeisen im Schnabel dargestellt, übrigens aber so unähnlich, daß er nur an diesem Hufeisen als Strauß zu erkennen ist (736). Auch die Straußfeder kommt auf (Su. 16, 208), doch als Haupthelmzier erst im Dienste der Spätheraldik. Der Schwan (mhd.: albiz, elbiz, swan; ndl.: zwaan, lat.: cygnus; frz.: cygne) H. M. 30; Crône 18.457) mitunter auch g. oder s., doch meist w. in r.; einen solchen führte namentlich Lohengrin[94]) (5023, 5311, 5352) im Schilde „der swan waer von harm ûf rôt scharlach gesniten, vuoz unde snabel gewocht von klârem golde. Die scharlach man doch ganze liez“[95]). Der Schwan wurde stehend mit niedergeschlagenen Flügeln dargestellt (737). Doch verhältnißmäßig nur selten, wie in den Wappen von Schwangau u. A. (Z. W. 323, 369, 441); oft dagegen kommt der Schwanrumpf vor, zwar als Wappenbild ebenfalls selten (Z. W. 52, 104), aber als Helmzier (738—744) öfter, meistens w. (selten g., r. oder s.), und zwar wachsend (mit aufgerichteten Flügeln 91, 391). Wie dabei der ausgestopfte Hals mit weißem Tuche überzogen in die Helmdecke übergeht und die Flügel von Holz oder sonstwie ausgeschnitten und ausgestückt wurden,


738


739


740


741

zeigt u. A. die Helmzier des Rudolf v. Sachsenhausen, † 1370 (H. A. 2, 133). Andere Rümpfe waren einfacher, ohne Flügel (441), aber nicht selten doppel- (61, 137, 496), ja dreiköpfig (69, 179). Der einfache Schwanrumpf, bisweilen geköpft (498, 521), ist fast immer besteckt, entweder nur auf dem Haupte mit einem s. Federbusche (104, 395) oder aber öfter am ganzen Rücken entlang mit s. Hahn- (52) oder w. straffen Federn (351, 429) oder Pfauspiegeln (21), Pfaukamm (377) oder noch öfter mit einem häutigen oder Fächerkamm, w. r. oder überhaupt von abstechender Farbe (222, 369, 498, 521). Manchmal auch bleiben Hals und Haupt frei und sind dann aber beseitet von zwei Federköchern (148) oder Pfauwedeln (151, 152)[96]). Auch das Reb-


742


743


744

huhn und die Taube (747), Sinnbild des heiligen Geistes und Wappen des heil. Gral (13. Jahrhundert), mit einem Oelzweige im Schnabel: Friedenstaube (mhd.: tûbe mit dem ölzwî; ndl.: düif met den olieblad; lat.: columba; frz.: colombe) (H. M. 30) gehört zu den in der Regel w. Vögeln. Zu den g. Vögeln sind zu zählen: die Lerche, der Paradiesvogel (746), Sperber, Wachtel, Widehopf (H. M. 30). Mitunter haben die g. Farbe auch die Eule, der Falke, Hahn und der Kranich.


745


746


747

Zu den r. Vögeln: der Phönix, ursprünglich wohl nur ein gewöhnlicher Adler, wie ihn auch noch Rüxner 1530 (bei Waldeck) nennt; er kommt zwar schon im Alexanderliede (12. Jahrhundert) vor, als Wappenbild aber in der echten alten Wappenkunst nicht. Erst im Grünenberg findet er sich, und zwar ganz gut stylisirt als wachsender Adler, flugbereit, unterstützt von einem Schragen (747), erst später auf einem brennenden Scheiterhaufen; ferner der Fasan, Geier (auch s.) und mitunter Eule, Falke, Gans, Hahn, Storch.

Zu den b. Vögeln: die Bachstelzen (mhd.: bachstelze; ndl.: kwickstaart; lat.: motacilla; frz.: hoche-queue); kleine b. Vögel mit r. Schnabel und Füßen, pflegen hintereinander, z. B. auf einer g. Binde (Z. W. 395) zu schreiten. Der Pfau (mhd.:

---

[94]) Es handelt sich hier, wie schon öfter Gelegenheit genommen worden zu bemerken, nicht um die dichterische Person, sondern um die Zeit (13. Jahrhundert).

[95]) Beiläufig führten die Behr in Mecklenburg 1283 (M. S.) 2, 1 Schwanrümpfe, doch gleichzeitig auch bald einen Bär mit zwei überhöhten Schwanrümpfen, bald mit drei solchen belegt.

[96]) Beiläufig war ein Schwan in einem seilförmigen Tuch- oder Bandringe, überhöht von einem Halbmonde und Marienbilde, das Zeichen des Schwanenordens in Brandenburg.

phâwe, pfâ; ndl.: paauw; lat.: pavo; frz.: paon) (297; H. M. 30, 31) wird gewöhnlich von der Seite dargestellt, blau mit grünem Spiegel auf dem Scheitel und grünem Schweife, die Augen darin g. mit r. Rande und b. oder s. Mittelpunkte (748). Schlägt er jedoch sein Rad, so wird er von vorne dargestellt und Radpfau (749) genannt (ndl.: aanziende en pronkende paauw; lat.: pavo rotans; frz.: paon rouant) (Z. W. 476). Pfauspiegel, -Büsche (mhd.: ein rûsch von pfâusvedern; ndl.: paauw-vederbos; lat.: crista [pennarum] pavonis; frz.: panache de plumes de paon); Pfauwedel (mhd.: ein [s.] pfâwen-wadel; ndl.: paauwveder-waaijer; lat.: flabellum [pennorum] pavonis; frz.: éventoir de plumes de paon) verwendete man mit besonderer Vorliebe zum Bestecken der Helmzier (Z. W. 3, 6, 11, 13, 15 bis 17, 19, 21 u. v. a.; H. M. 30, 31). Ferner tragen mitunter auch der Falke, Reiher, Strauß die b. Farbe.



748



749

Schwarze Vögel: Amselchen (auch r.) (mhd.: merlîn; ndl.: meerltje; lat.: merulae, apodes; frz.: merlettes) (H. M. 30), namentlich in niederländischen Wappen beliebt, heißen kleine Vögel mit abgeschnittenem Schnabel, Füßen und Schwanz. Die unverstümmelte s. Amsel unterscheidet sich von Rabe und Krähe durch einen g. Schnabel und Mangel des Ringes in demselben (750); da dieser Unterschied jedoch in Wappen nicht immer festgehalten wurde, werden beide, wenn nicht der Name des Inhabers den Ausschlag gibt, gar leicht verwechselt. Der Rabe (mhd.: rappe, rabe; ndl.: raaf; lat.: corvus; frz.: corbeau) (Z. W. 255; H. M. 30) wird in der Regel mit einem g. Ringe im Schnabel stehend oder schreitend abgebildet, mit zusammengelegten Flügeln und geradem, erst seit dem 15. Jahrhunderte mehr gekrümmten Schnabel (751). Ferner der Birkhahn (s. Hahn), Ente, Doppelhahn, Krähe, Schwalbe, Spatz (Lüning), mitunter auch Eule, Falke, Gans, Geier, Hahn, Henne, Kranich, Schwan.



750



751



752

Grün: Papagei oder Sittich (mhd.: papegân; ndl.: papegaai; lat.: psittacus; frz.: perroquet) (Z. W. 541; H. M. 30; Holles crâne 3230, 3657; Walter von der Vogelweide 1198 bis 1228), Sinnbild von der Gesellschaft vom Sittich zu Basel, wird dargestellt mit zusammengeschlagenen Flügeln, grün mit r. Schnabel und Füßen, seltener ganz r. (752). Auch der Kranich kommt gr. vor (Z. W. 513).

Nach der Zeitfolge endlich ordnet sich das Vorkommen der Vögel etwa so:

12. Jahrhundert, Adler, Amselchen, Ente, Falke, Geier, Hahn, Henne, Kranich, Pfau, Rabe, Schwalbe, Schwan, Storch, Taube.

13. Jahrhundert: Birkhahn, Eule, Gans, Krähe, Papagei, Rebhuhn, Sperber, Wiedehopf[97]).

14. Jahrhundert: Bachstelze, Fasan, Doppelhahn, halber Hahn, Radpfau, Reiher, Spatz (Lüning), Vogel Strauß, Friedenstaube.

15. Jahrhundert: Eisvogel, Phönix, Lerche, Paradiesvogel, Wachtel; Schwan mit Halskette. Der Rabe zu 2, 1 in der Gabelstellung.

Wachtel, siehe oben.

Wagen (mhd. und ndl.: wagen; lat.: carrus; frz.. chariot) kommt als Wagengestell vor, im Grundrisse gezeichnet, die im Aufrisse gezeichneten gehören schon dem 16. Jahrh. an.

Waldmann, siehe Mann.

Wappen (mhd.: wâfen, wâpen; ndl.: wapen; lat.: generis, insigne; frz.: armoirie) nennen wir einen Schild, enthaltend ein erbliches, sei es aufgeheftetes („gestücktes") oder gemaltes Sinnbild eines rechtlichen und ehrenhaften, rechtlich und ehrend anerkannten Besitzes oder Standes (Würde), welcher nur dem Besitzer und seinen Angehörigen (Geschlecht) aber keinem Andern zusteht. Personenwappen gab es in guter Zeit nicht, und auch die redenden Wappen waren nur erbliche, aber gar verschieden, da bald die Helmzier, bald das Wappenbild oder nur dessen Begleit- oder Belegbild, ja sogar nur die Schildesfarbe die Andeutung des Namens geben. Für die frühere Zeit ist das redende Bild gewöhnlich die Helmzier.

Wappenbild (vgl. Ansprechen) (mhd.: gewaefen: ndl.: stük, wapenfigür; lat.: figura, insigne, tessera; frz.: meuble) ist zur bequemeren Uebersicht der verschiedenen Gebilde im genauen Anschlusse an den Schild und seine Festigkeit und mehr oder weniger sinnbildliche Verzierung in vier Abtheilungen zu betrachten; solche sind:

1. Die verschiedenen Theilungen (ndl.: hoofdverdeeling; lat.: partitio; frz.: partition).

2. Die ihnen entsprechenden Gespänge oder Beschläge (mhd.: gespenge, bestac; (ndl.: heraldiske stukken, hoofdfiguren; lat.: ductus honorabilis; frz.: pièce | heraldique, rebattement.

3. Die Haften und Nagelköpfe (mhd.: bouc, hispe, nusche, nüschel, rinke, spange, vürspan(ge), tassël; ndl.: gesp.; lat.: fibula, tassellus; frz.. fermail, tassiel), insoferne sie als selbständiges Bild vorkommen.

4. Die mehr oder weniger Sinn- und Namenbilder. Solche „gemeine Figuren" als künstlich und natürlich und im Einzelnen handwerklich oder naturbeschreibend als Menschen, Vierfüßer, Vögel, Fische u. s. w. einzutheilen, konnte nur einem Afterheraldiker einfallen, welchem der vom Ritter selbst noch geführte und mit dem Schwerte vertheidigte Schild bereits zu einem „Märchen aus alter Zeit" geworden war. Die Wappenkünstler des Mittelalters hielten vielmehr den eigentlichen Zweck ihrer Bilder[98]) in Bezug auf die betreffende Schildfläche und den Schild selbst fest im Auge.

Fast alle solche Bilder kommen auch oft in der Mehrzahl vor und ihre Stellung richtet sich dann nach einer feststehenden, der Gestalt des Dreieckschildes entsprechenden Regel; demnach stehen

---

[97]) In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes kommt der Pelikan auf, aber nur als Siegel- nicht als Wappenbild (vgl. Sphr. A. 99) und 1356 soll das Siegel des Nicol. Swartepape ein ganzes Pelikansnest enthalten.

[98]) Bild heißt Alles, was einem anderen Dinge (bil) gemäß ist und daran erinnert.

zwar zwei gleiche Bilder entweder neben- oder übereinander, was im ersten Falle durch 2 und im zweiten durch 1, 1 bezeichnet wird. Drei und mehrere dagegen haben in der guten Zeit immer eine dem Schilde angemessene Vertheilung, wie z. B. 2, 1; 3, 3; 3, 2, 1 u. s. w. Wie geschickt man es schon in der Frühzeit verstand, das betreffende Wappenbild in die Schildesfläche einzuordnen, beweisen u. A. der Adlerflügel am Grabsteine des Dietrich v. Salza (1308) in der Berg- oder Stefanskirche zu Langensalza und das Widderhorn an dem des Friedrich v. Salza (1327) in der Markt- oder Bonifazkirche daselbst. Was übrigens sonst noch über die Ansprache der Wappenbilder und namentlich deren Rangfolge zu bemerken ist, vgl. Ansprechen. Vor Allen wichtig sind uns bei namentlich später oft vorkommenden, mehrere verschiedene Bilder enthaltenden Schilden die ursprünglichen oder Stammwappen, welche im Falle der Unbekanntschaft dann nicht immer leicht zu ermitteln sind, weil sie bald im Unter-, bald im Mittel- oder gar Herzschilde vorkommen oder durch den Abdruck in Siegeln oder Kupferstichen anstatt auf der rechten, auf der linken Seite erscheinen, wie z. B. 1293 in den Siegeln des Friedrich und Ludolf Maltzan nicht die Hasenköpfe, sondern die Staude daneben das Stammwappen ist. Uebrigens sind als Grundlinien immer die senkrechte und wagerechte zu denken; stehen aber die Bilder in einer Stellung, welche durch die Zahlen allein nicht genügend deutlich angezeigt ist, z. B. nach der Richtung einer Schrägbinde, so ist zu melden „schräg 1, 1" u. s. w.

Wappenkunde heißt die Wissenschaft der Wappen und ihrer Regeln und Rechte und

Wappenkunst die Kunst, Wappen zu „visiren", d. h. zu bilden, „aufzureißen"; da jedoch beide, Wissenschaft und Kunst, einander fordern, ergänzen und bedingen, und nicht wohl ohne einander zu denken sind, so gelten sie im weiteren Sinne als gleichbedeutend und je nachdem die wissenschaftliche oder künstlerische Bedeutung, ohne jedoch die andere auszuschließen, hervorgehoben werden soll, wird man sich für die eine oder andere Bewegung entscheiden. In demselben Sinne wird auch der Wappenkenner nicht für voll gelten können, welcher nicht — obwohl weniger künstlerisch und formvollendet — vermöchte, die Wappenbilder richtig und deutlich zu visiren (zeichnen), sowie der Wappenkünstler, welcher nicht — obwohl weniger gelehrt — vermöchte, Wesen und Bedeutung gehörig zu unterscheiden und zu blasoniren, d. h. beschreiben. Schärfer jedoch trennen und unterscheiden wir nach unserem dermaligen Standpunkte die wissenschaftlich-künstlerische Wappenkunde, welche sich geschichtlich und sprachlich auf die ältesten und besten Quellen stützt, von der neueren amtlichen Heroldswissenschaft und sogenannten „Heraldik" der „Heroldsämter", welche wir übrigens des äußeren Anstandes halber unbedingt nicht bekämpfen, solange sie nicht den Anspruch erhebt, anstatt eines immerhin durch landesherrliche Genehmigung berechtigten Amtsstubenherkommens und Brauches als wissenschaftlich-künstlerische Wappenkunde, wie der Geschichtsforscher deren als Beihilfe bedarf, anerkannt zu werden.

Wassermann, siehe Ungeheuer.

Weck, siehe Raute.

Wedel (mhd.: wadel, wedel; ndl.: waaijer; lat.: flabellum; frz.: éventoir) kommt seit dem 13. Jahrh. namentlich in unserem Norden[99]) (Weyher, Obelitz, Levetzow) als Wappenbild (753) selten, doch öfter paarweise als Helmzier vor, mit Hahnfedern (Z. W. 148, 326, 327, 507) oder Pfauspiegeln (41, 132, 151, 152, 176) an einer stabförmigen Handhabe, welche manchmal auch rechtwinklig gebrochen ist (132, 151, 152, 507). Ob ein solcher, einer Fliegenklappe ähnlich, anstatt mit Federn (vgl. d.) mit einer Scheibe oder mit einem Balle (Ballschlegel?) besteckter Stab (78, 247, 515) ebenfalls zu den Wedeln zu zählen sein mag, bleibe dahingestellt, wie denn auch einzelne Federbüsche in einer Tülle ein ähnliches Ansehen haben.



753

Wein, siehe Baum.

Weintraube, siehe Früchte.

Widder, Ram (mhd.: wider, râm, stër, hermen; ndl.: ram; lat.: vervex, aries; frz.: bélier) (Z. W. 47, 72, 183, 207, 217, 233, 247, 321, 536, 555; H. M. 24, 25), wird steigend 14. Jahrhundert, oder zunächst (schon im 12. Jahrhunderte, Ramsperger) und meistens stehend (754) dargestellt, mit schwanförmig gekrümmtem Hals und angedrücktem Haupte; der dicke und lange gewellte Schwanz in beiden Fällen herabhängend. Namentlich auch als Helmzier kommen sowohl der wachsende Widder wie der Rumpf (755) die Hörner und wohl auch nur eines oder der Hals mit einem Kamme und nur einem Horne oft vor (Z. W. 47, 72, 233, 247, 321, 487, 555). Die Widderstirn ist früher (schon im 12. Jahrhunderte Bellenberg) unten mit einem flachen Bogen abgeschnitten, später jedoch kommt sie auch mit einem gestürzt-



754



755



756

lilienförmigen Untertheile vor; mitunter scheint sie in einen Schachrod übergegangen zu sein. Von dem ganz ähnlich an der Außenseite gekerbten Steinbockshorn unterscheidet sich das des Widders (H. M. 25) dadurch, daß es locken- oder schneckenförmig nach Innen gebogen ist. Beide sind nicht etwa mit einem Schneckenhause zu verwechseln, auch dann nicht, wenn sie abwechselnd mit zwei verschiedenen Farben überwunden sind. Wie sehr die Art der Wappenzeichnung (vgl. auch Löwe) dem künstlerischen Geschmacke überlassen war, beweist u. a. ein Grabstein der Woltzhofer von 1310 in der Martinskirche zu Amberg, wo der wachsende Widder (über zwei Rauten) um der räumlichen Ausfüllung willen links ein gewöhnliches Widder-, rechts aber ein gerades Horn wie ein Einhorn hat.

Beiläufig war ein Widder das Ordenszeichen der „Böcke zu Zürich" und ein Widderfell ist heute noch das des goldenen Vließordens.

Uebrigens vgl. auch Lamm und Bock.

---

[99]) Es ist sehr leicht möglich, daß dieses Bild nichts Anderes ist als der „Donnerbesen", welcher an Bauernhäusern in Norddeutschland entweder wirklich eingemauert ist oder durch besondere Stellung der Ziegel angedeutet wird. Er gilt als ein Sinnbild des Gottes Donar, und soll alles Uebel vom Hause fernhalten. Die Schriftleitung.

Widderhorn, siehe Horn.

Wiedehopf, siehe Vogel.

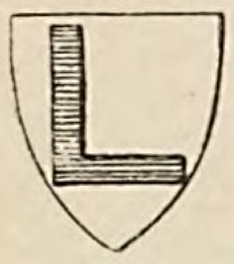
Wiege erscheint in dem Schilde der kärntischen Grimschitz.

Wildermann, siehe Mann.

Wimpel, siehe Banner.

Windhund, siehe Hund, vgl. Wolf.

Winkel, siehe Sparren.



757

Winkelmaß (mhd.: winkelmâz; ndl.: winkelhaak; lat.: norma; frz.: équerre) kommt zwar schon in der Züricher Wappenrolle (332) als Helmzier und mit Hahnfedern besteckt vor, übrigens aber wohl erst im 15. Jahrhunderte (Winkler) (757).

Winzermesser, siehe Messer.

Wirsing, siehe Früchte.

Wolf (mhd. und ndl.: wolf; lat.: lupus; frz.: loup) (Z. W. 226, 257, 262, 298, 399, 479; H. M. 19), in früher Zeit, z. B. Annolied 692[100]), fast immer blau (zur Bezeichnung der grauen Farbe), seltener w., und immer stehend (226, 479), selbst als Helmzier (183, 436) oder schreitend, rennend (262, 298, 399) und auch nur der Rumpf (450), besonders aber als Helmzier wachsend oder Rumpf (99, 257, 298, 399, 450, 479). Der Fuchs dagegen (vgl. d.) pflegt r. oder g. zu sein. Erst im 15. Jahrh.



758



759



760



761

treten die Unterschiede auch in der Zeichnung deutlicher auseinander, indem der Wolf nun in der Haltung des Löwen steigend vorgestellt wird, mit ebenso aufgerichteter Lunte und die Zähne und Zunge weisend; der Fuchs nun aber mehr rennend dargestellt wird mit hängender Lunte und geschlossenem Maule. Zu den ältesten Wolf-Wappen, wenn auch möglicherweise nicht nach der Zeichnung, doch nach dem Alter der Geschlechter, gehören wohl der Wolf über zwei Garben (Bartensleben), liegend (Asseburg) und die 1, 1 Kron-Wölfe der Borck (wendisch: Wolf).

Das 13. Jahrhundert bringt den Wolfsrumpf (760), den Doppelwolf mit zwei Kronen und Halskrone und den Wolf mit einer Gans im Rachen, doch bleibt die Frage, ob diese nicht erst später hinzugekommen, wie denn überhaupt noch gar viele genauere Bestimmungen von einer fortzusetzenden streng wissenschaftlichen Erforschung ältester urkundlich beglaubigter, d. h. mit den Urkunden noch zusammenhängender Siegelabdrücke zu erwarten bleiben.

Im 14. Jahrhunderte kommt der mit einer Haube oder Gugel bedeckte Wolf auf, dann im 15. Jahrhunderte vor einem Zaune mit Staude (Baumgartner).

Schließlich mag hier beiläufig bemerkt sein, daß in neueren Wappen (z. B. Windischgrätz) aus Mißverständniß der Wolf oft aus einem Windhunde, sowie auch umgekehrt, entstellt ist.

Wolfsangel (ndl.: wolfshengsel; lat.: hamus luporum; frz.: cornière), ein in der alten Wappenkunst kaum vorkommendes und selbst ältesten Geschlechtern, wie z. B. den rheinischen Loë oder Lohe erst später zugeeignetes, henkelähnliches, nach Art der Schafscheere federndes Eisen mit zwei ausgebogenen Spitzen (762), mit oder ohne Widerhaken, welches zusammengebogen in ein Stück Fleisch gedrückt wird, und wenn der Wolf dieses verschlingt, auseinander springt und denselben wie einen Fisch an der Angel fängt (vgl. Angel).



762

Zwei ähnliche gabelförmige Eisen an- oder übereinander, mit ihrem Rücken mittelst eines Stabes oder durch Ringe verbunden, sind nicht etwa als Doppelwolfsangel anzusprechen, sondern als Doppelhafte (s. d.).

Uebrigens hat der Ausdruck „Wolfsangel" für Steighaken erst Rüxner 1530 aufgebracht und damit bewiesen, daß ihm das Verständniß für die eine wie für den andern bereits vollständig abhanden gekommen war (vgl. Haken und Bremse).

Wolfszähne (ndl.: wolfstanden; lat.: dentes lupi; frz.: dents de loup) nennt man gebogene Spitzen. Bekannt sind die Wolfszähne der Tettau-Kinsky und die der Keudell. Doch steht zu vermuthen, daß in allen den genannten Fällen die ursprünglichen Wappen aus einer gewöhnlichen Spitzentheilung bestanden, was sich in einzelnen Wappen sogar nachweisen läßt. Die Wolfszähne müssen wir daher als eine nachheraldische Entstellung ansehen (763).



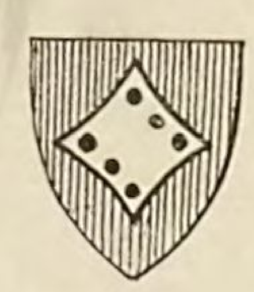
763

Wolken, siehe auch Fehe (unter Farbe).

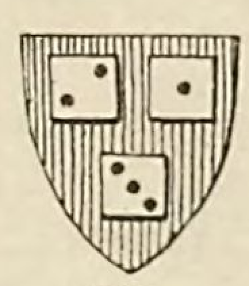
Wurfbarte, siehe Beil.

Wurfeisen, siehe Stecher und Angel.

Würfel (mhd.: würfel; ndl.: blokje; lat.: tessera; frz.: carreau) nennen wir des kurzen Ausdruckes halber nicht den Spielwürfel, welcher meist mit eingebogenen Seiten und mit Augen besetzt vorkommt (764, 765), sondern eine Würfelfläche, rechtwinkelig, mit vier gleichen Seiten, wie auch ein Feld des Schach. Eine solche Schachreihe streif- oder bindenweise nennen wir gestückt, Stückbinde u. s. w.



764



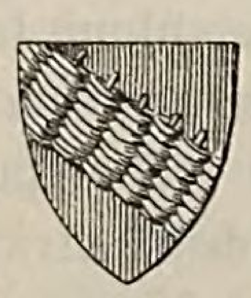
765

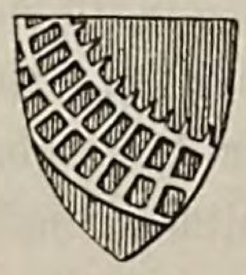
Wurm, siehe Schlange, Drache.

[100]) Wolf grau: Crone 27, 60 oder von Zobel in w.: Meleren; 10.073.


766

Zange (mhd.: zange; ndl.: tang; lat.: forceps; frz.: tenaille), sieht in den meisten Darstellungen aus wie ein an jedem Ende mit einem gleichlaufenden Stäbchen besetztes Schrägkreuz (766). Sie ist das redende Bild der Zenger in Bayern; die alten Amerang daselbst führten sie ebenfalls.


767


768

Zaun (mhd.: zûn; ndl.: tuin; lat.: sepes; frz.: haie) erscheint als Geflecht oder als Gitter in Gestalt eines Gespänges, Binde, Schrägbinde (767, 768), auch im Schildesfuß, wo aus ihm dann Thiere (Löwe: Baumgartner), Bäume, Felsen u. s. w. wachsen.

Zein, siehe Strahl.

Zepter, siehe Stab.

Ziegenhahn, siehe Bock.

Zirkel (mhd.: rize, zirkel; ndl.: zirkel; lat.: circinus; frz.: compas) ist ein Bild der späteren Zeit und mehr in Bürgerwappen heimisch.

Zither, vgl. Fidel, unterscheidet sich von diesen durch die fehlende Handhabe. Die thüringischen Holleben führen sie.

Zweig, siehe Baum.

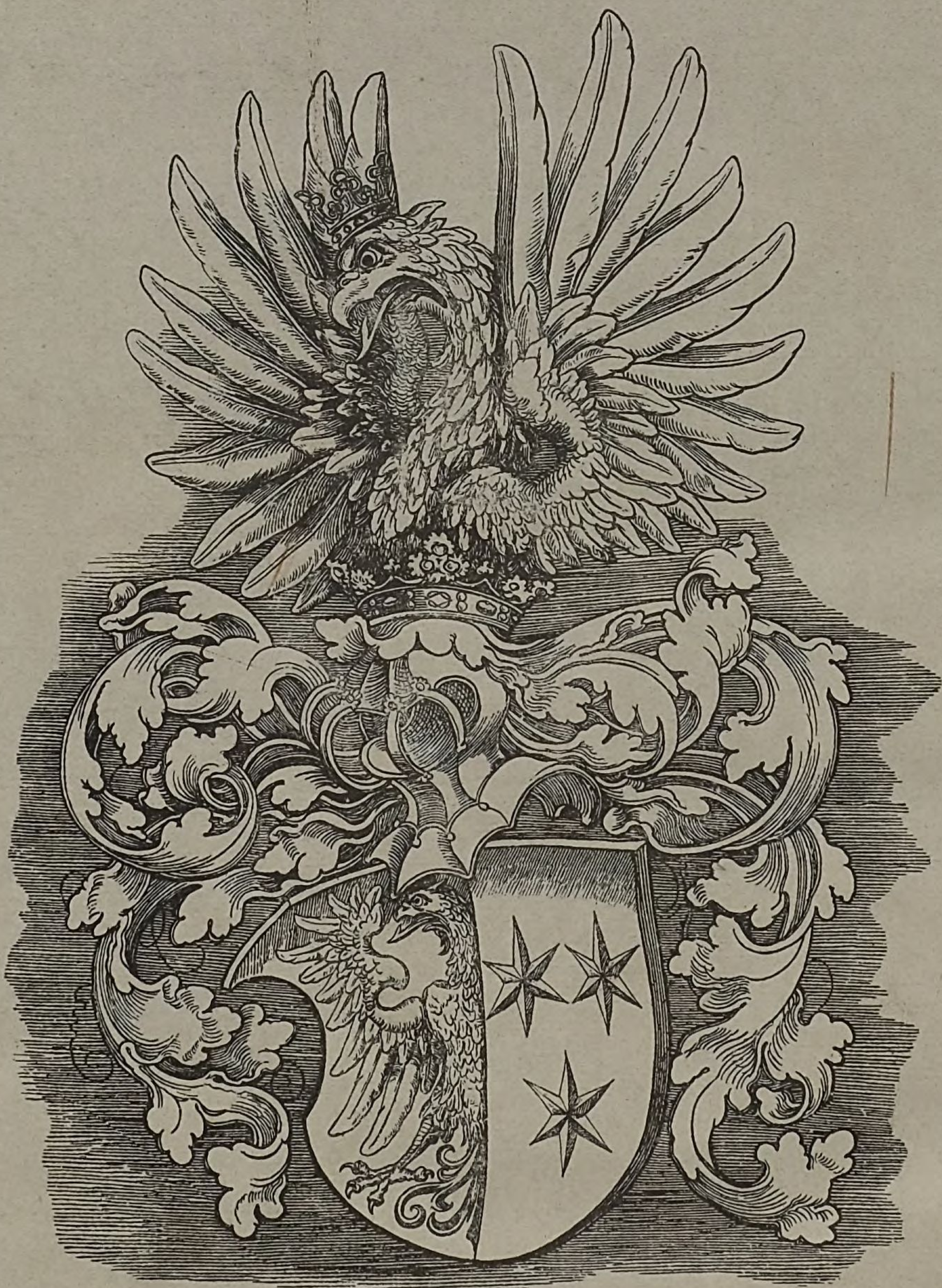
Zwilling, siehe benestelt.

Schlußwort.

Hiemit ist der Haupttheil der von Retberg hinterlassenen wappengeschichtlichen Handschriften in seiner Veröffentlichung zu Ende gebracht. Dabei hat die Schriftleitung es für ihre Pflicht gehalten, kleinere nicht ausgeführte Einzelheiten, in Retberg's Sinne ergänzt, einzuschalten, um so ein möglichst vollständiges Sachwörterbuch über die deutsche Wappenkunst zu bieten. Andererseits mußte manches, das mit dem jetzigen Stande der Untersuchungen im Widerspruche steht, entweder als überholt beseitigt oder durch erklärende Bemerkungen berichtigt werden. Die Schriftleitung konnte sich für viele Anschauungen, zu denen Retberg gelangte, nicht zustimmend erklären, und darf eine endgiltige Klärung der von ihm aufgeworfenen Fragen erst durch eingehende Kritik dieses Werkes von berufener Seite erhoffen. Mögen demnach die nun abgeschlossenen Mittheilungen allen Freunden und Kennern des Wappenwesens reiche Anregung gewähren.

Von den nicht zum Drucke gelangten Anhängen wäre wohl der wichtigste ein Wörterbuch der mittelhochdeutschen Wappenausdrücke; sollten sich Stimmen finden, welche dessen Veröffentlichung als wünschenswerth bezeichnen, so kann dies in einem der künftigen Jahrbücher veranlaßt werden.

Uebrigens sei noch, um Irrungen zu vermeiden, bemerkt, daß jene in Klammern stehenden Zahlen, die mit den Nummern unter den beigedruckten Figuren nicht übereinstimmen, sich immer auf die Züricher Wappenrolle beziehen.



Kristlich vn dütsch

Druck von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Retberg, Ralf von

Die Geschichte der deutschen Wappenbilder aus Ralf von Retberg's Nachlasse

Frankfurt a/M 1888